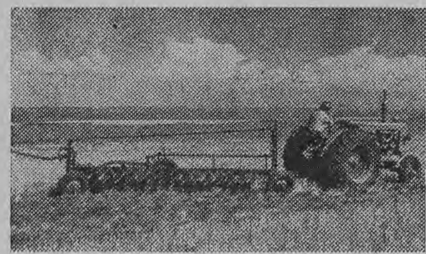
Der
Nordwesten-Kalender

VOL. LVIII 1953 PREIS 75 CENTS

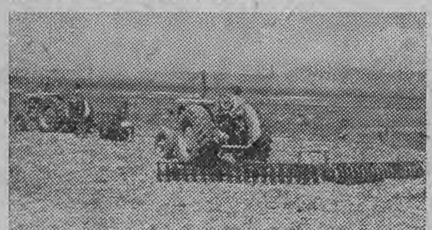




Hier ist Produktion! Vierzehn Scheiben machen einen 10-Fuß weiten Schnitt, und Sie haben alle Zugkraft die Sie brauchen, wenn Sie ein MM Modell G Traktor und einen MM Wheatland Scheibenpflug zusammen verwenden.



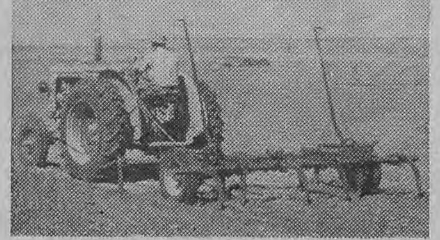
Mit der billigen Kraft des MM 2-Plow R Traktors und dem leicht-zu-ladenden MM LS300 Spreader, der ein großes Fassungsvermögen hat, sind Sie **Geld** voraus, **Zeit** voraus.



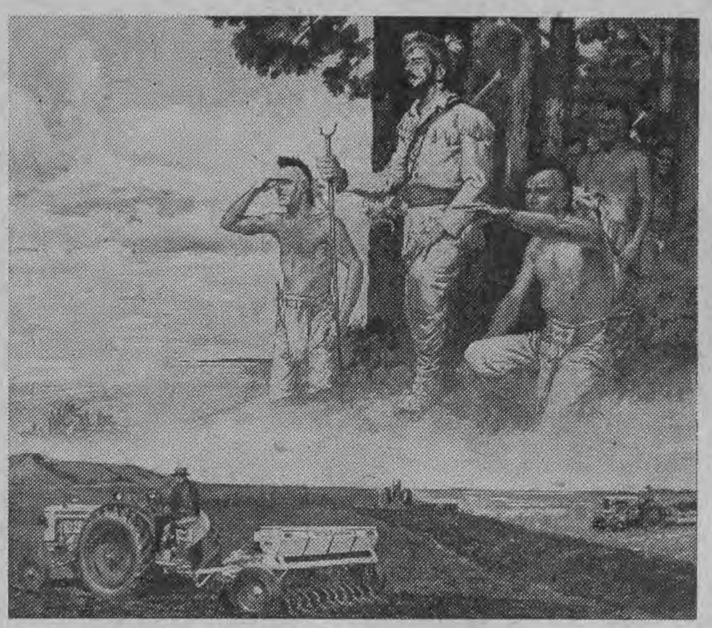
MM Wheatland Disc Plow führt, MM Wide-Cut Harrow folgt . . . Das ist die Art der Farmbewirtschaftung die Profite bringt, Unkosten niedrig hält.



Mit der zusätzlichen Kraft des MM 4-5 Plow G Traktors und den geldsparenden Vorzügen des MM Uni-Tiller, können Sie den Unkosten auf den Hals gehen.



Hier ist der MM Uni-Tiller von hinten gesehen. Auf einer anzubringenden Stange und Einfassung kann eine Vielzahl von Werkzeugen untergebracht werden . . . Sie reduzieren Ihre Unkosten, schaffen sich die Werkzeuge an, die auf **Ihre** Farm passen.



Der „Erste Canadier" muß die Felder der Zukunft gesehen haben

Als Entienne Brule, der oft der „Erste Canadier" genannt wird, weit in das Zentrum des heutigen Canadas eindrang, **muß** er Vorstellungen von der Zukunft gehabt haben. Als er Champlains Forschungsgesellschaften in die inneren Gebiete führte, **muß** er eine große Nation aus den fruchtbaren Prärien emporsteigen gesehen haben. Er muß die wogenden, gepflanzten Felder, die großen Ernten, die **Stärke** einer auf fortschrittlicher Landwirtschaft aufgebauten Nation geahnt haben.

Und wirklich, seine Heldentaten berechtigen Etienne Brule der „Erste Canadier" genannt zu werden, eine Ehre die seiner großen Abenteuer wert ist.

MINNEAPOLIS-MOLINE
baut für die Zukunft Ihrer Felder!

Wie der „Erste Canadier" die **Felder der Zukunft** gesehen haben muß . . . helfen die modernen Maschinen von Minneapolis-Moline **Ihnen** die **Zukunft Ihrer Felder** zu bauen. Mit MM-Ausrüstung können Sie **mehr** erreichen als nur das **meiste** zu den **niedrigst-möglichen Kosten** aus Ihrem Land herauszuholen. Mit MM-Maschinen unterstützt, **besitzen** Sie die Kraft und die Werkzeuge Ihre Ernten zu **erhöhen** während Sie Ihren Boden **erhalten.**

Schauen Sie sich nur einen dieser kraftgeladenen **MM-Traktoren** an . . . angefangen vom mächtigen 4-5 Plow Modell G bis zum handfesten 1-Plow Modell V. **Vergleichen** Sie sie auf Profit-Kraft, **prüfen** Sie sie auf Sparsamkeit, messen Sie die Leistungsfähigkeit. Wie sie auch den Wert eines Traktors bemessen, Sie werden immer feststellen, daß die Traktoren mit dem großen „MM", mit dem Gedanken an Ihre **Höchstprofite** und **niedrigste Verbrauchskosten** gebaut wurden.

Besuchen Sie Ihren MM Händler. Informieren Sie sich über die Farm-Profit Tatsachen.

Qualitätskontrolle in MM Fabriken sichert Ihnen zuverlässige Leistungsfähigkeit auf dem Felde.

MINNEAPOLIS-MOLINE OF CANADA LTD.

REGINA, SASK. WINNIPEG, MAN.

Seine Exzellenz
Rt. Hon. Vincent Massey
Canadas
erster einheimischer
General-Gouverneur



Unser Bild zeigt eine seltene Aufnahme des Ehepaares Massey. Die Gattin von Canadas General - Gouverneur ist im Jahre 1947 verstorben.

Der Nordwesten-Kalender

für das Jahr

1953

Achtundfünfzigster Jahrgang

Druck und Verlag
NATIONAL PUBLISHERS LIMITED
Winnipeg, Manitoba,
Canada.

Inhalts-Verzeichnis

Index of Advertisers

Das Jahr 1953

ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius	das	5842ste
Christi Tod	"	1920ste
Zerstörung Jerusalems	"	1883ste
Entdeckung Amerikas durch Columbus	"	470ste
Luthers Reformation	das	436ste
Unabhängigkeit der Ver. Staaten	"	178ste
Konstituierung des Dominion Canada	"	87ste
Der Regierung Königin Elizabeths	"	2te

Kalenderberechnungen für das Jahr 1953

Jahr Jahr 1953 entspricht dem Jahre 6666 nach der julianischen Zeitrechnung; dem Jahr 5714 nach der jüdischen Zeitrechnung, die am 9. September mit Sonnenuntergang beginnt; dem Jahre 2706 seit der Gründung Roms nach Marcus Terrentius Varro; dem Jahr 2613 nach der japanischen Zeitrechnung;; dem Jahr 1372—73 nach der mohammedanischen Zeitrechnung, mit dem Anfang des Jahres am 9. September nach Sonnenuntergang.

Der 1. Januar 1953 ist der 2,434,379ste Tag seit Beginn der julianischen Zeitreichnung.

Finsternisse des Jahres 1953

Im Jahr 1953 wird es fünf Finsternisse geben, drei davon Sonnen- und zwei Mondfinsternisse.

1. Eine totale Finsternis des Mondes am 29.—30. Januar, teilweise hier sichtbar; der Anfang ist allgemein sichtbar in Asien, dem nordwestlichen Teil von Australien, dem Indischen Ozean, Europa, Afrika, dem Atlantischen Ozean, den arktischen Gebieten, dem nordöstlichen Teil von Nordamerika und dem östlichen Teil von Südamerika; Ende allgemein sichtbar in Westasien, dem westlichen Teil des Indischen Ozeans, Europa, Afrika, den arktischen Gebieten, dem Atlantischen Ozean, Nordamerika, außer dem nordwestlichsten Teil, Südamerika, und dem südöstlichen Teil des Pazifischen Ozeans. Die Finsternis beginnt am 29. um 6 Uhr 5 Minuten nachmittags und endet um 7 Uhr 30 Minuten nachmittags. 75. Längengrad Zeit.

2. Eine teilweise Finsternis der Sonne am 13.—14. Februar, hier unsichtbar.

3. Eine teilweise Finsternis der Sonne am 11. Juli, hier unsichtbar.

4. Eine totale Finsternis des Mondes am 26. Juli, Anfang allgemein in Nordamerika, außer den östlichen und nordöstlichen Teilen sichtbar, sowie in Südamerika, außer dem östlichen Teil, dem Pazifischen Ozean, Australien, und dem nordöstlichen Teil von Asien; Ende allgemein sichtbar im Pazifischen Ozean, außer dem östlichen Teil, dem äußerst nordwestlichsten Teil von Nordamerika, Australien, dem Indischen Ozean, Ost- und Zentralasien.

5. Eine teilweise Finsternis der Sonne am 9. August, hier unsichtbar.

Am 14. November, beginnend um 10.37 A.M., wird der Stern Merkur über die Sonnenscheibe wandern, hier sichtbar.

Die Jahreszeiten 1953

75. Längengrad-Zeit.

Das Frühjahr beginnt am 20. März, 5 Uhr 1 Minute abends.

Der Sommer beginnt am 21. Juni, 0 Uhr 1 Minute.

Der Herbst beginnt am 23. September, 3 Uhr 7 Minuten morgens.

Der Winter beginnt am 21. Dezember, 10 Uhr 32 Minuten abends.

Chronologische Kennzeichen für das Jahr 1953

Sonntagsbuchstabe	D
Epakten	14
Goldene Zahl	16
Sonnenzirkel	2
Römer Zinszahl	6
Julianische Periode	6666

Morgen- und Abend-Sterne des Jahres 1953

Der Planet Venus ist der Abendstern bis zum 13. April, dann Morgenstern bis Ende des Jahres.

Der Planet Mars ist Abendstern bis zum 8. Juli, dann Morgenstern bis Jahresausgleich.

Der Planet Jupiter ist Abendstern bis zum 24. Mai, dann Morgenstern bis zum 13. Dezember und wieder Abendstern bis Ende des Jahres.

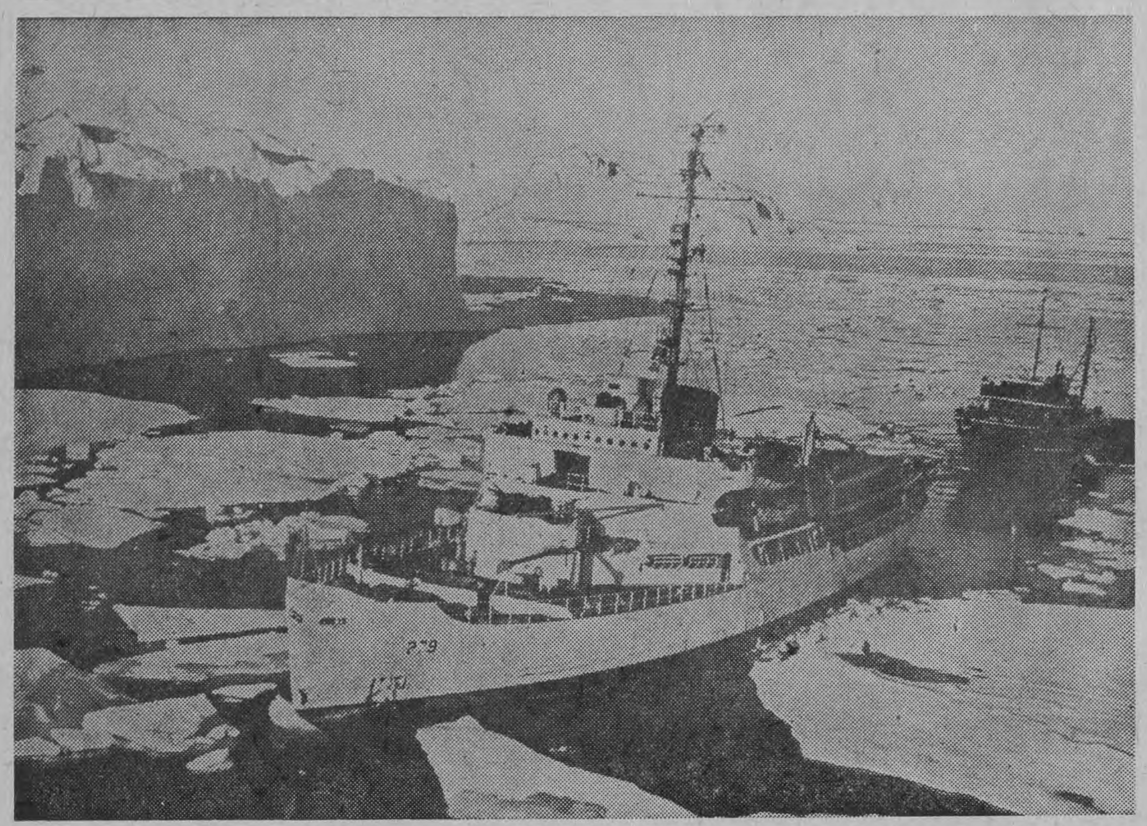
Der Planet Saturn ist Morgenstern bis zum 14. April und Abendstern bis zum 23. Oktober, dann Morgenstern bis Ende des Jahres.

Quatember des Jahres 1953

Februar 25, 27 und 28.
Mai 27, 29 und 30.
September 16, 18 und 19.
Dezember 16, 18 und 19.

Bewegliche und unbewegliche Feiertage für das Jahr 1953

Epiphanias	6. Januar	Sonntag Rogate	10. Mai
Sonntag Septuagesima	1. Februar	Himmelfahrt	14. Mai
Sonntag Sexagesima	8. Februar	Pfingstsonntag	24. Mai
Sonntag Quinquagesima	15. Februar	Sonntag Trinitatis	31. Mai
Fastnacht	17. Februar	Fronleichnam	4. Juni
Aschermittwoch	18. Februar	Dominiontag	1. Juli
Sonntag Quadragesima	22. Februar	Arbeitertag	1. Montag im September
Palmsonntag	29. März	Erster Advent	29. November
Karfreitag	3. April	Weihnachten	25. Dezember
Ostersonntag	5. April	Silvester	31. Dezember

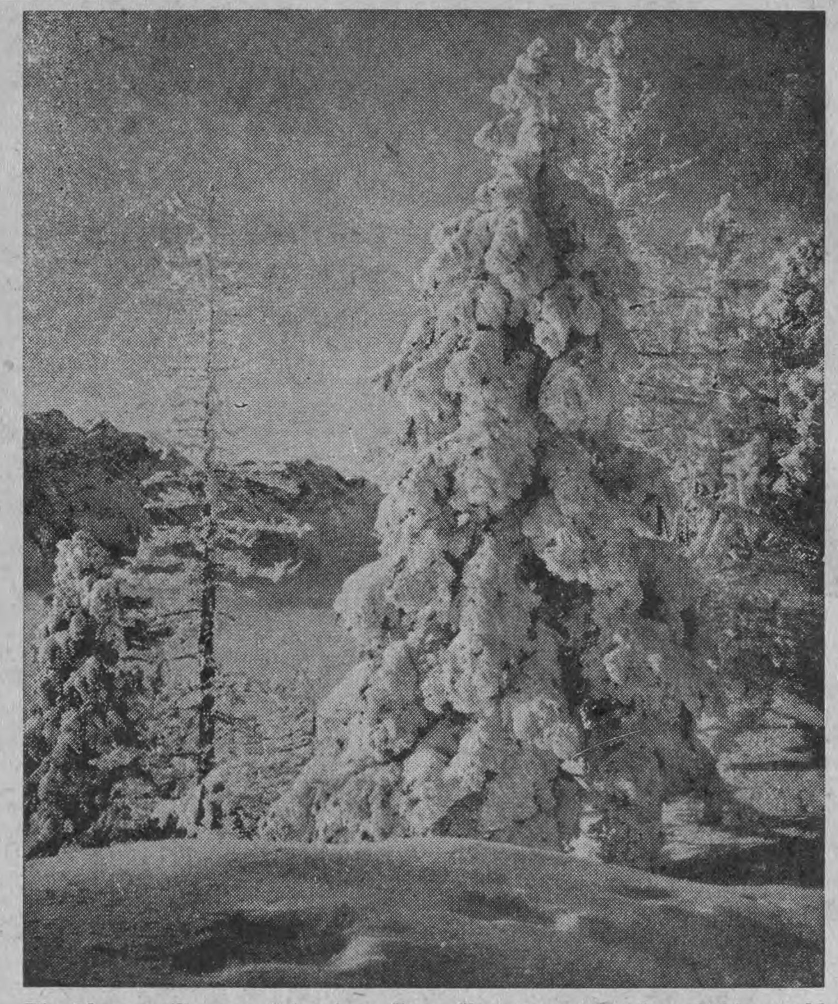


Canadas arktische Gewässer werden von einer Reihe von Wetterschiffen befahren, die für eine richtige Voraussage der Wetterentwicklung im Innenland Sorge tragen.

Januar — 31 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	**Neujahrstag**	7 59	4 10	8 19	3 50	8 08	4 00	5 30
2	Freitag	Abel und Seth	7 59	4 11	8 19	3 51	8 08	4 01	6 44
3	Sonnabend	Enoch	7 59	4 12	8 19	3 52	8 08	4 02	7 54
1. Woche. 2. Sonntag nach Weihnachten.			Tageslänge: Man. 8.16; Sask. 7.36; Alta. 7.56						
4	Sonntag	Methusalem	7 58	4 14	8 18	3 54	8 07	4 03	9 04
5	Montag	Simeon	7 58	415	8 18	3 55	8 07	4 04	10 11
6	Dienstag	**Epiphanias**	7 58	4 16	8 17	3 56	8 07	4 05	11 19
7	Mittwoch	Julian	7 58	4 17	8 16	3 58	8 06	4 07	Mrg.
8	Donnerstag	Erhardt ☾	7 57	4 19	8 16	3 59	8 06	4 08	0 29
9	Freitag	Beatus	7 57	4 20	8 15	4 01	8 05	4 10	1 41
10	Sonnabend	Thekla	7 56	4 21	8 15	4 02	8 05	4 11	2 56
2. Woche. 1. Sonntag nach Epiphanias.			Tageslänge: Man. 8.27; Sask. 7.49; Alta. 8.09						
11	Sonntag	Hygenius	7 55	4 22	8 14	4 03	8 04	4 13	4 15
12	Montag	Reinhold	7 55	4 23	8 14	4 04	8 04	4 15	5 30
13	Dienstag	Hylarius	7 54	4 25	8 13	4 06	8 03	4 17	6 41
14	Mittwoch	Felix	7 53	4 26	8 12	4 08	8 02	4 19	7 36
15	Donnerstag	Paul Einsiedler ●	7 53	4 28	8 11	4 10	8 01	4 20	Untg.
16	Freitag	Marzellus	7 52	4 29	8 10	4 12	8 00	4 21	5 58
17	Sonnabend	Anton Einsiedler	7 51	4 30	8 10	4 14	7 59	4 23	7 29
3. Woche. 2. Sonntag nach Epiphanias.			Tageslänge: Man. 8.42; Sask. 8.07; Alta. 8.26						
18	Sonntag	Priska	7 50	4 32	8 09	4 16	7 58	4 24	8 56
19	Montag	Sara	7 49	4 33	8 08	4 18	7 57	4 26	10 22
20	Dienstag	Fabian u. Sebastian	7 48	4 35	8 06	4 20	7 56	4 28	11 46
21	Mittwoch	Agnes ☽	7 47	4 36	8 04	4 21	7 55	4 30	Mrg.
22	Donnerstag	Vinzenz	7 46	4 38	8 02	4 23	7 54	4 32	1 09
23	Freitag	Emerentiana	7 45	4 40	8 01	4 25	7 53	4 33	2 30
24	Sonnabend	Timoteus	7 43	4 42	7 59	4 27	7 51	4 35	3 49
4. Woche. 3. Sonntag nach Epiphanias.			Tageslänge: Man. 9.02; Sask. 8.31; Alta. 8.47						
25	Sonntag	Pauli Bekehrung	7 42	4 44	7 58	4 29	7 50	4 37	4 59
26	Montag	Polykarp	7 41	4 45	7 56	4 30	7 48	4 38	5 59
27	Dienstag	Johann Chrysost.	7 40	4 47	7 54	4 32	7 46	4 40	6 44
28	Mittwoch	Karl der Große	7 39	4 48	7 53	4 34	7 45	4 42	7 18
29	Donnerstag	Valerian ○	7 38	4 50	7 51	4 36	7 43	4 43	Aufg.
30	Freitag	Adelgunde	7 36	4 52	7 49	4 38	7 42	4 45	5 42
31	Sonnabend	**Virgilius**	7 35	4 54	7 47	4 40	7 41	4 47	6 52

Die alte Heimat im Bild



Ein klares, silbernes Schweigen liegt über dem deutschen Gebirgswald im Winter. Es gehört zu den seltenen, unvergesslichen Erlebnissen, auf blanken Bretteln durch die winterliche Pracht zu brausen; in kühnem Schwung die steilen Hänge nehmend. Tiefverschneite Tannen, im Abendrot leuchtende Berggipfel und das Lachen der Jugend — das alles ist deutscher Winter.

Neujahr

Von EDUARD MÖRIKE

Wie heimlicherweise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füssen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Wlilkommen!
Herz, jauchze du mit!

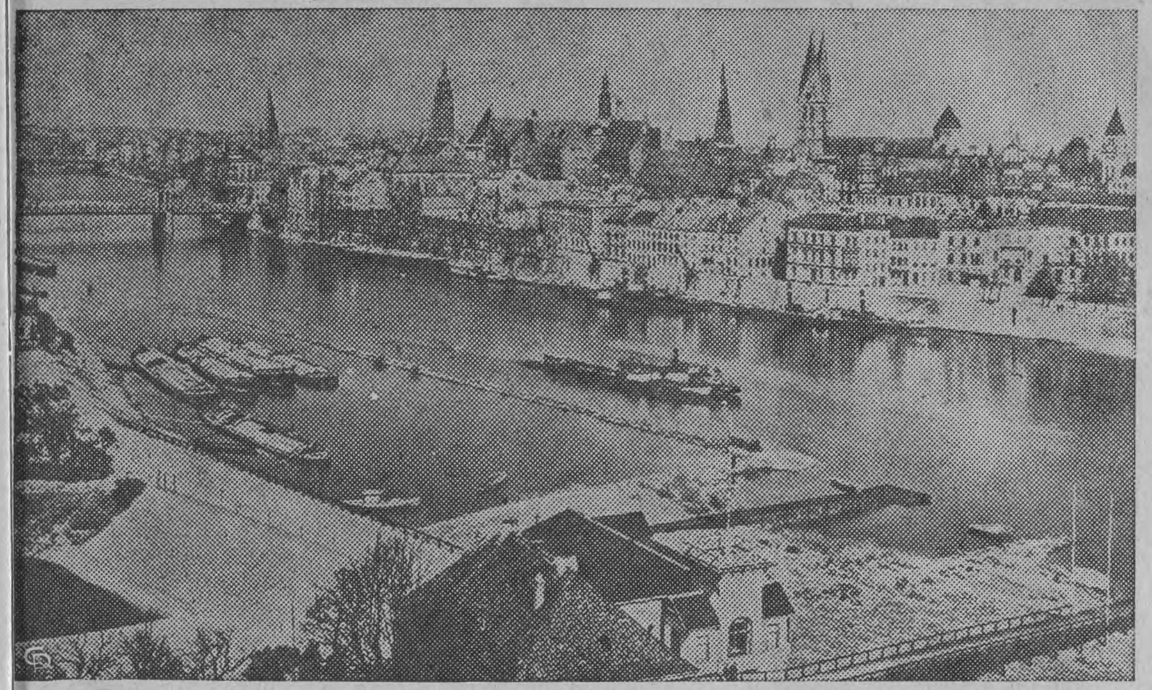
In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Das Wetter: 1.-2. stürmisch; 3.-5. sehr kalt; 6.-9. kalt, bedrohlich; 10.-12. Stürme; 13.-16. windige Perioden; 17.-19. schön und kalt; 20.-22. bedrohlich; 23.-26. gewöhnlich stürmisch; 27.-28. rauh, kalte Winde; 29.-31. kalt.

Februar — 28 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
5. Woche.	**Sonntag Septuagesima.**			Tageslänge: Man. 9.21;		Sask. 8.56;		Alta. 9.09		
1	Sonntag	Brigitta		7 34	4 55	7 46	4 42	7 40	4 49	8 00
2	Montag	Mariä Reinigung		7 32	4 57	7 44	4 44	7 38	4 51	9 07
3	Dienstag	Blasius		7 30	4 59	7 42	4 46	7 36	4 53	10 15
4	Mittwoch	Veronika		7 28	5 00	7 40	4 48	7 34	4 55	11 25
5	Donnerstag	Agatha		7 27	5 02	7 39	4 50	7 33	4 57	Mrg.
6	Freitag	Dorothea	☾	7 26	5 04	7 37	4 52	7 31	4 59	0 38
7	Sonnabend	Richard		7 24	5 06	7 35	4 54	7 29	5 01	1 54
6. Woche.	**Sonntag Sexagesima.**			Tageslänge: Man. 9.46;		Sask. 9.23;		Alta. 9.36		
8	Sonntag	Salomon		7 22	5 08	7 33	4 56	7 27	5 03	3 09
9	Montag	Appollonia		7 20	5 09	7 31	4 58	7 25	5 05	4 20
10	Dienstag	Scholastika		7 19	5 11	7 30	5 00	7 24	5 06	5 21
11	Mittwoch	Euphrosine		7 18	5 13	7 28	5 02	7 22	5 08	6 09
12	Donnerstag	Eudalia		7 16	5 15	7 26	5 04	7 20	5 10	6 44
13	Freitag	Benignus	☺	7 14	5 16	7 24	5 06	7 18	5 12	Untg.
14	Sonnabend	Valentin		7 12	5 17	7 22	5 08	7 16	5 14	6 29
7. Woche.	**Sonntag Quinquagesima.**			Tageslänge: Man. 10.09;		Sask. 9.51;		Alta. 10.01		
15	Sonntag	Justin		7 10	5 19	7 19	5 10	7 14	5 15	7 52
16	Montag	Juliane		7 08	5 21	7 17	5 12	7 12	5 17	9 21
17	Dienstag	**Fastnacht**		7 06	5 23	7 14	5 14	7 10	5 19	10 47
18	Mittwoch	**Aschermittwoch**		7 04	5 25	7 12	5 16	7 08	5 21	Mrg.
19	Donnerstag	Susanna		7 03	5 26	7 10	5 18	7 06	5 23	0 11
20	Freitag	Eucharius	☽	7 01	5 28	7 07	5 20	7 04	5 24	1 35
21	Sonnabend	Eleonore		7 00	5 30	7 05	5 22	7 02	5 26	2 50
8. Woche.	**Sonntag Invocavit.**			Tageslänge: Man. 10.33;		Sask. 10.21;		Alta. 10.28		
22	Sonntag	Petri Stuhlfeier		6 58	5 31	7 03	5 24	7 00	5 28	3 54
23	Montag	Serenus		6 56	5 33	7 01	5 26	6 58	5 30	4 45
24	Dienstag	Matthias		6 53	5 35	6 59	5 28	6 56	5 32	5 23
25	Mittwoch	Liktor	●	6 51	5 37	6 57	5 30	6 54	5 34	5 49
26	Donnerstag	Nestor		6 49	5 39	6 55	5 32	6 52	5 36	6 10
27	Freitag	Leander		6 47	5 41	6 53	5 34	6 50	5 38	6 26
28	Sonnabend	Romanus	●	6 45	5 43	6 50	5 36	6 48	5 40	Aufg.

Die alte Heimat im Bild



Die Hansastadt Bremen — eine der schönsten Visitenkarten Deutschlands und für viele Auswanderer der letzte Aufenthaltsort. Aus den Trümmmern des zweiten Weltkrieges neu erstanden, wird Bremen heute wie früher vom trotzigen, steinernen Rohland bewacht.

Die Mutter schreibt . . .

Von RUDOLF FARYS

Bei uns ist alles wie es war,
— der Strom, die Stadt, das Haus — genau
wie früher auch. — Nur schau, mein Haar
wird langsam silbergrau.

Du spürtest kaum in letzter Zeit,
wie wenig ich vor Kummer schlief.
— Du kehrst nicht heim und bist so weit
und selten kommt ein Brief.

Ich wäre stiller, wenn du schriebst,
dass du auf mich daheim vergisst,
weil du so ganz von Herzen liebst
und froh und glücklich bist.

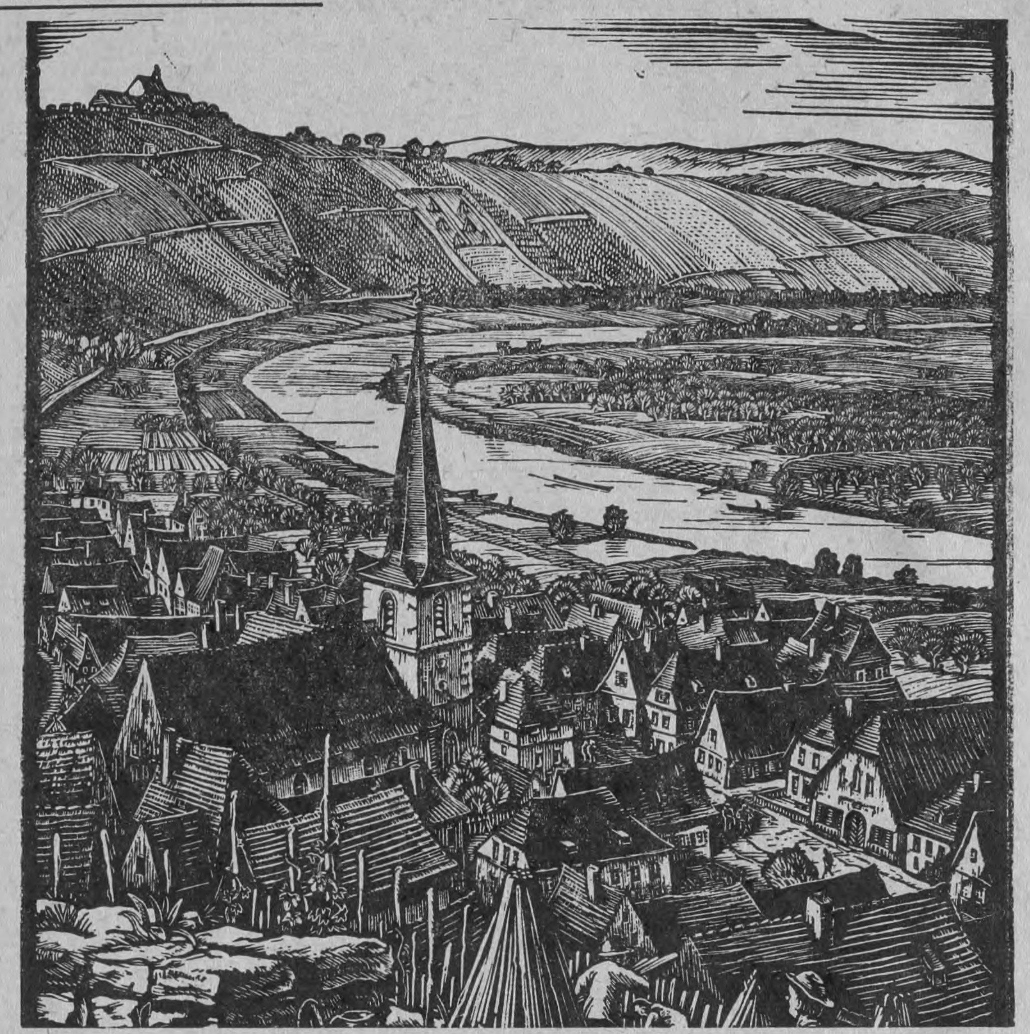
Anbei ein wenig Briefpapier
— ich weiss, es fehlt dir sicherlich —
und sei so lieb und schreibe mir
ein wenig über dich.

Das Wetter: 1.-3. schön und kalt; 4.-5. bedrohlich; 6.-9. unbeständig, sehr stürmisch; 10.-13. kalte Periode; 14.-15. stürmisch; 16.-18. veränderlich; 19.-21. feucht, kalt; 22.-24. winterliches Wetter; 25.-28. schön und fortgesetzt kalt.

März — 31 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
9. Woche. Sonntag Reminiscere.				Tageslänge: Man. 11.02; Sask. 10.50; Alta. 10.56						
1	Sonntag	Albin		6 43	5 45	6 48	5 38	6 46	5 42	6 55
2	Montag	Simplicius		6 41	5 46	6 45	5 40	6 43	5 43	8 06
3	Dienstag	Kunigunde		6 39	5 47	6 43	5 42	6 41	5 45	9 14
4	Mittdow	Adrian		6 37	5 49	6 40	5 44	6 39	5 47	10 25
5	Donnerstag	Friedrich		6 35	5 50	6 37	5 46	6 36	5 48	11 39
6	Freitag	Fridolin		6 33	5 52	6 35	5 48	6 34	5 50	Mrg.
7	Sonnabend	Felizitas		6 31	5 53	6 33	5 50	6 32	5 51	0 53
10. Woche. Sonntag Oculi.				Tageslänge: Man. 11.27; Sask. 11.21; Alta. 11.24						
8	Sonntag	Philemon	☾	6 28	5 55	6 31	5 52	6 29	5 53	2 03
9	Montag	Franziska		6 26	5 56	6 29	5 54	6 27	5 55	3 06
10	Dienstag	Henrietta		6 24	5 58	6 27	5 56	6 25	5 57	4 00
11	Mittwoch	Rosina		6 22	5 59	6 24	5 58	6 22	5 59	4 40
12	Donnerstag	Gregor		6 20	6 00	6 21	5 59	6 20	6 00	5 08
13	Freitag	Ernst		6 18	6 02	6 19	6 01	6 18	6 02	5 31
14	Sonnabend	Zacharias		6 16	6 04	6 17	6 03	6 16	6 04	5 50
11. Woche. Sonntag Laetare.				Tageslänge: Man. 11.52; Sask. 11.50; Alta. 11.52						
15	Sonntag	Christoph	☺	6 14	6 06	6 15	6 05	6 14	6 06	Untg.
16	Montag	Cyriakus		6 11	6 08	6 12	6 07	6 11	6 08	8 14
17	Dienstag	Gertrud		6 09	6 09	6 09	6 09	6 09	6 09	9 42
18	Mittwoch	Anselm		6 07	6 11	6 07	6 11	6 07	6 11	11 09
19	Donnerstag	Joseph		6 05	6 13	6 05	6 13	6 05	6 13	Mrg.
20	Freitag	Hubert		6 03	3 15	ʒ 03	6 15	6 03	6 15	0 30
21	Sonnabend	Benedikt		6 01	6 16	6 00	6 17	6 01	6 16	1 41
12. Woche. Sonntag Judica.				Tageslänge: Man. 12.19; Sask. 12.21; Alta. 12.19						
22	Sonntag	Kasimir	☽	5 59	6 18	5 58	6 19	5 59	6 18	2 39
23	Montag	Eberhard		5 56	6 20	5 55	6 21	5 56	6 20	3 21
24	Dienstag	Gabriel		5 54	6 22	5 52	6 23	5 53	6 22	3 52
25	Mittwoch	Maria Verklärung		5 51	6 24	5 49	6 25	5 50	6 24	4 15
26	Donnerstag	Emmanuel		5 49	6 25	5 47	6 26	5 48	6 25	4 33
27	Freitag	Hubert		5 47	6 26	5 44	6 28	5 46	6 27	4 48
28	Sonnabend	Malchus		5 45	6 28	5 42	6 30	5 44	6 29	5 00
13. Woche. Sonntag Palmarum.				Tageslänge: Man. 12.46; Sask. 12.53; Alta. 12.48						
29	Sonntag	**Palmsonntag**		5 43	6 29	5 39	6 32	5 42	6 30	5 13
30	Montag	Guido	●	5 40	6 30	5 37	6 33	5 39	6 31	Aufg.
31	Dienstag	Amos		5 38	6 31	5 35	6 36	5 37	6 33	8 14

Die alte Heimat im Bild



Frühling am Rhein. Lerchenklang, Blumenduft und emsig schaffende Weinbauern in den Rebenhängen, kennzeichnen diese wohl schönste Jahreszeit der alten Heimat.

Junger Tag

Von HANS WOLF

Es hat nichts Zeit und alle Zeit zerrinnt —
es gibt auf Erden kein Geborgensein
und jene Stunden, laut und leer und blind,
sie werden alle ohne Morgen sein . . .

Es hat nichts Zeit und alle Zeit zerrinnt —
wir wissen nie beim Auseinandergehn
was nun vollendet und was neu beginnt,
denn Wandel steht vor jedem Wiedersehn . . .

Es hat nichts Zeit und alle Zeit zerrinnt —
und doch wird nichts davon verloren sein,
denn jeder Nacht, die wir gewandert sind,
wird licht ein junger Tag geboren sein . . .

Das Wetter: 1.-3. veränderlich, gelinde; 4.-7. Wind, unbeständiges Wetter bringend; 8.-12. stürmische Periode; 13.-17. kalt; 18.-19. windig; 20.-23. schön; 24.-27. kalt, starke Winde; 30.-31. unbeständig.

April 30 Tage 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man.		Sonnenaufg. und Unterg. Sask.		Sonnenaufg. und Unterg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Untg.
			Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1	Mittwoch	Theodor	5 36	6 33	5 32	6 37	5 34	6 35	9 27
2	Donnerstag	**Gründonnerstag**	5 32	6 35	5 30	6 39	5 32	6 37	10 42
3	Freitag	**Karfreitag**	5 32	6 36	5 27	6 41	5 29	6 39	11 54
4	Sonnabend	Ambrosius	5 30	6 38	5 25	6 43	5 27	6 40	Mrg.
14. Woche. Ostersonntag.			Tageslänge: Man. 13.11; Sask. 13.21; Alta. 13.16						
5	**Sonntag**	**Ostersonntag**	5 28	6 39	5 23	6 44	5 25	6 41	0 58
6	Montag	**Ostermontag** ☾	5 25	6 40	5 20	6 46	5 22	6 43	1 54
7	Dienstag	Hermann	5 23	6 42	5 18	6 48	5 20	6 44	2 37
8	Mittwoch	Liborius	5 21	6 43	5 15	6 50	5 18	6 46	3 08
9	Donnerstag	Demitrius	5 19	6 45	5 12	6 52	5 15	6 48	3 32
10	Freitag	Daniel	5 17	6 47	5 10	6 54	5 13	6 50	3 52
11	Sonnabend	Adolph	5 14	6 48	5 07	6 56	5 10	6 52	4 10
15. Woche. Sonntag Quasimodoginiti.			Tageslänge: Man. 13.37; Sask. 13.53; Alta. 13.46						
12	**Sonntag**	Julius	5 12	6 49	5 05	6 58	5 08	6 54	4 27
13	Montag	Justinus ●	5 10	6 51	5 02	7 00	5 06	6 55	Untg.
14	Dienstag	Tiburtius	5 08	6 53	5 00	7 02	5 04	6 57	8 33
15	Mittwoch	Olympia	5 06	6 55	4 58	7 04	5 02	6 59	10 02
16	Donnerstag	Charitius	5 04	6 56	4 56	7 05	5 00	7 00	11 20
17	Freitag	Rudolf	5 02	6 58	4 54	7 07	4 58	7 02	Mrg.
18	Sonnabend	Flavian	5 00	6 59	4 51	7 09	4 56	7 04	0 25
16. Woche. Sonntag Misericordia.			Tageslänge: Man. 14.03; Sask. 14.22; Alta. 14.13						
19	**Sonntag**	Werner	4 58	7 01	4 49	7 11	4 53	7 06	1 16
20	Montag	Sulpizius ☽	4 56	7 03	4 46	7 13	4 51	7 08	1 51
21	Dienstag	Adolar	4 54	7 04	4 44	7 14	4 49	7 09	2 18
22	Mittwoch	Soter und Cajus	4 52	7 05	4 41	7 16	4 47	7 11	2 37
23	Donnerstag	Albrecht	4 50	7 07	4 39	7 18	4 45	7 13	2 54
24	Freitag	Georg	4 48	7 09	4 37	7 20	4 43	7 15	3 08
25	Sonnabend	Markus	4 46	7 10	4 35	7 21	4 41	7 16	3 20
17. Woche. Sonntag Jubilate.			Tageslänge: Man. 14.28; Sask. 14.50; Alta. 14.38						
26	**Sonntag**	Kletus P.	4 44	7 12	4 33	7 23	4 39	7 17	3 33
27	Montag	Anastasia	4 42	7 14	4 31	7 25	4 37	7 18	3 46
28	Dienstag	Vitalis	4 40	7 16	4 28	7 27	4 35	7 20	Aufg.
29	Mittwoch	Sybilla ○	4 38	7 17	4 26	7 29	4 33	7 22	8 23
30	Donnerstag	Eutropius	4 37	7 19	4 24	7 31	4 31	7 24	9 43

Die alte Heimat im Bild



Morgenlicht im Alpenvorland, wenn die Nebel dunstig steigen und die Sonne hinter dem steilen Kamm hervorbricht. Unvergesslich allen, die es einmal erlebten und die grősste Sehnsucht jener, die es noch nicht gesehen.

Osterspaziergang

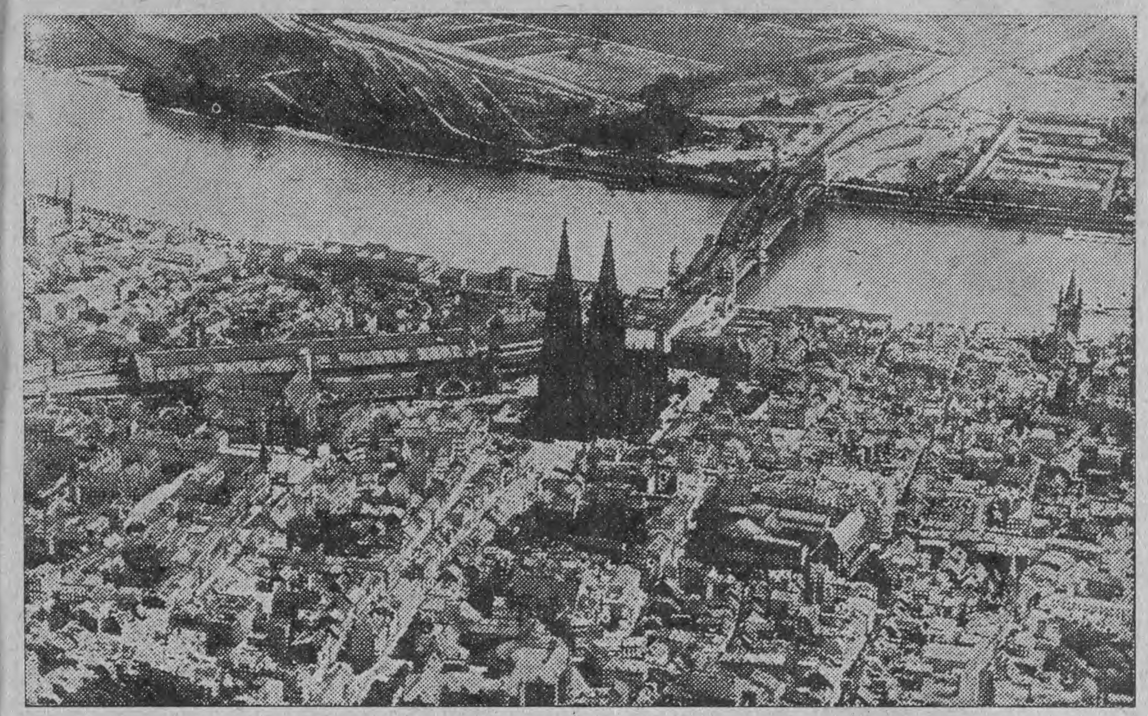
"Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
im Tale grünet Hoffnungsglück;
der alte Winter, in seiner Schwäche,
zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dort her sendet er, fliehend, nur
ohnmächtige Schauer kőrnigen Eises
in Streifen über die grünende Flur;
aber die Sonne duldet kein Weisses,
überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben beleben;
doch an Blumen fehlt's im Revier,
sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Hőhen
nach der Stadt zurückzusehen.
Aus dem hohen, finstern Tor
dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
denn sie sind selber auferstanden,
aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
aus der Strassen quetschender Enge,
aus der Kirche ehrwürdiger Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
durch die Gärten und Felder zerschlägt,
wie der Fluss, in Breit' und Länge,
so manchen lustigen Nachen bewebt,
und bis zum Sinken überladen
entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich hőre schon des Dorfs Getümmel,
hier ist des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet gross und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

Das Wetter: 1.-4. schöne periode; 5.-8. angenehm; 9.-12. ziemlich kühl; 13.-14. veränderlich; 15.-17. stürmisch, örtlich Regen; 18.-20. bewölkt; 21.-23. Regen; 24.-26. wärmer; 27.-28. stürmisch; 27.-30. schön und ziemlich kühl.

Mai — 31 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Philippus, Jakobus		4 35	7 20	4 22	7 33	4 29	7 26	10 51
2	Sonnabend	Athanasius		4 33	7 22	4 20	7 35	4 27	7 28	11 50
18. Woche. Sonntag Cantate.				Tageslänge: Man. 14.52; Sask. 15.19; Alta. 15.04						
3	Sonntag	**Kreuzauffindung**		4 31	7 23	4 18	7 37	4 25	7 29	Mrg.
4	Montag	Floria		4 29	7 24	4 16	7 39	4 23	7 31	0 36
5	Dienstag	Gotthard		5 28	7 25	4 14	7 41	4 21	7 33	1 10
6	Mittwoch	Dietrich	☾	4 27	7 27	4 12	7 43	4 20	7 34	1 36
7	Donnerstag	Gottfried		4 25	7 28	4 10	7 44	4 18	7 36	1 56
8	Freitag	Stanislaus		4 23	7 30	4 08	7 46	4 16	7 38	2 15
9	Sonnabend	Hiob		4 21	7 31	4 06	7 47	4 14	7 39	2 31
19. Woche. Sonntag Rogate.				Tageslänge: Man. 15.13; Sask. 15.45; Alta. 15.29						
10	Sonntag	Viktoria		4 20	7 33	4 04	7 49	4 12	7 41	2 47
11	Montag	Adalbert		4 19	7 23	4 03	7 51	4 11	7 42	3 06
12	Dienstag	Pankraz	●	4 18	7 36	4 01	7 53	4 09	7 44	Untg.
13	Mittwoch	Servaz		4 16	7 38	3 59	7 55	4 07	7 46	9 00
14	Donnerstag	**Himmelfahrt**		4 14	7 39	3 57	7 56	4 05	7 47	10 07
15	Freitag	Sophia		4 12	7 41	3 55	7 58	4 03	7 49	11 05
16	Sonnabend	Peregrin		4 11	7 42	3 54	7 59	4 02	7 50	11 47
20. Woche. Sonntag Exaudi.				Tageslänge: Man. 15.34; Sask. 16.09; Alta. 15.52						
17	Sonntag	Torpetus		4 09	7 43	3 52	8 01	4 00	7 52	Mrg.
18	Montag	Erich		4 08	7 45	3 50	8 03	3 59	7 53	0 18
19	Dienstag	Potentiana		4 07	7 46	3 49	8 05	3 58	7 55	0 41
20	Mittwoch	Anastasius	☽	4 06	7 47	3 47	8 06	3 57	7 56	0 58
21	Donnerstag	Prudentia		4 05	7 48	3 46	8 07	3 56	7 57	1 14
22	Freitag	Helena		4 04	7 49	3 45	8 09	3 55	7 59	1 26
23	Sonnabend	Desiderius		4 03	7 51	3 43	8 11	3 53	8 00	1 39
21. Woche. Pfingstsonntag.				Tageslänge: Man. 15.51; Sask. 16.31; Alta. 16.10						
24	Sonntag	**Pfingsten**		4 02	7 53	3 42	8 13	3 52	8 02	1 52
25	Montag	Urban		4 01	7 54	3 41	8 14	3 51	8 03	2 07
26	Dienstag	Beda		4 00	7 55	3 40	8 15	3 50	8 04	2 25
27	Mittwoch	Luzian		3 59	7 56	3 38	8 17	3 49	8 06	2 48
28	Donnerstag	Wilhelm	○	3 58	7 57	3 37	8 18	3 48	8 07	Aufg.
29	Freitag	Maximus		3 57	7 58	3 36	8 20	3 47	8 08	9 41
30	Sonnabend	Ferdinand		3 56	7 59	3 35	8 21	3 47	8 09	10 34
22. Woche. Trinitatissonntag.				Tageslänge: Man. 16.05; Sask. 16.48; Alta. 16.24						
31	Sonntag	Petronella		3 55	8 00	3 34	8 22	3 46	8 10	11 11

Die alte Heimat im Bild



Völlig beherrscht vom stolzesten aller deutschen Bauwerke, dem wieder restaurierten Dom, schmiegt sich Köln in den sanften Bogen des Rheins, dessen helle Fluten schon viel Leid und Not, aber auch lachende Freude und schäumendes Glück gesehen haben.

Zwischen Gärten

Da mich der Glocken Blau erbaut,
Das Funkelgras, so zart betaut,
Buschrosen rot mich wecken:
"Es flammt der Herr in Hecken!",

Da mich Jasmin und Lilie streift,
Mit Duft, den nur das Herz begreift,
Erschaue ich mit Schauer:
Mein Angesicht wird grauer.

Ganz ohne Spiegel weiss ich gut:
Es schuldet Gott noch Glanz und Glut.
Um mich die Bohnenblüte
Wie Funken Seiner Güte.

O Herr, der in den Hecken brennt,
Den süss der Duft der Lilie nennt,
Lass Dein Geschick mich zeigen!
Ich will dich nicht verschweigen.

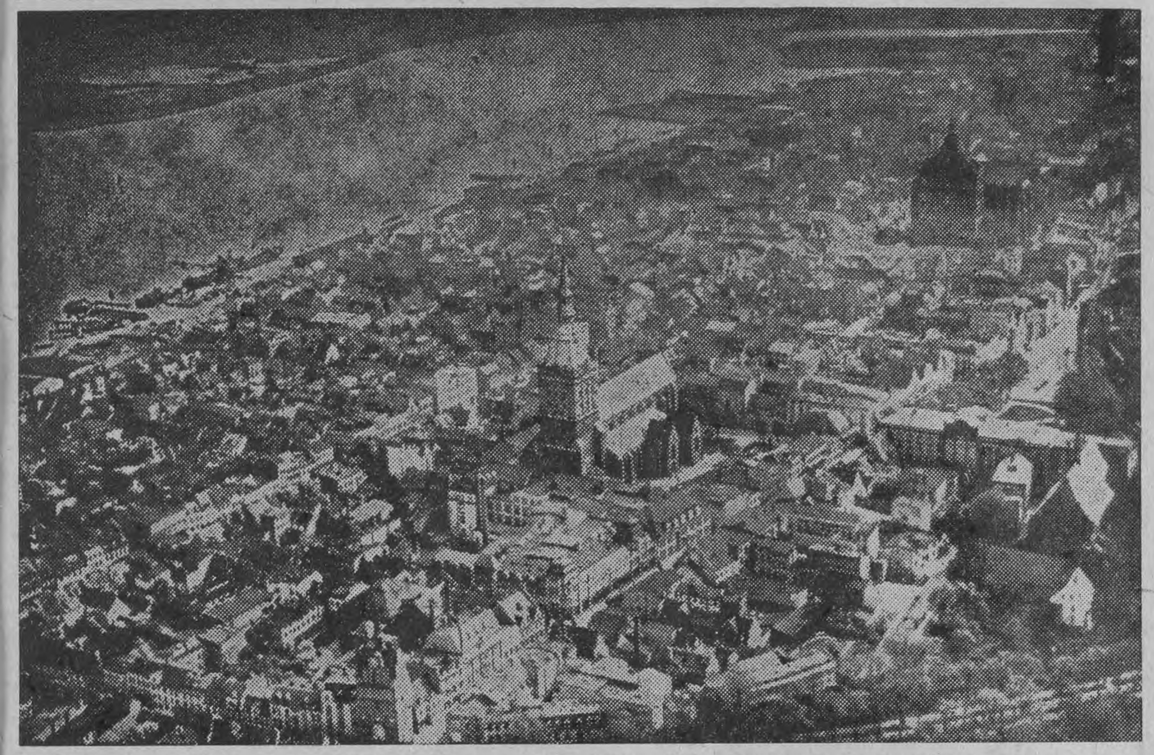
Hans Gstettner.

Das Wetter: 1.-2. schön, kühl; 3.-5. angenehm; 6.-8. warm; 9.-10. bedrohlich; 11.-13. windig; 14.-18. mild, angenehm; 19.-20. bewölkt; 21.-23. Regen; 24.26. wärmer; 27.-28. bewölkt, unbeständig; 29.-31. Wind und Regen.

Juni — 30 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Nikodemus		3 54	8 01	3 33	8 23	3 45	8 11	11 40
2	Dienstag	Marzellus		3 53	8 02	3 32	8 24	3 44	8 12	Mrg.
3	Mittwoch	Erasmus		3 53	8 03	3 32	8 25	3 44	8 13	0 02
4	Donnerstag	Fronleichnam	☾	3 52	8 04	3 31	8 26	3 43	8 14	0 21
5	Freitag	Bonifaz		3 52	8 05	3 31	8 27	3 43	8 15	0 37
6	Sonnabend	Benignus		3 51	8 06	3 30	8 28	3 42	8 16	0 53
23. Woche.	**1. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.16; Sask. 17.00; Alta. 16.36								
7	Sonntag	Lukratia		3 51	8 07	3 29	8 29	3 41	8 17	1 10
8	Montag	Medardus		3 50	8 07	3 29	8 30	3 40	8 17	1 31
9	Dienstag	Primus und Felix		3 50	8 08	3 28	8 31	3 40	8 18	1 56
10	Mittwoch	Onuphrius		3 50	8 09	3 28	8 32	3 39	8 19	2 29
11	Donnerstag	Barnabas	●	3 50	8 10	3 27	8 33	3 39	8 19	Untg.
12	Freitag	**Korpus Christi**		3 50	8 11	3 27	8 34	3 39	8 20	9 40
13	Sonnabend	Tobia		3 50	8 11	3 27	8 35	3 39	8 21	10 17
24. Woche.	**2. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.23; Sask. 17.09; Alta. 16.42								
14	Sonntag	Elisäus		3 49	8 12	3 26	8 25	3 39	8 21	10 42
15	Montag	Vitus		3 49	8 12	3 26	8 36	3 38	8 22	11 02
16	Dienstag	Justina		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 22	11 18
17	Mittwoch	Volkmar		3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	11 33
18	Donnerstag	Arnulf	☽	3 49	8 13	3 26	8 36	3 38	8 23	11 48
19	Freitag	Gervasius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	11 58
20	Sonnabend	Silverius		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	Mrg.
25. Woche.	**3. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.25; Sask. 17.11; Alta. 16.46								
21	Sonntag	Alban		3 49	8 14	3 26	8 37	3 38	8 24	0 12
22	Montag	Achatius		3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 24	0 28
23	Dienstag	Basilius		3 50	8 14	3 26	8 37	3 39	8 24	0 49
24	Mittwoch	Joh. der Täufer		3 50	8 14	3 27	8 37	3 39	8 24	1 15
25	Donnerstag	Eligous		3 51	8 14	3 27	8 38	3 40	8 25	1 52
26	Freitag	Jeremias	○	3 51	8 14	3 27	8 38	3 40	8 25	Aufg.
27	Sonnabend	Sieben Schläfer		3 51	8 40	3 28	8 38	3 41	8 25	9 10
26. Woche.	**4. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.22; Sask. 17.10; Alta. 16.43								
28	Sonntag	Leo, Josua		3 52	8 14	3 28	8 38	3 42	8 25	9 41
29	Montag	Peter und Paul		3 52	8 14	3 29	8 38	3 42	8 25	10 07
30	Dienstag	**Pauli Gedächtnis**		3 53	8 14	3 30	8 37	3 43	8 24	10 26

Die alte Heimat im Bild



Vollkommen still ist es um Rostock, jene saubere, bürgerliche Provinzstadt in Mecklenburg, geworden. Die eiserne Faust Moskaus hat auch hier ihren Vorhang von Blut und Eisen errichtet, den nur die Hoffnung auf Befreiung und Rettung seiner geächteten Bevölkerung überdauern wird.

Völkerpfingsten

Von FRIEDRICH VON VEGESACK

Als der Herr zum Himmel aufgefahren,
Seine Jünger stumm um Ihn getrauert,
hat der Heilige Geist mit wunderbaren
Feuerzungen glühend sie durchschauert.

Geist der Liebe, göttliches Erbarmen,
Geist der grossen Menschenbrüderschaft —
wann erglüht in unsren kalten, armen
toten Herzen jenes Feuers Kraft?

Noch ist Er für uns nicht aufgefahren.
Schwer ruht noch auf Seinem Leib der Stein.
Wann in tausend, abertausend Jahren
wird es Pfingsten, — Völkerpfingsten sein?

Das Wetter: 1.-3. feucht, kalt; 4.-8. schön, angenehm; 9.-11. veränderlich; 12.-13. schön; 14.-15. bewölkt; 16.-19. unbeständig; 20.-23. heiss, schwül; 24.-26. stürmisch; 27.-30. schön und ziemlich kühl.

Juli — 31 Tage — 1953

Datum	Wochentag	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	**Dominiontag**	3 54	8 14	3 30	8 37	3 44	8 24	10 44
2	Donnerstag	Maria Heimsuchung	3 55	8 14	3 31	8 36	3 44	8 23	11 00
3	Freitag	Kornelius ☾	3 56	8 13	3 32	8 35	3 45	8 23	11 16
4	Sonnabend	Ulrich	3 56	8 13	3 33	8 35	3 45	8 23	11 35
27. Woche. 5. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 16.15; Sask. 17.00; Alta. 16.36							
5	Sonntag	Anselm	3 57	8 12	3 34	8 34	3 46	8 22	11 59
6	Montag	Jesaias	3 58	8 12	3 35	8 34	3 47	8 22	Mrg.
7	Dienstag	Willibald	3 59	8 11	3 36	8 33	3 48	8 21	0 28
8	Mittwoch	Kilian	4 00	8 10	3 37	8 32	3 49	8 20	1 08
9	Donnerstag	Cyrillus	4 01	8 10	3 38	8 31	3 50	8 19	2 01
10	Freitag	Sieben Brüder ●	4 01	8 09	3 40	8 30	3 51	8 18	Untg.
11	Sonnabend	Pius	4 02	8 08	3 41	8 29	3 52	8 17	8 44
28. Woche. 6. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 16.04; Sask. 16.45; Alta. 16.23							
12	Sonntag	Heinrich	4 03	8 07	3 42	8 27	3 53	8 16	9 07
13	Montag	Margareta	4 04	8 06	3 44	8 26	3 55	8 16	9 24
14	Dienstag	Bonaventura	4 05	8 05	3 45	8 25	3 56	8 15	9 39
15	Mittwoch	**Apostel-Teilung**	4 06	8 04	3 46	8 24	3 57	8 14	9 52
16	Donnerstag	Ruth	4 07	8 03	3 47	8 23	3 58	8 13	10 04
17	Freitag	Alexius	4 08	8 02	3 48	8 22	3 59	8 12	10 16
18	Sonnabend	Rosina ☽	4 09	8 01	3 50	8 21	4 01	8 11	10 32
29. Woche. 7. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.49; Sask. 16.29; Alta. 16.07							
19	Sonntag	Rufina	4 11	8 00	3 51	8 20	4 03	8 10	70 50
20	Montag	Elias	4 12	7 59	3 53	8 18	4 04	8 08	11 14
21	Dienstag	Praxedes	4 13	7 58	3 54	8 16	4 05	8 07	11 46
22	Mittwoch	Maria Magladena	4 14	7 57	3 56	8 15	4 07	8 06	Mrg.
23	Donnerstag	**Apollinaris**	4 16	7 56	3 58	8 13	4 03	8 04	0 28
24	Freitag	**Christine**	4 17	7 54	4 00	8 12	4 10	8 02	1 28
25	Sonnabend	Jachob Apostel	4 19	7 53	4 01	8 11	4 11	8 01	2 41
30. Woche. 8. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.30; Sask. 16.06; Alta. 15.47							
26	Sonntag	Anna ○	4 21	7 51	4 03	8 09	4 12	7 59	Aufg.
27	Montag	**Martha**	4 23	7 50	4 05	8 07	4 14	7 58	8 30
28	Dienstag	**Pantaleon**	4 24	7 49	4 06	8 05	4 15	7 56	8 50
29	Mittwoch	Beatrix	4 25	7 47	4 08	8 03	4 17	7 55	9 07
30	Donnerstag	Abdon	4 26	7 46	4 09	8 02	4 18	7 54	9 23
31	Freitag	Ernestine	4 27	7 45	4 10	8 00	4 19	7 53	9 42

Die alte Heimat im Bild



Schwarzwälder Mädel beim Kirchgang. Noch immer kann man hier die althergebrachten Trachten mit den wuchtigen Gutachter Hüten sehen. Im Hintergrund die vertraute Hausfront eines der berühmten Schwarzwald-Häuser.

Das Korn

Von DOROTHEA TRAEGER

Das grüne Korn steht schlank und fein
Gleich Gitterwerk auf dunklem Grund,
Es dringt der warme Sonnenschein
Zur Wurzel in der Mittagsstund.

Der Mond geht durch das Aehrenfeld,
Aus kühlem Glanzes Silberstrahl
Hebt sich ein Halm, zum Himmeltzelt,
Ein Pfeil von Licht aus grauem Tal.

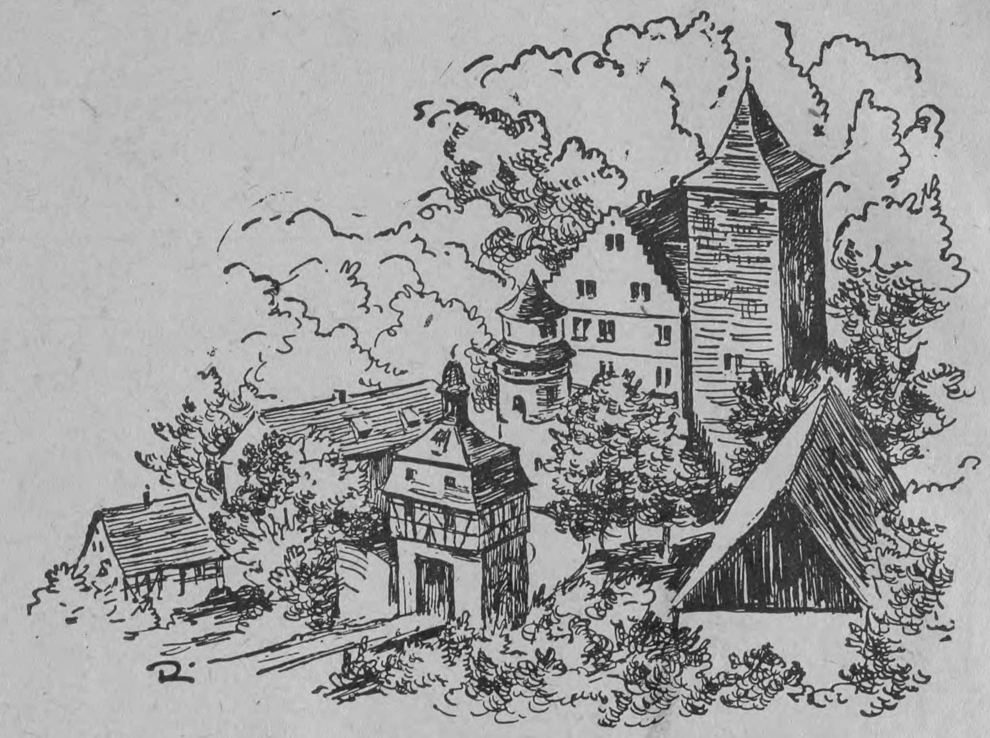
Das goldne Korn neigt sich bereit,
Der Himmel gab, was klagst du, Not?
Sind Sonn' und Mond in Ewigkeit
Wächst ewig auch des Menschen Brot.

Das Wetter: 1.-4. angenehm; 5.-8. heiss; 9.-11. veränderlich; 12.-14. ungewöhnlich; 15.-19. unangenehm; 20.-24. schöne Periode; 25.-28. schön bis bewölkt; 29.-31. heiss, örtliche Stürme.

August 31 Tage 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Petri Kettenfeier ☾	4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	10 03
31. Woche. 9. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.12; Sask. 15.42; Alta. 15.28							
2	Sonntag	Gustav	4 30	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	10 32
3	Montag	August	4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	11 07
4	Dienstag	Dominik	4 33	7 38	4 18	7 53	4 26	7 45	11 55
5	Mittwoch	Oswald	4 35	7 36	4 19	7 51	4 27	7 53	Mrg.
6	Donnerstag	Sixtus	4 36	7 34	4 21	7 49	4 29	7 51	0 54
7	Freitag	Donatus	4 37	7 33	4 23	7 47	4 30	7 39	2 00
8	Sonnabend	Cyriakus	4 39	7 31	4 25	7 45	4 32	7 37	3 15
32. Woche. 10. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.50; Sask. 15.17; Alta. 15.02							
9	Sonntag	Roman 🌑	4 40	7 30	4 26	7 43	4 34	7 36	Untg.
10	Montag	Laurenz	4 42	7 28	4 28	7 41	4 36	7 34	7 43
11	Dienstag	Hermann	4 44	7 26	4 30	7 39	4 38	7 32	7 59
12	Mittwoch	Klara	4 45	7 24	4 32	7 37	4 39	7 30	8 12
13	Donnerstag	Hippolyt	4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	8 25
14	Freitag	Eusebius	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 27	8 40
15	Sonnabend	Mariä Himmelfahrt	4 48	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	8 56
33. Woche. 11. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.27; Sask. 14.50; Alta. 14.36							
16	Sonntag	Isaak	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	9 18
17	Montag	Bertram ☽	4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	9 42
18	Dienstag	Agapetus	4 54	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	10 20
19	Mittwoch	Sebald	4 55	7 11	4 44	7 21	4 50	7 16	11 10
20	Donnerstag	Bernhard	4 57	7 09	4 46	7 18	4 52	7 14	Mrg.
21	Freitag	Hartwig	4 58	7 07	4 48	7 16	4 54	7 12	0 15
22	Sonnabend	Philibert	4 59	7 05	4 50	7 14	4 55	7 10	1 33
34. Woche. 12. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.02; Sask. 14.20; Alta. 14.11							
23	Sonntag	Zachäus	5 01	7 03	4 52	7 12	4 57	7 08	3 01
24	Montag	Bartholomäus 🌕	5 02	7 01	4 53	7 10	4 58	7 05	Aufg.
25	Dienstag	Ludwig	5 04	7 00	4 55	7 08	5 00	7 03	7 10
26	Mittwoch	Samuel	5 05	6 58	4 57	7 06	5 01	7 01	7 28
27	Donnerstag	Gebhard	5 07	6 56	4 59	7 03	5 03	6 58	7 47
28	Freitag	Augustin	5 09	6 53	5 01	7 00	5 05	6 56	8 08
29	Sonnabend	Joh. Enthauptung	5 10	6 50	5 02	6 58	5 06	6 54	8 35
35. Woche. 13. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 13.37; Sask. 13.52; Alta. 13.45							
30	Sonntag	Benjamin	5 11	6 48	5 04	6 56	5 07	7 52	9 08
31	Montag	Paulinus ☾	5 13	6 46	5 06	6 53	5 09	6 50	9 52

Die alte Heimat im Bild



Württembergs Burgenreichtum ist seit jeher ein starker Anziehungspunkt für den beschaulichen Reisenden gewesen. Schloss Mortstein bei Langenburg.

Sonntagmorgen in der Heimat

Ich träumte oft . . . Ich spiele wieder
Als Kind vor meinem Vaterhaus . . .
Am Gartenzaune blüht der Flieder,
Am Fenster steht ein Blumenstrauss.

Es ist Sonntagmorgen. Tiefe Stille
Schwebt friedlich über Feld und Strand.
Und in des Friedens zarte Hülle
Ruht Bessarabiens Hügelland.

Dort steht die hohe Friedensmauer
Und schliesst den Totenacker ein;
Und mitten drin, in stummer Trauer,
Ragt hoch das Kreuz im Sonnenschein.

Die Weingärten das Dorf umgeben,
Es glänzt ihr Laub im hellen Grün.
Der Trauben Fülle beugt die Reben,
Am Gartenrand die Hecken blühn.

Hoch an der blauen Himmelsfeste
Schwebt kreisend dort ein Storch in Ruh;
Und seine Frau im Giebelneste
Sieht schläfrig seinem Treiben zu.

Schon zieht er enger seine Kreise
Und lässt allmählich tiefer sich;
Legt seinen Kopf nach Storchenweise
Zurück und klappert wonniglich.

Nun lässt er hängen seine Flügel
Und seine Beine tief und schlapp
Und rauschend, mit verhängtem Zügel,
Schiesst er ins Storchennest herab.

Und laut verkündet seine Freude
Durch Klappern nun das Storchenpaar;
Dann eng beisammen sitzen beide
Und denken, wie so schön das war.

Bald nicken beide traumverloren
In ihrem Neste rund und weich;
Von Mäusen träumen sie in Mooren
Und von den Fröschen in dem Teich.

Fern, aus des Busches dichten Zweigen,
Ertönt der Nachtigall Gesang — —
Und nun durchbricht das Sonntagsschweigen
Der ersten Glocke heller Klang.

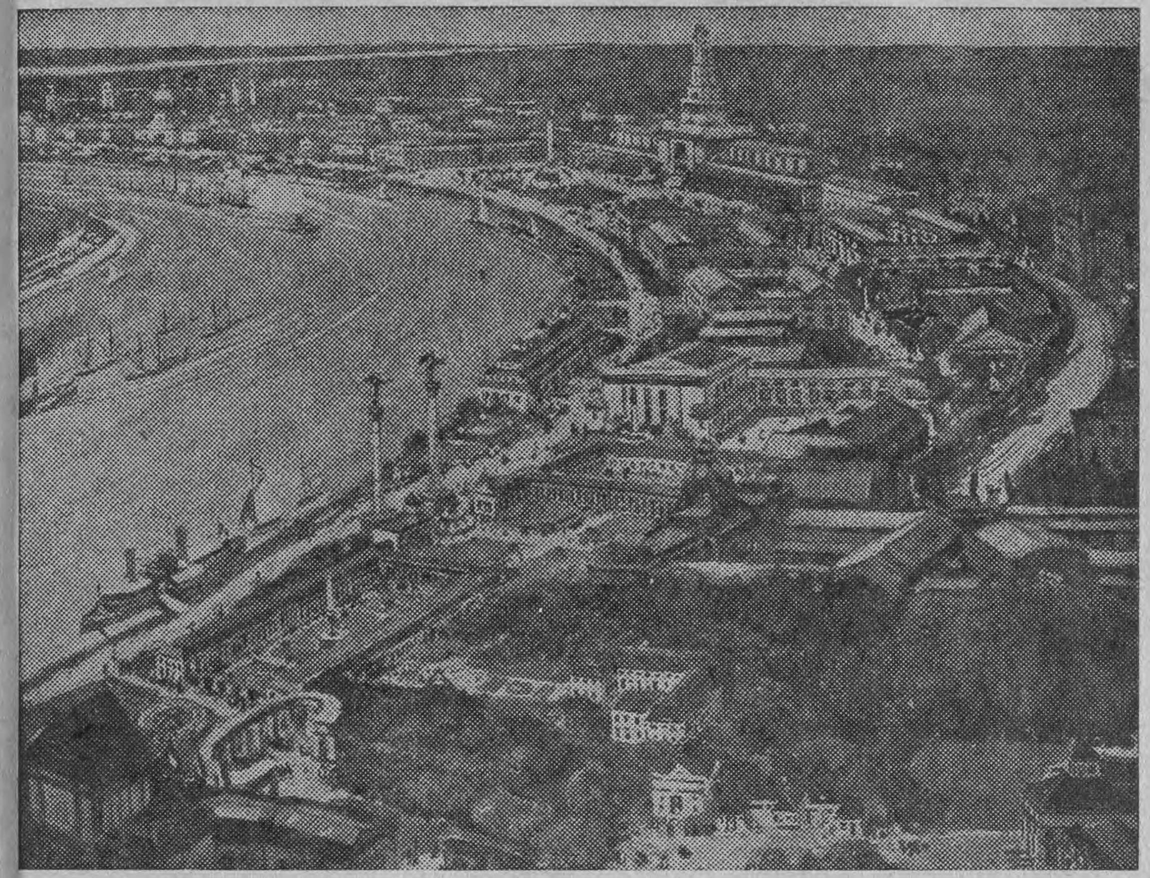
Immanuel Manske.

Das Wetter: 1.-3. warme Winde; 4.-7. örtliche Stürme; 8.-12. Hitzewelle; 13.-17. unbeständig, Wind und Schauer; 18.-23. schön und angenehm; 24.-25. warm, bewölkt; 26.-27. unbeständig; 28.-31. örtliche Stürme.

September — 30 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Aegidius		5 15	6 44	5 08	6 50	5 11	6 48	10 48
2	Mittwoch	Absalom		5 17	6 42	5 10	6 48	5 13	6 45	11 53
3	Donnerstag	Mansuet		5 18	6 40	5 11	6 46	5 15	6 43	Mrg.
4	Freitag	Moses		5 20	6 38	5 13	6 44	5 17	6 41	1 06
5	Sonnabend	Herkules		5 22	6 36	5 15	6 42	5 19	6 39	2 18
36. Woche. 14. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 13.11; Sask. 13.23; Alta. 13.16								
6	Sonntag	Magnus		5 23	6 34	5 17	6 40	5 20	6 36	3 29
7	Montag	**Arbeitertag**		5 24	6 32	5 19	6 37	5 22	6 33	4 38
8	Dienstag	Maria Geburt	🌕	5 25	6 29	5 20	6 34	5 23	6 31	Untg.
9	Mittwoch	Bruno		5 26	6 27	5 22	6 32	5 25	6 29	6 33
10	Donnerstag	Costenes		5 28	6 25	5 24	6 29	5 27	6 27	6 48
11	Freitag	Protus		5 30	6 23	5 26	6 26	5 29	6 25	7 03
12	Sonnabend	Cyrus		5 31	6 20	5 28	6 23	5 30	6 22	7 22
37. Woche. 15. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 12.46; Sask. 12.52; Alta. 12.49								
13	Sonntag	Maternus		5 32	6 18	5 29	6 21	5 31	6 20	7 47
14	Montag	**Kreuzerhöhung**		5 33	6 16	5 31	6 19	5 33	6 18	8 17
15	Dienstag	Nikodemus		5 35	6 14	5 33	6 16	5 35	6 16	9 02
16	Mittwoch	Euphemia	☾	5 37	6 12	5 35	6 14	5 37	6 14	9 59
17	Donnerstag	Lambert		5 38	6 09	5 37	6 11	5 38	6 11	11 09
18	Freitag	Titus		5 40	6 07	5 38	6 09	5 39	6 08	Mrg.
19	Sonnabend	Januarius		5 42	6 05	5 40	6 07	5 41	6 06	3 31
38. Woche. 16. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 12.19; Sask. 12.22; Alta. 12.21								
20	Sonntag	Fausta		5 44	6 03	5 42	6 04	5 43	6 04	1 57
21	Montag	**Matthäus Evang.**		5 45	6 01	5 44	6 01	5 45	6 01	3 25
22	Dienstag	Moritz	🌑	5 47	5 58	5 46	5 58	5 46	5 58	Aufg.
23	Mittwoch	Hoseas		5 48	5 56	5 47	5 56	5 47	5 56	5 49
24	Donnerstag	Gerhard		5 50	5 54	5 49	5 54	5 49	5 54	6 10
25	Freitag	Kleophas		5 51	5 52	5 51	5 51	5 51	5 51	6 36
26	Sonnabend	Cyprian		5 53	5 50	5 53	5 49	5 53	5 49	7 07
39. Woche. 17. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 11.53; Sask. 11.51; Alta. 11.52								
27	Sonntag	Kosmos und Damian		5 54	5 47	5 55	5 46	5 55	5 47	7 47
28	Montag	Wenzel		5 55	5 45	5 56	5 44	5 56	5 44	8 41
29	Dienstag	Michael	☽	5 56	5 43	5 58	5 42	5 58	5 42	9 45
30	Mittwoch	Hyronymus		5 58	5 41	6 00	5 40	6 00	5 40	10 56

Die alte Heimat im Bild



Düsseldorf, eine der modernsten Städte Westdeutschlands und Metropole des niederrheinischen Industriegebietes. Trotz Reparationen und Besatzung hat sich auch Düsseldorf wieder von den Kriegseinwirkungen erholen dürfen und nimmt heute seinen verdienten Platz im Wirtschaftsgefüge der westdeutschen Bundesrepublik ein.

Deine Mutter

Wenn du allein dich fühlst hienieden,
Schenkt niemand dir ein liebes Wort,
Wenn du von allen wirst gemieden,
Hast du doch einen Zufluchtsort —
Bei deiner Mutter!

Die Mutter! — Horch, welch süsser Klang
Singt dir aus diesem Worte zu!
Es schlägt dein Herz nun nicht mehr bang,
Und die Gedanken finden Ruh
Bei deiner Mutter!

Hat niemand Zeit mehr, dir zu raten,
Weil alle hastend weitereilen,
Wird eine Frau noch auf dich warten
Und deine heissen Wunden heilen
Bei deiner Mutter!

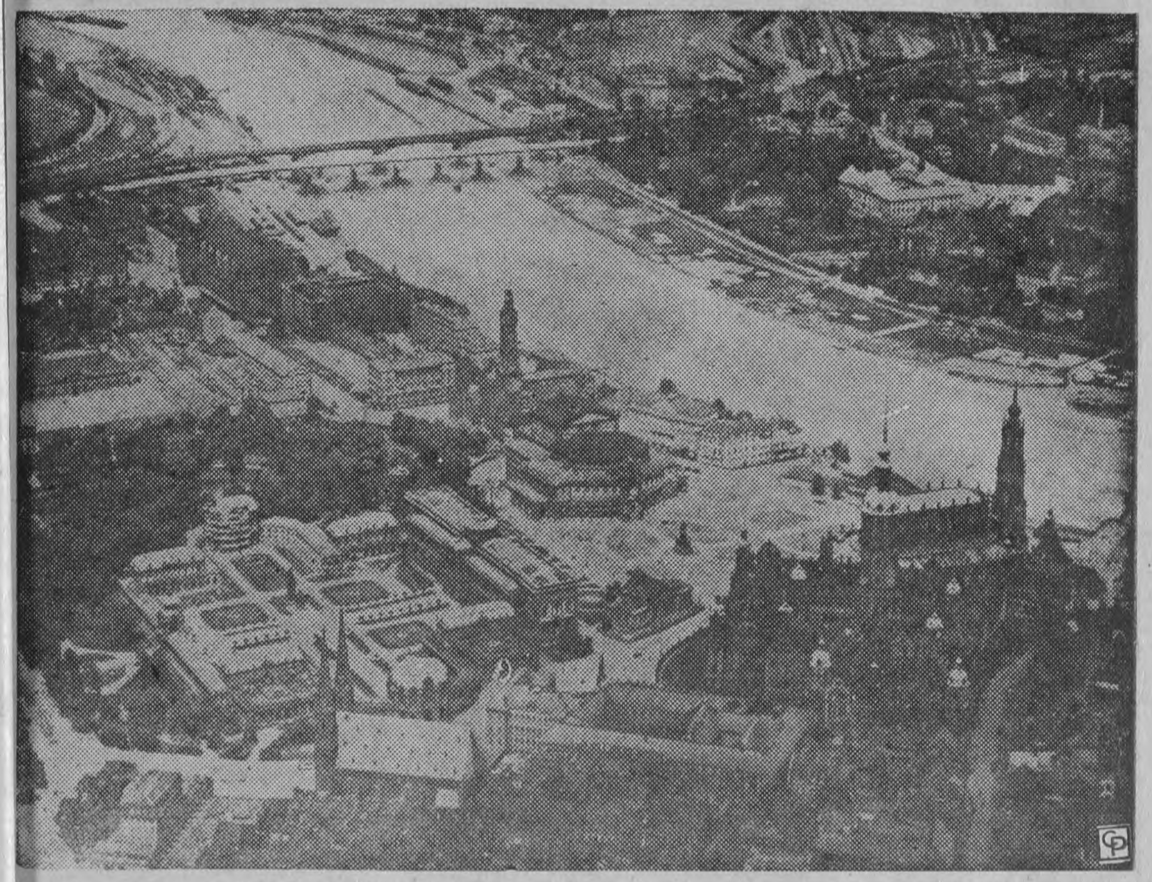
Eugen Schroff.

Das Wetter: 1.-3. kühle Luftströmung; 4.-8. wärmer; 9.-10. verschieden; 11.-13. angenehm; 14.-16. bewölkt, unbeständig; 17.-19. feucht, unfreundlich; 20.-22. klar und kühl; 23.-27. schön bis veränderlich; 27.-31. kalt.

Oktober — 31 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Remibius		6 00	5 39	6 02	5 37	6 02	5 38	Mrg.
2	Freitag	Leodegar		6 02	5 36	6 04	5 34	6 03	5 35	0 09
3	Sonnabend	Dairus		6 03	5 34	6 05	5 32	6 04	5 33	1 19
40. Woche.	**18. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 11.27; Sask. 11.23; Alta. 11.25						
4	Sonntag	Franz		6 05	5 32	6 07	5 30	6 06	5 31	2 29
5	Montag	Fides		6 07	5 30	6 09	5 27	6 08	5 29	3 36
6	Dienstag	Friederike		6 09	5 28	6 11	5 24	6 10	5 26	4 42
7	Mittwoch	Amalia	●	6 10	5 26	6 13	5 21	6 11	5 24	Untg.
8	Donnerstag	Pelagia		6 11	5 23	6 14	5 19	6 12	5 22	5 10
9	Freitag	Dionysius		6 13	5 21	6 16	5 17	6 14	5 20	5 31
10	Sonnabend	Gereon		6 15	5 19	6 18	5 14	6 16	5 18	5 52
41. Woche.	**19. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 11.01; Sask. 10.51; Alta. 10.59						
11	Sonntag	Burkhard		6 16	5 17	6 20	5 11	6 17	5 16	6 21
12	Montag	Maximiliam		6 17	5 15	6 22	5 09	6 19	5 13	7 01
13	Dienstag	Koloman		6 18	5 13	6 24	5 06	6 21	5 10	7 53
14	Mittwoch	Kallistus		6 19	5 11	6 26	5 04	6 23	5 08	8 57
15	Donnerstag	Theresia	☽	6 21	5 09	6 28	5 02	6 25	5 05	10 12
16	Freitag	Gallus		6 23	5 07	6 30	5 00	6 27	5 03	11 34
17	Sonnabend	Florentius		6 25	5 05	6 32	4 58	6 29	6 01	Mrg.
42. Woche.	**20. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 10.36; Sask. 10.22; Alta. 10.29						
18	Sonntag	Lukas Ev.		6 27	5 03	6 34	4 56	6 30	4 59	0 56
19	Montag	Ferdinand		6 29	5 01	6 36	4 54	6 32	4 57	2 21
20	Dienstag	Wendelin		6 30	4 59	6 38	4 51	6 33	4 55	3 47
21	Mittwoch	Ursula		6 32	4 57	6 40	4 49	6 35	4 53	5 14
22	Donnerstag	Kordula	○	6 34	4 55	6 42	4 47	6 37	4 51	Aufg.
23	Freitag	Severin		6 35	4 53	6 43	4 45	6 38	4 49	5 02
24	Sonnabend	Salome		6 37	4 51	6 45	4 43	6 40	4 47	5 39
43. Woche.	**21. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 10.11; Sask. 9.53; Alta. 10.03						
25	Sonntag	Wilhelmine		6 38	4 49	6 47	4 40	6 42	4 45	6 29
26	Montag	Amandus		6 40	4 47	6 49	4 38	6 44	4 43	7 28
27	Dienstag	Sabina		6 41	4 45	6 51	4 36	6 46	4 41	8 42
28	Mittwoch	Simon und Juda		6 43	4 44	6 53	4 34	6 48	4 39	9 55
29	Donnerstag	Engelhardt	☾	6 45	4 43	6 55	4 32	6 50	4 37	11 09
30	Freitag	Klaudius		6 47	4 41	6 57	4 30	6 52	5 35	Mrg.
31	Sonnabend	**Reformationsfest**		6 49	4 39	6 59	4 28	6 54	4 33	0 18

Die alte Heimat im Bild



Dresden — wer wird je diesen Namen vergessen. Hunderttausende unschuldige Flüchtlinge und Einheimische mussten hier in einer Nacht im Bombenr gen sterben. Ein grosser Teil der unersetzbaren Kunstschätze, zusammen mit dem hier teilweise a gebildeten Opernhaus, dem Zwinger, Schloss, der Hofkirche und Frauenkirche sind ebenfalls in Ra ch und Flammen aufgegangen oder bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden. Heute herrschen [illegible] — [illegible] wird über seinen Türmen die Glocke der Freiheit läuten?

Gebet

Von MEINHARDT LEMKE

Und wenn im schweren Steigen
der Trotz auch Kräfte schürt,
mir will aus Deinem Schweigen
sich nicht der Gipfel neigen,
den Du für mich gekürt.

Nun geht schon mein Verlangen
wie Nebel her vor mir,
und mich ergreift ein Bangen,
der Abgrund könnt' mich fangen
und liess mich nicht zu Dir.

Stell' Deine Liebeszeichen
mir doch an jedes Knie
des Weges, und die bleichen
Gespenster werden weichen,
die meine Angst beschrie.

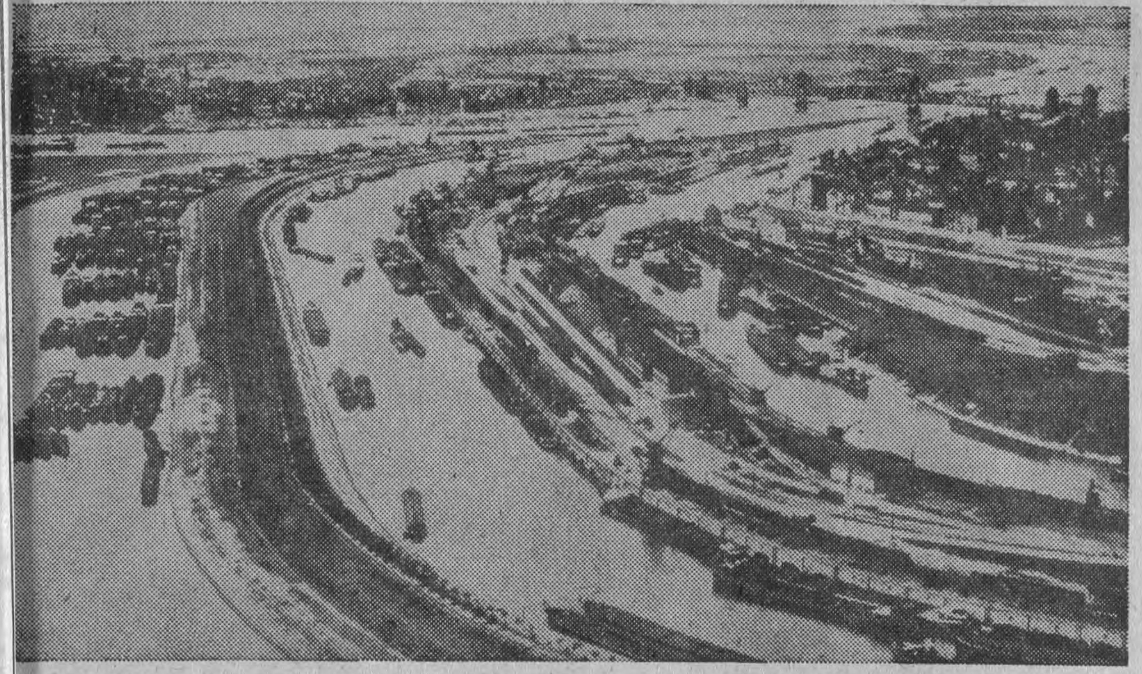
Du Kraftmal meiner Steigung,
o Gott, und webst Du dann
um jede Bergesbeugung,
hebt mich zu grosser Zeugung
Dein Gipfel himmelan!

Das Wetter: 1.-4. angenehme Periode; 5.-8. schön und kühl; 9.-10. bedrohlich; 11.-14. stürmisch; 15.-18. aufklärend, kalt; 19.-20. windig; 21.-23. veränderlich; 24.-26. starke Winde; 27.-31. kühl.

November — 30 Tage — 1953

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
44. Woche. 22. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.47; Sask. 9.25; Alta. 9.36						
1	Sonntag	Allerheiligen	6 50	4 37	7 01	4 26	6 55	4 31	1 26
2	Montag	Allerseelen	6 51	4 35	7 03	4 24	6 57	4 30	2 35
3	Dienstag	Gottlieb	6 53	4 33	7 05	4 22	6 59	4 28	3 41
4	Mittwoch	Charlotte	6 55	4 31	7 07	4 20	7 01	4 26	4 48
5	Donnerstag	Blandine	6 57	4 29	7 09	4 18	7 03	4 24	5 56
6	Freitag	Leonhard	6 59	4 28	7 01	4 16	7 05	4 22	Untg.
7	Sonnabend	Engelbert	7 00	4 27	7 12	4 14	7 07	4 21	4 24
45. Woche. 23. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.23; Sask. 8.58; Alta. 9.11						
8	Sonntag	Gottfried	7 02	4 25	7 14	4 12	7 08	4 19	5 01
9	Montag	Theodor	7 04	4 23	7 16	4 10	7 10	4 17	5 50
10	Dienstag	Martin Luther	7 06	4 22	7 18	4 09	7 12	4 16	6 51
11	Mittwoch	Martin B.	7 07	4 21	7 20	4 07	7 13	4 14	8 01
12	Donnerstag	Jonas	7 08	4 20	7 22	4 06	7 14	4 13	9 20
13	Freitag	Briccius	7 10	4 19	7 24	4 04	7 16	4 11	10 40
14	Sonnabend	Levinus	7 12	4 17	7 26	4 02	7 17	4 09	Mrg.
46. Woche. 24. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 9.02; Sask. 8.33; Alta. 8.49						
15	Sonntag	Leopold	7 14	4 16	7 28	4 01	7 19	4 08	0 01
16	Montag	Othmar	7 15	4 15	7 30	4 00	7 21	4 07	1 21
17	Dienstag	Hilda	7 16	4 14	7 32	3 58	7 23	4 06	2 46
18	Mittwoch	Gelasius	7 18	4 12	7 34	3 56	7 25	4 04	4 12
19	Donnerstag	Elisabeth	7 20	4 11	7 36	3 55	7 27	4 03	5 40
20	Freitag	Amos	7 21	4 10	7 38	3 54	7 29	4 02	Aufg.
21	Sonnabend	Mariä Opfer	7 23	4 09	7 40	3 52	7 31	4 01	4 11
47. Woche. 25. Sonntag nach Trinitatis.			Tageslänge: Man. 8.44; Sask. 8.10; Alta. 8.28						
22	Sonntag	Cäcilia	7 24	4 08	7 41	3 51	7 32	4 00	5 11
23	Montag	Klemens	7 26	4 07	7 43	3 50	7 34	3 59	6 22
24	Dienstag	Chrysogamus	7 28	4 06	7 45	3 49	7 36	3 58	7 36
25	Mittwoch	Katharina	7 29	4 05	7 47	3 48	7 38	3 57	8 50
26	Donnerstag	Konrad	7 30	4 04	7 49	3 47	7 39	3 57	10 03
27	Freitag	Otto	7 31	4 04	7 50	3 46	7 40	3 56	11 13
28	Sonnabend	Günther	7 33	4 03	7 52	3 45	7 42	3 55	Mrg.
48. Woche. 1. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.27; Sask. 7.50; Alta. 8.10						
29	Sonntag	**Advent**	7 35	4 02	7 54	3 44	7 44	3 54	0 22
30	Montag	Andreas	7 36	4 02	7 55	3 44	7 45	3 54	1 28

Die alte Heimat im Bild



Duisburg gehört zum Rückgrat des Ruhrgebietes. Am Zusammenfluss des Rheins und der Ruhr liegt hier einer der grössten Inlandhäfen der Welt, um den sich riesige Industrien zentralisieren. Heute arbeitet Duisburg wieder mit vollen Kräften und hilft Deutschland seine internationale, wirtschaftliche Bedeutung wieder zurückzuerlangen.

Advent

Aus Stürmen steigt ein leiser weisser Tag.
Der Wind verstummte, selbst der Stundenschlag
Fällt dumpf verhalten aus der Höhe nieder,
Umhüllt von schleierzartem Schneegefieder,
In dessen Flaum das Land sich schon verlor.
Nur Strauch und Stämme ragen dunkel vor.

Nichts rührt sich rings. In einem weissen Bann
Hält selbst die Zeit den raschen Atem an . . .
Es mag vielleicht im stillen Flockenwallen
Ein wenig Frieden mit zur Erde fallen
Aus Sternengärten fern am Firmament —
Es ist Advent.

Helen Gehnert.

Berge im Schnee

Der Schnee hat wie ein weiches Kissen
den Pfad zum Berge zugedeckt.
Die Wälder singen glanzbeflissen
und haben, selig hingerissen,
die Arme weit ins Land gestreckt.

Vom Gipfel auf verschneite Hänge
der Sonne Glanzlawine rollt.
An weissen Zweigen blüht Gepränge,
und durch das schlanke Schaftgestänge
der Buchen schwimmt die Flut von Gold.

Die hohen Tannen schwanken leise,
wie weisse Riesen dicht vermummt.
Hoch zieht ein Bussard seine Kreise.
Und ferne aus der Kiefernschneise
hackt eine Holzaxt — und verstummt.

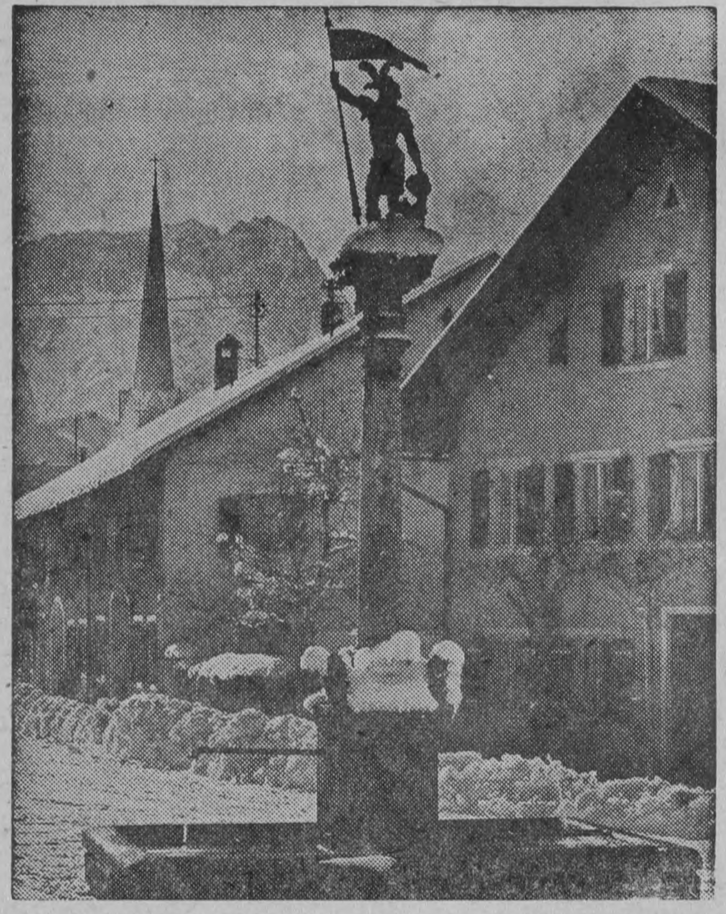
Wilhelm Peter.

Das Wetter: 1.-3. schön und kalt; 5.-8. kalt, sich bewölkend; 9.-12. Schneestürme; 13.-17. fortgesetzt stürmisch; 18.-19. starke Winde; 20.-22. allgemein windig; 23.-26. nass, kalte Periode; 27.-30. mässig.

Dezember — 31 Tage — 1953

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Longinus	7 37	4 01	7 56	3 43	7 46	3 53	2 36
2	Mittwoch	Aurelia	7 38	4 01	7 57	3 42	7 47	3 52	3 43
3	Donnerstag	Kassian	7 39	4 00	7 59	3 41	7 48	3 52	4 53
4	Freitag	Barbar	7 41	4 00	8 00	3 41	7 49	3 51	6 04
5	Sonnabend	Abigail	7 42	3 59	8 01	3 40	7 50	3 51	7 15
49. Woche. 2. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.16; Sask. 7.37; Alta. 8.00						
6	Sonntag	Nikolaus	7 43	3 59	8 03	3 40	7 51	3 51	Untg.
7	Montag	Agathon	7 44	3 59	8 04	3 39	7 53	3 50	4 42
8	Dienstag	Mariä Empf.	7 45	3 59	8 05	3 39	7 54	3 50	5 51
9	Mittwoch	Joachim	7 46	3 59	8 06	3 39	7 55	3 50	7 10
10	Donnerstag	Judith	7 48	3 58	8 08	3 39	7 57	3 50	8 30
11	Freitag	Damasus	7 49	3 58	8 09	3 39	7 58	3 50	9 51
12	Sonnabend	Epimachus	7 50	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	11 10
50. Woche. 3. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.07; Sask. 7.27; Alta. 7.49						
13	Sonntag	Luzia	7 51	3 58	8 11	3 38	8 00	3 49	Mrg.
14	Montag	Nikasius	7 52	3 58	8 12	3 38	8 01	3 49	0 31
15	Dienstag	Johanna	7 53	3 59	8 13	3 38	8 02	3 49	1 54
16	Mittwoch	Ananias	7 53	3 59	8 14	3 38	8 02	3 49	3 17
17	Donnerstag	Lazarus	7 54	3 59	8 15	3 38	8 03	3 50	4 42
18	Freitag	Wunibald	7 54	3 59	8 16	3 39	8 03	3 50	6 06
19	Sonnabend	Abraham	7 55	3 59	8 16	3 39	8 04	3 50	7 22
51. Woche. 4. Sonntag im Advent.			Tageslänge: Man. 8.04; Sask. 7.23; Alta. 7.46						
20	Sonntag	Amon	7 55	3 59	8 17	3 40	8 05	3 51	Aufg.
21	Montag	Thomas	7 56	4 00	8 17	3 40	8 06	3 51	5 10
22	Dienstag	Beata	7 56	4 01	8 17	3 41	8 06	3 52	6 27
23	Mittwoch	Dagobert	7 56	4 02	8 18	3 42	8 06	3 53	7 44
24	Donnerstag	Adam und Eva	7 57	4 03	8 18	3 42	8 07	3 54	8 55
25	Freitag	**Weihnachten**	7 57	4 03	8 18	3 43	8 07	3 54	10 06
26	Sonnabend	Stephanus	7 57	4 04	8 18	3 43	8 07	3 55	11 12
52. Woche. 1. Sonntag nach Weihnachten.			Tageslänge: Man. 8.07; Sask. 7.25; Alta. 7.48						
27	Sonntag	Johannes	7 58	4 05	8 19	3 44	8 08	3 56	Mrg.
28	Montag	Unschuldige Kinder	7 58	4 06	8 19	3 45	8 08	3 56	0 20
29	Dienstag	Jonathan	7 58	4 07	8 19	3 46	8 08	3 57	1 28
30	Mittwoch	David	7 59	4 09	8 19	3 47	8 08	3 58	2 36
31	Donnerstag	**Silvester**	7 59	4 10	8 19	3 49	8 08	3 59	3 46

Die alte Heimat im Bild



Weihnachten in Garmisch-Partenkirchen. Selbst der St. Floriansbrunnen hat in das tiefe Schweigen der verschneiten Bergwelt eingestimmt und eine dicke Schneekappe ziert den tapferen Ritter. Jährlich finden im Schatten der Zugspitze tausende Grosstadtmenschen Ruhe und Entspannung.

Dezember

r macht das runde Dutzend voll
ls letzter in der Reihe,
Und klingt sein Loblied auch in Moll,
o hat's doch Glanz und Weihe.
en Winter führt er zwar heran
us eiserstarrten Breiten,
och trotzdem liebt ihn jedermann
b seiner guten Seiten.

Ein strahlend Licht geht von ihm aus,
er bringt die grosse Wende,
er füllt mit Tannenduft das Haus,
mit Liebeswerk die Hände.
Er macht uns fromm bei Kerzenschein
und fleissig im Geheimen:
Wir stricken, häkeln, fädeln ein,
wir sägen und wir leimen.

Verzaubert, licht- und goldgespickt
wird manche Strasse glänzen
mit Kerzenlicht, wohin man blickt,
und dunklen Tannenkränzen.
Die ganze Stadt im Märchenbann,
ein einz'ger bunter Traum,
und jeder Leierkastenmann
spielt laut "O Tannenbaum".

Kuno.

)as Wetter: folgt von Hagel und Schneestürmen; 14.-17. kalt und unfreundlich; 18.-19. stürmisch; 20.-23. kalt; 24.-26. scharfe Winde; 27.-31. stürmisch.

Die Kroenung der Koenigin

Elizabeth II. — Mittelpunkt des kommenden Jahres — Glanzvolles Schauspiel der Weltgeschichte am 2. Juni 1953

Vor nahezu zwei Jahren durften wir die damalige Prinzessin Elizabeth und ihren Prinzgemahl, d Herzog von Edinburgh, von Küste zu Küste in unserer schönen Heimat begrüßen. Ueberall wo „Lilibeth" u Philipp hinkamen, wurde ihnen ein stürmischer Empfang zuteil und man darf sagen, daß sich die scheue, sti Frau, die jetzt die Krone des britischen Weltreiches tragen soll, in nicht mehr als einem Monat die Herz aller loyalen Canadier erobert hatte.

Sie konnte damals nicht wissen, daß der tragisch frühe Tod des Königs, ihres über alles verehrt Vaters, schon so früh die schwere Verantwortung des herrschenden Monarchen in ihre Hände legen würd Doch meisterhaft wußte sie dem Schicksal zu begegnen und würdig das Unvermeidliche zu tragen. Als erbli Thronfolgerin wurde sie wenige Stunden nach dem Ableben des Königs zur neuen Herrscherin ausgerufe die eigentliche Krönung jedoch setzte man auf einen Tag fest, der frei von aller offiziellen Trauer, dem g samten Volk und ihren Untertanen in aller Welt Gelegenheit geben sollte, ihre Königin — Elizabeth II. - in der schönsten und schwersten Stunde ihres Lebens zu umjubeln.

Durch freundliche Vermittlung von „Canadian Scene" ist es uns möglich, nachstehend einen vollen Ueb blick über die Krönungsfeierlichkeiten, mit canadischen Augen gesehen, zu geben.

Am Dienstag, den 2. Juni — und das britische Volk erwartet vertrauensvoll einen schönen klaren Tag — wird die Königin in aller Förmlichkeit die Krone und das Szepter des königlichen Amtes annehmen — Symbole der vielen und schweren Verantwortlichkeiten, die sie sich jetzt schon zur Pflicht gemacht hat.

Das glänzende und kostspielige Zeremoniell, das bei der Krönung eines britischen Monarchen mitspielt, mag dem Außenseiter als eine veraltete und überflüssige Schaustellung von Pomp vorkommen; manche werden es einfach als eine mittelalterliche Parade oder ein Kostümfest betrachten, das für die Touristen inszeniert wird.

Solche Ansichten entsprechen der Wahrheit bei weitem nicht, denn obschon diese farbige Prozession und dieses gewichtige Ereignis zwei oder drei Millionen Zuschauer anziehen dürfte, die sich auf dem Krönungswege oder im Westminster Abbey einfinden — und obschon das Ereignis von Millionen in Großbritannien und in anderen Ländern im Fernsehapparat verfolgt werden wird — es würde sich so, und nicht anders abspielen — auch wenn niemand zuschauen wollte, oder, um den hypothetischen Fall zu setzen, wenn der Oeffentlichkeit nicht erlaubt sein würde, es zu sehen.

Trotzdem die Krönungsfeierlichkeiten eine unvergleichliche Anziehung auf die Touristen ausüben werden (die Tatsache, daß es auf die schönste Zeit des Jahres in Großbritannien verlegt worden ist, ist natürlich kein bloßer Zufall), so bleibt das Schauspiel doch weniger wichtig als das, was es symbolisch darstellt. Alles was dabei vorge oder wenigstens das meiste, hat eine tiefe B deutung.

Die verschiedenen wichtigen Persönlichkeit nehmen an den Zeremonien meistens aus alte konstitutionellen Gründen teil. Die Mitglied der königlichen Familie stehen natürlich im M telpunkt des Interesses. Der Erzbischof v Canterbury und hohe Würdenträger der Kir von England müsse daran teilnehmen, weil d Erzbischof nach altgeschichtlicher Ueberlieferu die Krönung vornimmt und weil die Kirche v England die Staatskirche ist. Die Krönung ebenfalls ein religiöses Ereignis und der Seg des Allmächtigen wird feierlich auf das Hau beschworen, das die Krone von England trag muß.

Die Heereskräfte werden in ihrem ganz Glanze vertreten sein, denn als die Verteidig des Hauptes sind sie die Streitkräfte der König selbst. Die Länder des Commonwealth werd öffentlich vertreten sein, denn das Commonwea wird durch das Symbol der Krone zusamme gehalten. Andere Nationen, selbst solche, Großbritannien nicht besonders gut gesinnt si werden sich vertreten lassen, weil es sich hier u ein diplomatisches Ereignis von größter Bed tung handelt.

Die Regierung Großbritanniens wird vert ten sein, wie auch die Oppositionsparteien, de ein Mitglied des Parlaments, ob es der Reg rungspartei angehört oder nicht, bekennt sich erster Linie zu der Krone und schwört dem reg



Ihre Majestät, Königin Elizabeth II.

renden Monarchen Treue als Ausdruck einer Loyalität, die den Monarchen zuallererst mit dem Volke verbindet.

Alle diese Personen, vom Lord High Steward bis zum „Queen's Champion", müssen dabei sein. Jeder hat eine Rolle von unterschiedlicher Wichtigkeit in diesen Ereignissen zu spielen. Der Lord High Steward trägt die Krone zum Krönungsort — das ist seine unumgängliche Pflicht. Der Queen's Champion andererseits führt eine der alten, symbolischen Pflichten aus, die Jahrhunderte weit zurückgehen, bis zu dem Tag, da der neugekrönte König oder die Königin wirklich einen „Kämpen" brauchte, um die Herausforderung seiner persönlichen Feinde anzunehmen.

Der Anspruch von Captain John Lindley-Marmion Dymoke, dem 34. Besitzer des Ritterguts von Scrivelsby in Lincolnshire, der Kämpe der Königin zu sein und die Fahne Englands bei der Krönung tragen zu dürfen, wird wahrscheinlich vom Schiedsgericht anerkannt werden, d über solche Ansprüche bei der Krönung entscheid

In alter Zeit ritt der Kämpe des Königs voller Rüstung in die Westminsterhalle, währe der Herrscher bei der Mahlzeit saß und nach d Trompetenstößen gab er kund, daß derjenige, dem Monarchen das Recht zur Krone aberkenn ein „feiger Verbrecher" sei. Dann warf er sein Handschuh hin und forderte den Verräter zu Einzelkampf heraus.

Das Amt des Kämpen geht auf die Zeit d Feudalismus zurück und wurde von Wilhel dem Eroberer einem Robert de Marmion Scrivelby verliehen. Der heutige Beanspruche ein direkter Nachkomme von Robert, ist ein 2 jähriger Offizier in der Armee.

Die Krönungsfeier ist viel mehr als nur d Krönung des herrschenden Monarchen im K nigreich von Großbitannien und Nordirland. S ist im eigentlichen Sinne eine Angelegenheit d ganzen britischen Commonwealth.

Das Ereignis wird nicht von der britisch Regierung, sondern von den Regierungen d Commonwealthvölker veranstaltet und geleit Das ergibt sich aus der öffenlichen Ankündigun die am 28 April 1952 vom Buckingham Pala ausging. Sie lautete:

„Die Königin geruht, Dienstag, den 2. Ju 1953, als den Tag für die Krönung Ihrer Maj stät zu bestimmen.

„Ihre Majestät geruht, auf den Anschlag ihr Regierungen hin, einen Krönungsausschuß ernennen, zu dem Vertreter des Vereinigten K nigreiches, Canada, des Commonwealth v Australien, Neuseeland, die Union von Sü afrika, Pakistan und Ceylon gehören. Diese we den in kurzer Zeit in London zusammenkomme um Angelegenheiten für die Vorbereitung d Krönung zu besprechen."

Königin Elizabeth II. wird der 38. Herrsch sein, der in England seit der normannischen E oberung im 11. Jahrhundert gekrönt wird. S ist der dritte Herrscher, der an einem Dienstag und der fünfte, der im Juni gekrönt wird.

Vierzehn Monarchen, von Wilhelm dem E oberer im Jahre 1066 bis auf Elizabeth I., wu den am Sonntag gekrönt. Ein altes Gesetz ve langte, daß „die Krönung des Königs oder d Königin immer an einem Sonntag oder an eine feierlichen Festtag vorgenommen werden müsse". Aber von dieser Bestimmung ist man seit de 18. Jahrhundert abgegangen, und König Georg VI., der Vater der gegenwärtigen Königin, wur z. B. an einem Mittwoch gekrönt; George V. a einem Donnerstag, Edward VII. an einem Son tag und die Königin Victoria an einem Do nerstag.

Die Krone, die auf das Haupt der Königin g

[...]t wird, ist wahrscheinlich die Staatskrone und [...]cht die Krone von St. Edward, da diese — ob[...]on sie in der Vergangenheit fast immer benützt [...]orden ist — äußerst schwer ist. Die Staats[...]one wiegt nur etwas über zwei Pfund, während die Krone von St. Edward sieben wiegt.

Die Staatskrone ist eines der schönsten Werke [...]r Juwelierkunst in der Welt und enthält den [C]ullinan Diamant No. 2, der aus dem ursprünglichen, im Jahre 1905 in Südafrika entdeckten [C]ullinan Diamant herausgeschnitten worden ist. [C]ullinan No. 1, der anderthalbmal so groß ist [w]ie No. 2, ist in den Kopf des königlichen Szep[te]rs eingesetzt, das die Königin während der Ze[r]emonie in der Hand halten wird.

Die Staatskrone ist vor 120 Jahren für die Krönung der Königin Victoria hergestellt worden [(s]ie enthielt natürlich damals den Cullinan Dia[m]anten noch nicht). Ihr feingearbeiteter silber[n]er Rahmen ist ein Gegensatz zu dem schweren [G]oldband und soliden Goldschmuck des Fleur-de[-l]ys der St. Edward Krone. Sie ist mit 2733 Diamanten, 277 Perlen, 17 Saphiren, 11 Eme[r]aldsteinen und 5 Rubinen besetzt.

Die siebenpfündige Krone von St. Edward [si]eht man auf den Briefmarken und Münzen, die [u]nter der Regierung König Edwards VII. her[a]usgegeben wurden. Sie ist eine sehr schwere [B]ürde für jedes Haupt, wenn man sie längere [Z]eit tragen muß. Sie wurde für Karl II. ge[m]acht, nachdem die ursprüngliche St. Edwards-Krone von den Soldaten Cromwells, die die Mon[a]rchie eine Zeitlang abgeschafft hatten, zerstört [w]orden war. In ihr schweres Gold sind Dia[m]anten, Saphire, Emeraldsteine und Perlen ein[g]elassen. Ueber den oberen Teil, über Fleur-de[-l]ys und den wechselnden Kreuzen, erstrecken sich [z]wei Bogen, welche die Erblichkeit und Unab[h]ängigkeit der Monarchie symbolisieren.

Unter den vielen Schmucksachen und Szeptern, [d]ie während der Krönung getragen werden, ist der [K]önigsring ein wichtiges Stück. Dieser, als [H]eiratsring von England bezeichnete Ring, wird [f]ür jeden Herrscher besonders angefertigt und [w]ird nach der Krönung persönliches Eigentum [d]es Monarchen.

*

Der britische Minister für öffentliche Arbeiten [g]ab bekannt, daß die Regierung 98,000 besondere Sitzplätze an der Krönungsstraße entlang errich[t]en wird. Diese Plätze kosten von $9.80 bis $15.40.

Die Regierung plant, die übrigen Sitzgelegen[h]eiten durch Organisationen, die das Volk ver[t]reten, anweisen zu lassen — Organisationen, welche die britische Industrie, den Handel, die Gewerkschaften, die Frauen und die Gemeindebehörden vertreten. Man zieht das der Zuweisung an einzelne Leute vor.

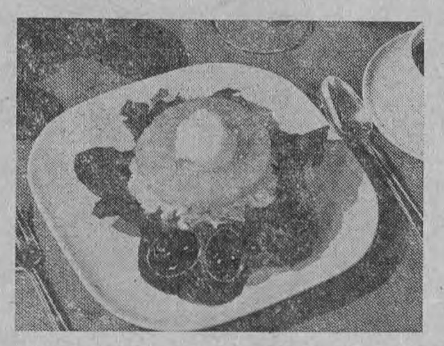
Tausende von Touristen werden nach England kommen, um sich die Ereignisse anzusehen und sie werden die vielbenötigten fremden Valuten bringen.

Die Krönung wird nicht nur auf Jahre die wichtigste Staatshandlung im britischen Commonwealth sein — sie wird sich wahrscheinlich auch bezahlt machen, vermöge des Touristenverkehrs und der Belebung des Handels, die immer mit einem solchen Ereignis verbunden ist.

Die Krönung wird die Briten nicht nur an ihr unschätzbares Erbe erinnern, sie wird auch für länger als nur einen flüchtigen Augenblick die Augen der Welt auf dieses alte Königreich mit seiner langen Entwicklung einer monarchischen Demokratie richten, in welcher die Würde des Menschen tatsächlich die herrschende Stellung einnimmt.

Erprobte und sichere Rezepte aus der Kueche von Kraft Food

GERÖSTETE FRANKFURTER BRÖTCHEN UND "PROCESS" KÄSE



Den Käseliebhabern, die Käse für alle Arten von Mahlzeiten gebrauchen, wird "Process" Käse ein unentbehrliches Mittel zur Zubereitung von grösseren Mahlzeiten sein. Mit Brötchen und Speck kann man zum Beispiel mit Process-Käse wunderbare Appetithäppchen herstellen. Dazu brauchen Sie:

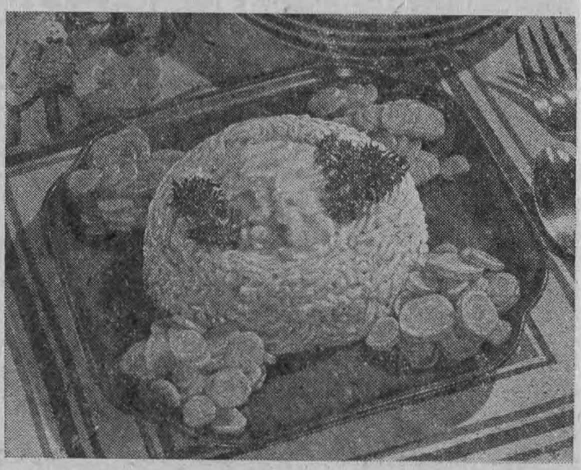
Frankfurter Buns	Geschmolzene Butter oder Margarine
Mayonnaise	Geröstetem Speck
Velveeta	

Schneiden Sie die Brötchen in der Hälfte durch und streichen Sie Mayonnaise darauf. Füllen Sie jedes Brötchen mit einer dicken Scheibe Process-Käse. Ueberstreichen Sie die Oberfläche der Brötchen mit geschmolzener Butter oder Margarine. Stellen Sie sie in mittelmässig angeheizten Ofen (350 Grad) bis der Käse geschmolzen ist. Servieren Sie Brötchen mit knusprig geröstetem Speck.

KRAFT MAHLZEIT MIT MOHRRÜBEN und "CREAMED CHICKEN"

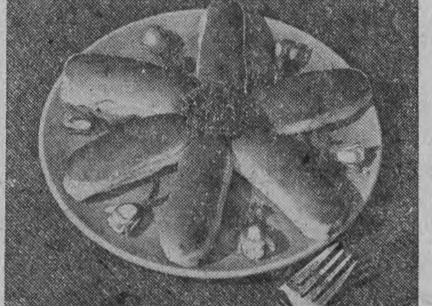
Hier ist eine "schnelle" Mahlzeit . . . delikat und zufriedenstellend. Bereiten Sie Kraft-Mahlzeit wie auf der Packung angegeben zu. (Sie brauchen nur **7 Minuten**, um die speziellen Kraft-Dinner Makkaroni zu kochen, nur einige Minuten, um ihnen mit "Kraft-Grated" ein feines Käsearoma zu verleihen!) Packen Sie die heissen Makkaroni und Käse in eine eingefettete 6½ Zoll Form. Stülpen Sie die Mischung dann auf einen flachen Teller und füllen Sie die Mitte mit "Creamed Chicken" aus. Umgeben Sie die Mahlzeit mit geschnittenen Mohrrübenscheiben. Garnieren Sie dann mit Petersilie.

Das ist alles! Aber mit dieser zarten, billigen und flockigen Makkaroni-Mahlzeit werden Sie neues Lob erhalten. Bewahren Sie immer einige Pakete Kraft-Dinner in Ihrer Vorratskammer auf.



TUNA-SANDWICH SALAT

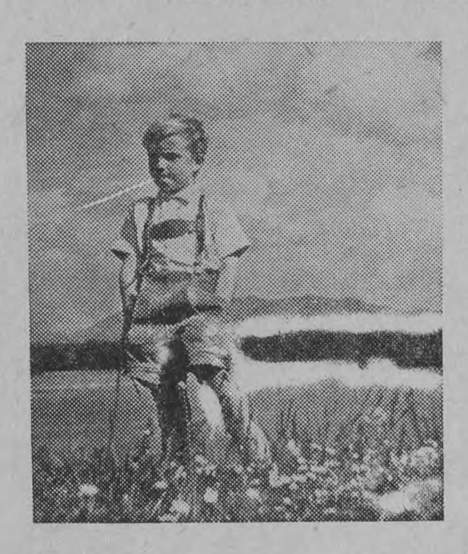
Wenn Sie Gastgeberin für Gäste mit auserlesenem Geschmack sind, bereiten Sie Tuna-Sandwich Salate aus Frucht, Tunafisch und delikater "Miracle Whip Dressing" zu. Sie werden erleben, wie sehr man diese Delikatesse zu schätzen weiss.



1 7½ Unzen Dose Tuna, in Scheiben	Salz, Pfeffer
¾ Tasse gewürzte Selerie	Geschnittene Ananas
3 oder 4 Esslöffel Salad-Dressing	Salatblätter
	Reife Oliven

Mischen Sie Tunafisch, Selerie, Salad-Dressing bis es gut durchgefeuchtet ist und würzen Sie je nach Geschmack. Kühlen Sie ab. Streichen Sie je eine Portion zwischen zwei Ananasscheiben. Servieren Sie auf Salatblättern und dekorieren Sie mit Oliven und Salad-Dressing.

DAS MENSCHENKIND



„Gott begegnet sich immer selbst: Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu schätzen." (Goethe)

Füge hinzu: auch der Mensch begegnet sich immer wieder selbst, allein im Menschenkinde begegnet er Gott.

Das Kind ist der g ö t t l i c h e Mensch. So wie es aus Gottes Hand unmittelbar hervorkam, ganz Glaube, ganz Hoffnung, ganz Sehnsucht und Freude. Noch lebt es im Paradiese, in Gottes Wunderwelt, wo alle Dinge eine geheime Ursprache sprechen vom Allzusammenhang, vom Geist, der alles belebt, von der Schönheit, die alles durchtränkt, von der Güte, die alles ernährt, von der Wahrheit, die nie zur Frage wird. Licht und Gestalten, die es umgeben, sind noch keine kalten toten Dinge, nicht fremd und feindlich, wie die der Erwachsenen, sie sind eine Welt voller Zauber und Wunder. Die Gestalten sind noch lebende Lichtmusik, die das Kind mit weitaufgerissenen Augen genießt. Wahrer und besser genießt wie ein Musiker, ist es doch eine Welt, darin es selbst auch mitspielt, mitsingt und mitschöpft.

Es kann die Seele des Kindes nicht begreifen, der zu ihm als „Weltweiser", „Kluger" geht, und mit trüben, kalten Forscheraugen das „Primitive", das „Unvollendete" sucht. Wer selbst nicht wieder zum Kinde werden kann, der bleibe ihm fern. Wer sich nicht tief und glaubensvoll in seine eigene Kindheit versenken kann, der nehme die Hände weg von Gottes kostbarstem Kleinod.

Es ist eine Lüge, daß ein Kind noch nicht „fertig" sei, als stünde es noch auf einer tieferen Stufe der Entwicklung — Entwicklung als Schöpfungsplan Gottes verstanden. Das Kind besitzt bereits die Urwahrheit, das Urwissen. Es wird getränkt aus Gottes reinsten Quellen, den Ideen. Es braucht nicht erst „belehrt" werden über das Schöne, Gute und das Wahre; es nennt diese in ihrer ganzen Größe und Reinheit wie kein Erwachsener sein Eigen. Aber beschützt und bewahrt muß es werden vor dem Bösen der Erwachsenen, vor dem Häßlichen ihrer Welt, vor dem so kalten und oft auch falschen und toten „Wissen".

Das Kind i s t der eingeborene Sohn des Paradieses, der reinen, der Märchenwelt. Erzähl ihm vom Schönen, vom Guten und du brauchst kein Wort der Erklärung des Urteils hinzufügen, das Kind urteilt selbst unfehlbar. „Die Kinder, sie hören es gerne" . . . Erzählst du vom Gegenteil, du kannst sie nicht beruhigen, sie nicht irre machen. „Die Kinder, sie hören nicht gerne!"

Und wessen Seele mit einem Kinderlachen nicht mitschwingen kann, wem Kindertränen Aerger und nicht Schmerz bereiten, wer aus den großen staunenden Kinderaugen nicht Gottes Blick fühlt, der bleibe fern dem Kinde. Magst du in Ueberfluß schwelgen, dich mit tausend schönen Dingen umgeben, magst du geachtet, geliebt, gefürchtet oder gehaßt sein, das alles kann dir nicht einen einzigen liebenden Blick eines Kindes ersetzen. Denn die Anerkennung und Liebe eines Kindes kann niemals erkauft und auch nicht erschlichen werden. Seine Liebe, sein Anschmiegen, sein Kuß gilt einzig dir, n u r dir; nicht deiner Macht und nicht deinem Reichtum. D i r gilt seine Liebe, d i r sein Lächeln, deinem innersten W e s e n, wo dich Gott schuf und nicht wie es dein Rang und Ansehen „gebieten". Wenn dich ein Kind umarmt, dann umarmt dich Gott!

Noch kam es nicht vor, daß ein Kind seinen Blick vor einem Erwachsenen senken mußte, aber selbst die Gewaltigsten senkten einmal ihre Augen vor dem Blick der Unschuld. Das Kind senkt nie den Blick, es wendet sich höchstens ab von dem, was ihm Aerger ist. Und mit ihm wendet sich auch Gott ab.

*

Glaube und Wunder stehen obenan in jeder Kinderseele. Goethe der Weise und mit alle

wahren Weisen sprachen so: Der ist ein Tölpel, der sich nicht mehr wundern kann. Und aller Weisen letzte Weisheit war: **daß wir nichts wissen.**

Glaube und Wunder ist tiefstes Menschengesetz. Wer nur mehr Wissen besitzt, ist als Mensch tot.

Faust, der mit gewaltigen Geistern rang, der alles Wissen zu durchdringen suchte, Ehre und Ruhm erntete, sich weder vor Hölle noch Teufel fürchtete, stand am Ende an den Grenzen der Erwachsenen und ihrer Welt. Und was bot sich dort? Der Giftbecher, um aus dieser toten Welt herauszufinden. Glaube und Wunder? Er findet den Weg zum Kinde nicht mehr. Seine Wurzel reichten nicht mehr zu jenem Paradiese. „Allein, mir fehlt der Glaube".

Und doch . . . Mit dem Osterglockengeläute steigt die Kindheit wieder auf in sprudelnder Fülle. Ein urewiger Quell bricht auf und eine neue Welt entsteht mit grünenden Wäldern und blühenden Wiesen und ein Menschenkind tollt wieder spielend auf diesem Wunderanger. Da spricht der erwachte Faust das tiefe, erlösende Wort:

„Erinnerung hält mich mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück."

Die Tore des Paradieses werden immer wieder aufgetan, das flammende Cherubschwert sinkt nieder vor dem Kinde, das vom falschen Wissen frei ist.

„Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr euch nicht bekehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen".

*

Menschliches Wissen hat das biogenetische Grundgesetz „entdeckt". Ein Gesetz wonach der Embrijo im Mutterleibe die Genesis, die Entwicklung alles Lebendigen überhaupt wiederholt . . . Dieses Gesetz aber sagt uns sehr wenig nimmt man nicht auch das Seelische hinzu oder betrachtet man mit der Geburt diese Entwicklung schon als abgeschlossen.

Erfaßt das biogenetische Gesetz einen Zipfel der Wahrheit, so ist es die, daß das Menschenkind in den Jahren seiner Kindheit die Geschichte der Menschheit im Paradiese wiederholt. Und mehr noch als wiederholt . . .

Ein jeder kann es tausendfach prüfen und erleben, wie der Glaube des Kindes mit dem Stein der Weisen, dem „Wissen" der Erwachsenen zerschlagen und zerstört wird. Es kostet manche Träne und manche Enttäuschung dem Kinde, das sich oft bis tief in die Mannesjahre hinein dagegen wehrt. Und die besten, die wehren sich bis an ihr Lebensende und geben **das Kind** in sich niemals preis.

Das Leben des Kindes spiegelt das Leben des Frühmenschen, des noch reinen Menschen im Paradiese, wo er noch unmittelbar wie alle Wesen mit Gott sprach. Die „reißenden" Tiere kamen vertraulich zu ihm, der noch keine List kannte, um sie zu täuschen und sich ihrer zu bemächtigen. Es gab noch keine Lüge, weil sich Wort und Tat noch deckten, vom falschen Wissen noch nicht zerschnitten waren. Noch heute sind die Tiere zutraulich zum schwachen Menschenkinde.

Dann kam der Sündenfall. Damals wie heute. Der Glaube wurde vom Wissen überschüttet und gebar so diese unsere Welt.

Betrachte jedoch nur einmal dein stolzes, weltbedeutendes Wissen etwas gründlicher, du Erwachsener, Emanzipierter! Schon der erste Wurzelschlag griff in ein falsches Wissen und wurde zum Zweifel am Glauben. Glaube aber war die tragende Kraft des ersten göttlichen Menschen. Glaube, ja, Wunderglaube, daß diese Welt ganz beseelt sei, war alles Wissen, und selbst der starre Tod war in diesem spielenden Wunderleben gewichtslos; nur ein Wandelndes in diesem göttlichen Spiel. Da kam der Zweifel, alles „Wissens" Vater. Der Mensch zweifelt an seinem Glauben, an der tragenden Kraft seines Daseins. Somit zweifelt er an seinem Schöpfer, oder, wenn du willst, an der Natur. Und es begann das endlose Ringen um das Wissen vom Zweifel getragen gegen Gott und Natur, der Kampf mit selbstgeschaffenen Sorgen, selbstgeschaffenen Sünden, mit selbstgeschaffenem Guten und Bösen. Unsere zerrissene Seele stand unglücklich zwischen dem kalten und trotzigen Wissen und der Sehnsucht trotz allem zur Kindheit, zum verlorenen Paradies, zum Glücke zurück.

Das biogenetische Gesetz sagt aber noch etwas, es kündet dem Sehenden das Ende in der Mensch-
begibt sich dadurch wieder in Gottes gütige Hand.
werdung: der Greis findet das Kind wieder und Er wird „kindisch", „gar wunderlich", sagen die Klugen und dies in einer Art bemitleidender Geringschätzung.

*

Das Wunder, daß das Kind, das Menschenkind umgibt, entstand ohne dein Hinzutun. Dieser millionenfach komplizierte Organismus, diese göttliche Seele des Kindes, die ganz Glaube ist, ganz in einer Wunderwelt lebt, hast nicht du, Realfanatiker geschaffen. Deine viel gepriesene Vernunft reicht nicht dazu aus, deinem Kinde auch nur ein einziges Haar hinzuzufügen.

Erfaßt du das? Unser Wissen, unser ganzer Ernst, unsere ganze real genannte Welt, ist sie nicht ein Irrgang weg von Gotteskindschaft in die wunderlose Fremde?

Das gläubige Kind will dir nicht nur ein totes biogenetisches Gesetz zeigen, etwa daß es die Vergangenheit wiederholen muß. Es will dir e lebendes Beispiel sein dafür, was der Mensch seinem Wesenhaften ist. Er will unter euch geste sein mit dem ewigen Mahnwort: dieser Klein ist der Größte unter euch!

Und all ihr, die ihr glaubt, die Welt zu g stalten und all ihr, die ihr das Geld zum G erhoben, die ihr die Macht anbetet, die ihr Völ führt und richtet, all ihr, die ihr Gottes W verunstaltet, die ihr Werte umlügt und Unwe setzt, eure reale, blutige Welt und darin eu ganze Macht reicht nicht aus, die wahre W zu zerstören, solange noch Kinder dasind, ja, lange nur eines noch da ist. Des Kindes Glau sowie jener der Kindhaften tragen diese Welt, d Paradies und seine Märchen, beleben sie und v pflanzen sie auf Kind und Kindeskinder.

O ihr Erwachsenen! Ihr wollt die Kinder d Glauben lehren? Welchen Glauben? Doch ni den an euren schalen und toten Gott der Zell und Quanten! Ihr wollt sie formen? Wozu Doch nicht nach eurem Ebenbilde Ihr wol ihnen das Wissen geben? Welches? Etwa da womit ihr das Lebenswunder aus Leblosem g kommen lehrt? Oder das eures Formelkram aus Hypothesen und Theorien?

Nun ruft ihr empört: Ja, sollen wir vielleic an Geister, Teufel und Hexen glauben? Wohla laßt das Kind antworten!

Ihr glaubt also an keine Teufel und Hexe und Geister? Aber ihr glaubt doch an eure D plomaten und Könige. Wer hob diese auf ih Stühle und Throne? Doch euer Glaube! Ih glaubt nicht an Hexen? Und an die bemalte Gesichter glaubt ihr nicht? Ihr glaubt nicht a Teufel? Ihr glaubt nicht an Geld, an sein Macht und Herrlichkeit? Ihr verkauft eure Seel dafür, für ein bemaltes Gesicht und für eine Beutel mit weniger als dreißig Silberlinge Ihr belächelt unsere Spiele, das Steckenpferd auf dem wir gleich stolzen Reitern einhertraben Für uns wird der Stecken zum wirklichen Pfer und wir sind darauf wirkliche Ritter, weil wir un halten und nicht zu Fall kommen. Wie ist es un eure Ritter bestellt? Ihr Sturz ist jäh und ti und erfolgt meist unversehens und gegen ihre Willen. Wer ist nun der wahre Ritter? Wi haben Prinzen. Und eure Prinzen? Wie o müssen sie um Land und Krone Vagabunde gleich betteln. Und wenn sie ihnen verwehr werden, sind sie es noch? Was gibt euch da Recht, unsere Prinzen und unsere Welt unwah zu nennen? Wir bauen Paläste, wohl nur au Sand und Moos, dafür laden wir selbst die ärm lichsten der Tiere, die Schnecken und Käfer dari zum Wohnen ein. Ihr türmt eure Steinbaute bis zum Himmel hinauf, zwingt jedoch eure är meren Menschenbrüder nebenan in Höhlen zu

außen. Wir zerstören mutwillig unsere Bau-
en? Und ihr? Schlagt ihr sie nicht aus Neid
nd Haß samt Mann und Maus in Trümmer?
Wir glauben an Schneewittchen? Ja, wir glau-
ben an ein jedes Menschenkind, das Schneewitt-
chen gleich durch die Welt geht. Und euer Glau-
ben an eure Schönen? Er wird vom Schein be-
stimmt, der nur eine große Leere verhüllt. Wir
fürchten uns vor Hexen? Ja, ihr aber ver-
schreibt ihnen eure Seele, nur weil sie euch Lust
versprechen. Wenn wir uns zu einem „Kriegs-
gespräch" zusammensetzen, so fürchtet ihr um
unsere zarte Seele. Das Ende unserer Bera-
tungen ist aber immer der Friede. Und eure
Konferenzen und eure Abmachungen? Brecht ihr
sie nicht noch ehe die Tinte eurer Unterschrift auf
den „heiligen Verträgen" getrocknet ist? Werfen
wir einen Stein in einen Teich damit es schöne
Ringe ziehe, dann gibt es Schimpf und Tadel
dafür. Donnern aber eure Bomber mordend
über Städte und Länder dahin, so jauchzt ihr
über so viel Kraft und Mächtigkeit.

O ihr Klugen, Nüchternen, Erwachsenen! Wie
sollen wir Kinder euch so verstehen, eure Worte,
eure Taten! Worte, die Unworte, Taten, die
Untaten sind. Wir können und wollen sie nicht
verstehen. Auch euer Wissen werden wir nie be-
greifen, weil es ein Wissen ohne Glauben ist.
Aber selbst an eurem Wissen haftet der Unglaube,
der Zweifel. Darum laßt uns in unserem Mär-
chenland, in diesem einzigen Land der Wahrheit
nud Wirklichkeit. Und laßt es in uns wirken,
damit dieses Kinderland endlich der Welt ihr
gottgewolltes Gesicht aufpräge.

*

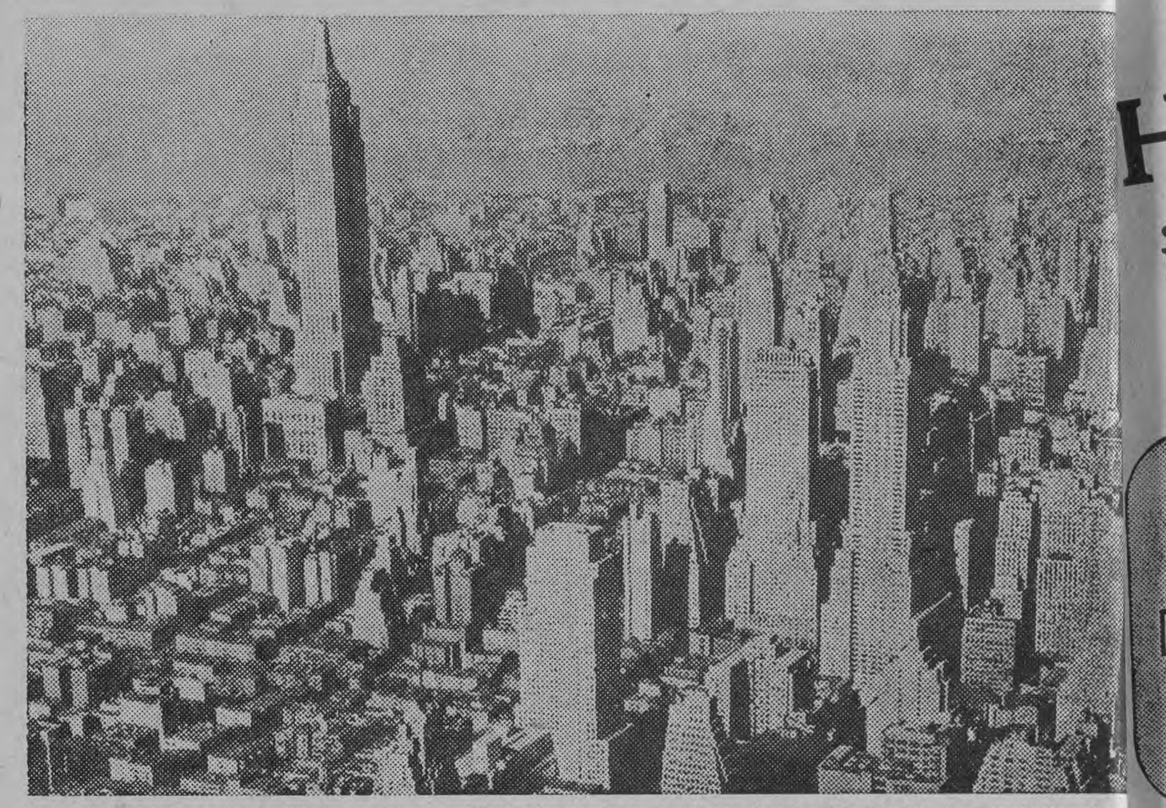
Bald stehst du, vielleicht mit deinen Kindern,
vielleicht auch ohne Kinder, vor dem heiligen
Lichterbaum, du ein großes Kind . . . Schäme dich
nicht, ein ahnungsvolles und freudeandachtsvolles
Kind zu werden unter den Menschenkindern.
Schäme dich aber, ein nur konventionelles Fest
zu feiern. Denn dieses Fest ist das einzig heilige,
denn es ist das Fest der Kindwerdnng Gottes . . .
der Menschenkindwerdung Gottes. Nenne es, wie
du willst: Wiedergeburt des Lichtes. Geburt der
Liebe, Geburt dessen, der sich Menschensohn
nannte, immer aber sollst du tiefinnerst fühlen,
es ist das einzige Wunder dieser Welt, denn es
schließt alle Wunder der Welt in sich. Feierst du
das Wunder Licht, so vergiß nie, daß Er sich so
nannte: Ich bin das Licht der Welt. Feierst du
Ihn, dann vergiß nie, daß Er sagte: Ihr seid
das Licht der Welt.

Wunder umgeben dich, unzählige. Märchen
umgeben dich, zahllose, nur öffne deine Augen
und freue dich ihrer. Du sollst ja im Lichte
neugeboren werden und das Licht ist in dir ge-
nau so wie dort draußen. Erwarte keine

Wunder, denn alle Wunder umgeben dich ja, nur
empfinde sie auch endlich. — Das Dunkle. Ja,
euch Ungläubigen wird nie ein Wunder
gezeigt werden, es sei denn, ihr seid die Träger,
in euch ruhen die Wunder. Glaubt nur und
Berge werden versetzt, glaubt nur, so gläubig,
daß euer Wort wieder eins mit der Tat werde
und nicht zum Unwort, und ihr werdet das Pa-
radies wieder entstehen sehen und „ihr werdet
den Himmel offen sehen und Gottes Engel auf-
und niedersteigen über dem Menschensohn".

Goethe sagt, uns trennt nur eine papierene
Wand vom Himmelreich, der Mensch muß nur den
Mut und die Kraft besitzen, um sie zu durchstoßen.
Das kleinste Kind hat die Kraft — und du Er-
wachsener?

Du stehst vor dem Heiligtum, vielleicht sorgen-
umwölkt, und denkst an deine selbstgeschaffenen
toten, realen Dinge? Dort schau dein Söhnchen,
wie weit seine glänzenden Augen aufgetan sind,
um all das Licht, Freude und Glück in sich zu
trinken! Gott offenbart ihm jetzt seine Welt!
So ist sie, wie es der Kleinste sieht und nicht
anders. Tausende lebende, gute Geister umge-
ben den Kleinsten, tausend Wunder sind da und
alle Wunder sprechen von ihrem Vater, dem
himmlischen Licht. Der Himmel aber steht offen
in der lichtgetränkten Seele des Menschenkindes.



Amerika auf den ersten Blick — ist das Wolkenkratzermeer in New York. Bald wird der Besucher jedo erkennen müssen, daß das Amerika von heute nicht nur aus Stahl und Aluminium besteht, sondern von 15 Millionen Menschen mit einer glühenden Liebe zur Freiheit getragen wird.

François Bondy

Amerika auf den ersten Blick

„Was fällt Ihnen in Amerika am meisten auf?" — „Daß mich jeder Amerikaner danach fragt." — Diesen Dialog habe ich in den Staaten sehr oft geführt, mit Varianten. So etwa: ein Geschäftsreisender im Zug nach Boston: „So, Sie kommen aus Europa. Da war ich nie. Und wie gefällt Ihnen unser Land?" Oder ein Schuhverkäufer: „Sie reden ja ordentlich Englisch und müssen folglich nicht mehr zurück. Nicht wahr, hier ist es schöner?" Ein Barmann in Washington: „Ach, Sie sind Ausländer? Dann haben Sie vielleicht noch kein Urteil, wer die Weltserie im Baseball gewinnen wird. (Pause, dann hoffnungsvoll): Oder etwa doch?"

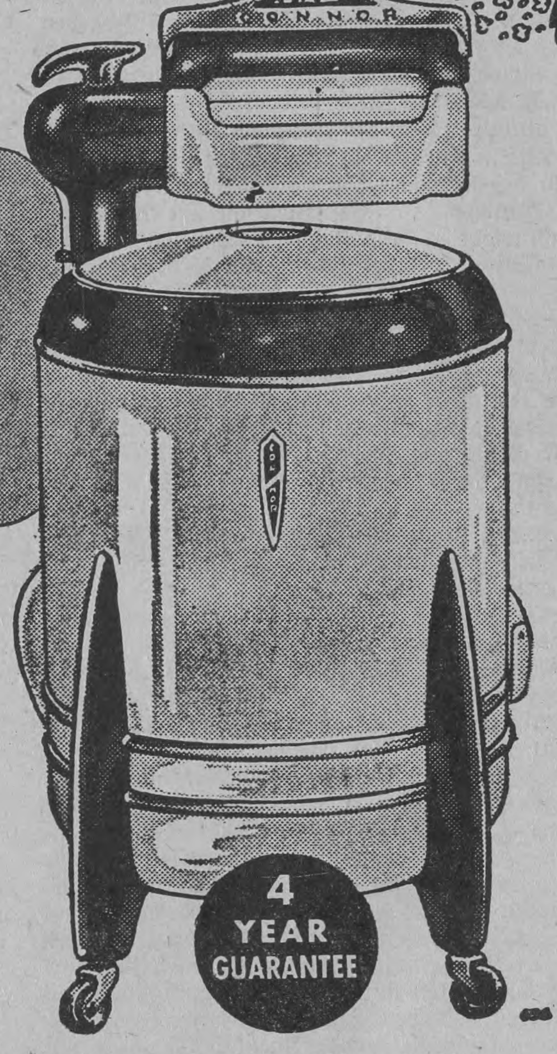
Zurzeit haben sich die Psycho-, Sozio- und Anthropologen der amerikanischen Seele bemächtigt. Sie erklären dieses ewige „Nicht wahr, Amerika gefällt Ihnen?" aus einer tieferen Unsicherheit, aus dem Versuch, den Gegensatz zwischen dem „american dream" und der amerikanischen Wirklichkeit wegzudenken, aus einem Bedürfnis, sich gegenüber dem „abgelehnten Vater" Europa zu behaupten. Ich kann das nicht beurteilen. Mein Gefühl ist, daß es sich auch um eine Aeußerung der Gastlichkeit handelt. Aehnlich wie die Hausfrau fragt: „Haben Sie alles, was Sie brauchen? Sitzen Sie auch bequem?" Die Freude, etwas zu bieten, und die nicht gan gefestigte Ueberzeugung, daß man etwas Eigenartiges zu bieten hat, halten sich die Waage. Dazu kommt, daß der Amerikaner sich selber und seiner Umgebung noch so viel Neugier und naives, staunendes Interesse entgegenbringt, wie wir dem Exotischen. Er ist in sich und seine Welt nicht so verflochten wie die meisten von uns.

Was wir je nach Laune als besondere Schwäche

Halten Sie Ihr Geld im Kreise der Familie

mit einer

Connor Thermo



Eine Anzahlung genügt für die Ablieferung einer Connor in Ihr Haus und innerhalb einiger Monate wird Ihre Connor durch die Einsparung der Wäschereirechnungen bezahlt sein. Von dann an wird Ihnen Ihre Connor durch 10, 15 oder selbst 20 Jahre jede Woche einen Betrag ersparen, der Ihren Wäschereiausgaben entspricht. Sie zahlen für eine Connor sowieso, warum nicht für Ihre eigene?

Erhältlich durch unseren monatlichen Abzahlungs-Plan

Sehen Sie diese Geräte und viele andere feine Haushaltsgegenstände, ausgestellt bei Ihrem nächsten Geschäft, oder schreiben Sie direkt an uns um weitere Informationen

WINNIPEG MUSICAL SUPPLY

656 MAIN STREET **Phone 2-8008** **WINNIPEG, MAN.**

oder Stärke des Amerikaners empfinden und katalogisieren, ist seine „Andersgeartetheit“, die man bei einem kurzen Aufenthalt wahrscheinlich stärker empfindet, als wenn man sich einlebt. Nicht als gültige Aussage über d e n Amerikaner, sondern als unmittelbar erster Eindruck ist das Folgende gemeint:

Der American Dream besteht darin daß der Amerikaner so sein will wie alle anderen, und zugleich doch etwas Besonderes, Eine Persönlichkeit. Er will hervorstehen und untergehen. Das ist ein Traum, aus dem es höchstens eine Ernüchterung geben kann — die beste amerikanische Romanliteratur besorgt sie —, aber keine Erfüllung, es sei denn für das Untergehen.

Wie in Europa die Demagogen, sind die Amerika die Reklameberater die wahren Kenner der Massenpsychose. „Millionen wie Du lieben Kinsey“, wirbt das Plakat (erst hielt ich das für eine Anpreisung des berühmten Kinsey-Reports, später merkte ich, daß es sich um eine Whisky-Marke handelt). Dagegen von einem neuen Parfüm, einem neuen Auto oder einer neuen Zeitschrift: „It's different“ — „es ist anders“. Der Fabrikant will dich davon überzeugen, daß du genau bist wie alle anderen Menschen und seine Ware anders als alle anderen Waren: du bist Serienprodukt, die Ware ist individuell. Ein Coiffeur, der meine Augenbrauen stutzen wollte, und den ich bat, es zu unterlassen, bemerkte hämisch: „Aha, ich sehe, you want to be different — der Herr will anders sein.“

Seltsamerweise ist es mit den Waren wirklich so, daß sie immer „different“ sind. Es gibt nichts Individuelleres und Kapriziöseres als den amerikanischen Serienartikel. Du kaufst ein Paar Schuhe, die in der gleichen Woche ganz New York kauft, und wirst schon von der nächsten Woche an das gleiche Schuhmodell nie wieder finden. Die Spekulation auf schnellen Verkauf und schnelle Abwechslung läuft der Standardisierung entgegen. Das gilt nicht für Maschinenteile oder für Coca Cola, aber für die meisten Gebrauchsartikel. Stimmt es auch mit der Standardisierung des Menschen? Das ist ein anderes Kapitel. In den Augen eines Fremden haben die Amerikaner soviel Aehnlichkeit miteinander wie auch die amerikanischen und englischen Handschriften, welche — im Gegensatz zu den kontinentalen — alle wie e i n e Handschrift aussehen.

Das Positivste am Amerikaner ist der Wille zum Positiven. Das Vermindern von überflüssigen Spannungen und Reibungen, von „fiction“, ist bei ihnen eine Technik und eine hochentwickelte Lebenskunst, geradezu eine Zeremonie. Man vermeidet, etwas Unfreundliches zu sagen und unfreundliche Mienen zu schneiden; auch über Abwesende spricht man möglichst nett (was die Brutalität und sogar die Aggressivität, sobald einem Bedürfnis entspricht, nicht ausschließ Es ist in diesem Wohlwollen ein Teil echter Gu mütigkeit und Spontaneität.

Besonders im Westen ist die Geräumigkeit d Natur und die Fülle der Möglichkeiten bei glei zeitigem Angewiesensein aufeinander die Grun lage einer Nachbarlichkeit, die in jedem Fremd zunächst und bis es nicht anders erfahren wir etwas Gutes sieht.

Die Kehrseite dieser Tugend ist die Phantasi losigkeit vor dem Bösen und die Unfähigkeit, si eine unfreie Welt überhaupt vorzustellen. Alle dings gilt im fernen Westen alles Oestliche gen rell als weniger zuverlässig und weniger gu „Europa reicht bis zu den Alleghanies“, sage die Kalifornier, doch hat mich schon in New Yo die redselige Aufgeschlossenheit und wirklich nai Gutartigkeit der Menschen frappiert. Am Broa way erlebte ich eines Nachmittags folgende Szene Der Kunde eines schwarzen Schuhputzers bemer te, daß dieser Junge taub war. Er zahlte, gin und kehrte nach einigen Minuten (während i inzwischen seinen Platz eingenommen hatte) zu rück — mit einem Hörapparat. Ob er ihn eigen gekauft hat oder sonst irgendwie besaß, war nic klar. Jedenfalls befestigte der Junge den Appa rat an seinem rechten Ohr, und ein halbes Du zend seiner kleinen Kollegen tauchten auf vo jenen Straßen her, die „des Teufels Küche“ ge nannt werden, sie umringten ihn, brüllten in sei nen Hörapparat, und er strahlte verzückt, wei er auf einmal alles verstand. Es war wie ei Kitschfilm von Hollywood, nur daß der „Sant Claus“ wirklich da gewesen war. Und ich bi keineswegs sicher, ob er aus dem „noch unberühr ten“ fernen Westen stammte.

Beim Amerikaner ist „gut“ immer an eine be stimmte Tätigkeit und Absicht gebunden und nich einfach an eine Ausstrahlung des Wesens. Ma sagt auch meistens nicht „gut“, sondern „gut willig“, „wohl-gesinnt“, „wohl-tätig“. Das ty pisch amerikanische, leicht ironische Wort „do gooder“ drückt das alles aus. Dazu gehört di Abneigung dagegen, vor einer Tragik und eine Schicksalsfügung zu stehen, statt vor einem kon kreten „Fall“ und einem lösbaren „Problem“ Noch in der Sehnsucht nach dem happy-end äußer sich dieser amerikanische „Wille zum Guten“. De charakteristische Philosoph Amerikas, der jetzt 90 jährige J o h n D e w e y — er hat vor zwei Jah ren wieder geheiratet, einige Kinder adoptier und lebt also seine optimistische vitale Philosophi beispielhaft vor — kennt nur konkrete Probleme und konkrete Lösungsversuche, und vermeidet re solut jene Abgründe, in welche die europäischen Existenzphilosophen starren, vermeidet aber auc

de Weisheit, die zur Entsagung statt zur Vollringung führt.

Dieser „Moralismus der Tat" ist oft genug nzulänglich. Seine Herrschaft erklärt auch, waum die Schriftsteller und echten Künstler in Ameika unglücklicher sind als die meisten sonstigen Menschen. Ein Optimismus ohne Weisheit und efere Einsicht muß sensible Menschen pessimiisch stimmen. Es gehört zur Selbstberuhigung es „do-gooders" — falls er nicht gerade ein Kreuzfahrer" ist —, daß er auch Stalin einen raven Mann sein läßt, und wie Präsident Trunan und sein Vorgänger Roosevelt vom guten Onkel Joe spricht, der leider böse Ratgeber hat. s gehört dazu die Hoffnung, daß die Negerfrage urch die Erfindung eines neuen Stoffes, der ede Haut weiß färbt, aus der Welt geschaffen verden kann. Es gehört dazu, daß ein Buch zum Bestseller wird, welches beweist, daß die Atomombe gar nicht so gefährlich, und daß die Vereidigung dem Angriff ohnehin immer überlegen ei. Auf einem anderen Niveau, aber in der leichen Tendenz, gehören alle die Rezepte dazu, vie man ohne Runzeln altert (viele Amerikaner ringen das tatsächlich fertig) und wie man sich berhaupt alle Leiden und Konflikte vom Hals chafft. Der Uebergang vom Moralismus der at zu den Verkaufstricks der Reklametechnik ist ließend. Das alles wirkt auf den Europäer wie in kindlicher Versuch, dem Schicksal begütigend uf den Rücken zu klopfen.

Und doch ist auch hier die Schwäche zugleich ine Stärke des amerikanischen Wesens. Dieser Wille zur Tat hat etwas Echtes und Frisches. Es st ein sehr diesseitiger Glaube, ein Glaube daran, aß wir nicht wissen, wo die menschlichen Mögichkeiten enden und wo das „Schicksal" beginnt, olange wir diese Möglichkeiten noch ununterrochen ausweiten können. Ehe wir ob dieser Naivität unsere weisen europäischen Häupter chütteln, sollten wir spüren, wieviel aufbauende, weltzugewandte *Neugier* hier wirksam ist. Es ebt hier das Gefühl, daß die Welt und auch der Mensch noch neu ist und daß wir erst am Anfang nserer Versuche stehen.

Amerika ist gutmütig und tüchtig, während die lte Welt „weise" ist. Aber von der europäischen Weisheit zehrt nicht einmal mehr Europa, und on der amerikanischen Gutmütigkeit und Tüchigkeit zehrt die halbe Welt.

Der Amerikaner sonnt sich nicht nur am eigeen Wohlwollen, sondern auch am eigenen Wohlrgehen. Er hat diesem gegenüber eine freiere nd naivere Haltung als die meisten Europäer. ine Zürchnerin erzählte mir in New York, daß e anfangs, wenn man ihr Komplimente über hre Wohnung, ihre Kleider oder ihre Drinks nachte, bescheiden ablehnte, bis sie bemerkte, daß

diese Art von „chinesischer Höflichkeit" nur Befremden erregt. Auf ein Kompliment antwortet der Amerikaner und die Amerikanerin mit einem strahlenden „Thank you", und nicht indem er sich klein und häßlich macht. Auch schämt sich der Amerikaner nicht, wenn sein Geschäft gedeiht und sein Vermögen wächst, und er tut seine Freude darüber kund in der Erwartung, daß sein Wohlergehen auch die anderen erfreuen werde. Es ist als sagte er: meine Prosperität ist ein Beweis, daß es auch Ihnen gut gehen kann, während in Europa und, so scheint mir, ganz besonders in der Schweiz der Reiche mißtrauisch um sich blicke und dich überzeugen will, daß er alles in allem ärmer und bedauernswerter ist als du; daß es mit seiner Prosperität nicht weit her ist und die Krise ohnehin hinter der nächsten Ecke lauert. Wir sind schon wie die Asiaten so weit gekommen, daß wir uns vor dem Erfolg des Invidualismus, vor Reichtum und Glück fürchten und darin eine Herausforderung des Schicksals, des Staates, der Feinde und Neider erblicken. Kein Wunder, wenn in Amerika unser Kontinent und Asien mehr und mehr zusammengefaßt werden, und unter den gleichen Vorzeichen beurteilt als rückständige, aber pittoreske Gebiete erscheinen. Zwischen dem Punkt 4 der Trumandoktrin, der asiatische und afrikanische Gebiete erschließen soll, und dem Marshallplan, der Europa weiterhilft, macht der Amerikaner keinen prinzipiellen Unterschied. In einer New Yorker Illustrierten erschien kürzlich eine Reportage über „Das Fahrrad, Wahrzeichen Europas", wo von der Höhe eines automobilisierten Zivilisation herab festgestellt wurde: Was das Rikscha für den Asiaten, das ist das Fahrrad für den Europäer.

Selbst jene romantische Europa-Verliebtheit, die man dann und wann antrifft — Schwärmerei über „gay Paris" und „Old Heidelberg" — gehört dazu. Pittorsk sein heißt, einen Le-

bensstil haben, den die anderen bestaunen, aber niemals nachmachen möchten. In diesem Sinn sind wir für die Amerikaner, auch wo sie uns bewundern und sogar vorziehen — pittoresk.

Das gilt besonders von dem Stil der Städte. Die europäische Stadt hat ein Gesicht und eine Schönheit, die in den meisten amerikanischen Städten fehlt. Aber der Amerikaner liebt die chaotischen Zeltlager aus Zement, die seine modernen Städte sind, auch wenn er Paris und Rio de Janeiro ästhätisch mehr bewundern mag. Er hat eben nicht eine „Stadt der Väter", eine Stadt, die uns mütterlich umhüllt und schützt, sondern eine Stadt seiner Kinder. Eine Stadt, die wie Houston in Texas jünger ist als er selber, und die er liebt, wie man etwas Selbstgeschaffenes lieben kann. Er hat eben auch hier vor allem ein aktives Verhältnis zu seiner Urwelt und sieht deren Gegenwart von der Zukunft her. Auch die Art, in der die Vergangenheit für den Amerikaner lebt, ist mehr zeitgenössisch und unmittelbar als historisch. Washington, Jefferson, Lincoln sind für den Amerikaner Heutige; auch die Historiker versuchen nicht so sehr, sie zu studieren, als sie sie loben und tadeln. Noch stärker aber lebt die Zukunft.

Dem Kind gehört bekanntlich Amerika, und leider auch dei Verfügung über Radio und Telefon in jeder Wohnung. Im Kind verehrt der Amerikaner das Morgen, den potentiell überlegenen Menschen, der noch mehr Reichtümer schaffen und noch mehr Probleme lösen wird als er selber.

In den witzigen und auch in Amerika sehr goutierten Reportagen, die Franzosen und Engländer mit satirischem Beiklang über diesen unvollendeten Kontinent schreiben, werden die Schwächen und Komplexe der Amerikaner mit einer mehr erbarmungslosen als brüderlichen Schadenfreude aufgedeckt. Das tut auch nichts, solange wir wissen, daß nicht jede offenkundige Begrenztheit, nicht jeder Konformismus und nicht jede Ungewißheit nur Schwächen sind, sondern zugleich auch Grundlagen ebenso spezifischer Tugenden und Stärken in der nachbarlichen herzlichen „aggressiven" Frische des Amerikaners, ebenso wie die Neigung zur Banalität darin liegt. Es ist mit diesen amerikanischen Qualitäten so wie mit den puddingartig breiten, für unsere Augen fast umgeformten Gesichtern vieler Amerikaner, des Westens besonders, in denen sich eine natürliche Gutmütigkeit spiegelt, ein fast animalisch sicheres Gleichgewicht, aber wo noch keine intensive Ausformung durch das Schicksal stattgefunden hat.



Das Kapitol in der Regierungshauptstadt Washin[gton], leuchtet hier als symbolisches Sinnbild ameri[ka]nischen Freiheitsgeistes durch die winterliche Na[cht]. In diesem Gebäude werden weltweite Entscheidung[en] getroffen und mag das Schicksal unserer Generati[on] auf unbestimmte Zeit festgelegt werden.

Gut schmeckende Holland-Hering Gerichte

Holland-Hering in saurer Sahne

(Reicht für 8—12 Portionen)

8 Holland Heringe
2 Teelöffel saure Sahne
2 Teelöffel Salatöl
½ Tasse weissen Essig
6 Lorbeerblätter
10 Pfefferkörner
3 mittelgrosse Zwiebeln, geschnitten
½ Zitrone, geschnitten

Säubere und lasse Heringe in kaltem Wasser 24 Stunden wässern; Wasser ungefähr 2 bis 3 Mal wechselnd. Enthäute Heringe und entferne Knochen. Schneide Fillets in 1 bis ½ Zoll Stücke. Gebe saure Sahne in Schüssel und schütte langsam Salatöl und Essig zu. Mische gut. Rühre Lorbeerblätter und Pfefferkörner ein. Schütte genug Sahnemischung in Glas oder Steinkrug, um den Boden zu bedecken. Dann lege eine Schicht Heringe, abwechselnd mit Zwiebel- und Zitronenscheiben, in den Behälter, jede Schicht gut mit Sahnemischung übergiessend. Decke fest zu. Stelle Behälter in Kühlschrank und lasse Heringe wenigstens 12 Stunden stehen, ehe sie serviert werden können.

Rollmopse

(Reicht für 12 Portionen)

12 Holland Heringe
2 Esslöffel zubereiteten Senf
⅛ Esslöffel schw. Pfeffer
1 Tasse Zwiebelscheiben
12 kleine süsssaure Gurken
8 Pfefferkörner
12 Lorbeerblätter
½ Esslöffel Dillsamen
1 Teelöffel Zucker
1 Pint Essig
1 Zitrone, geschnitten

Säubere und lasse Heringe in kaltem Wasser 24 Stunden lang wässern; Wasser 2 oder 3 Mal wechselnd. Schneide Heringe längs durch und entferne Rückenknochen. Die Haut nicht abziehen. Streiche ein wenig zubereiteten Senf und Pfeffer auf die Innenseite der Fillets. Gebe einige Zwiebelscheiben und ein Stückchen Gurke dazu. Rolle Heringe um die Füllung und durchsteche Rollen mit Zahnstocher. Lege Rollmopse dann in ein Glas oder Steinkrug. Mische Essig, Gewürze und Zucker in einer Saucenpfanne. Lasse Mischung aufkochen, abkühlen und schütte sie über Rollmopse. Decke Behälter gut ab und stelle ihn in den Kühlschrank. Lasse Rollmopse 48 Stunden stehen ehe sie serviert werden können.

Zeitgeschichte

Eine Woche lang ging der Kampf um Wien

Es war ein langer Weg der Opfer und Enttäuschungen nach den "Siegesfeiern" in der Donaustadt

Bei vielen unserer neueingewanderten Lesern bleibt die Erinnerung wach an die Besetzung der Sta Wien durch die sowjetischen Truppen. Die Wiener glaubten damals an eine Befreiung, aber sie sind du die harten Tatsachen eines anderen belehrt worden. Noch immer verweigern ihnen die Sowjets den Fri densvertrag. Unser nachstehender Bericht schildert den Fall der Stadt und die sich daraus ergebenden Ve hältnisse.

Für Wien hat eine schlimme Zeit begonnen. Ausgestorben liegen die Straßen da, in denen nur dann und wann russische Militärpatrouillen auftauchen, die nach den „Abgerüsteten" der Wehrmacht fahnden. Eine ganze Woche lang war der Kampf um die einzelnen Stadtteile Wiens gegangen. Am 13. April hatten die Divisionen des Sowjetmarschalls Tolbuchin die Donau erreicht. Ganz Wien mit Ausnahme von Floridsdorf und der Brigittenau, die jenseits der Donau liegen, ist nun in sowetischer Hand.

In den Radialstraßen, am Ring und in den inneren Stadtbezirken herrscht reges Leben. Es ist das Leben einer östlichen Stadt: endlose Panjewagenkolonnen ziehen jetzt in Wien ein, nehmen Quartier, wo es ihnen paßt und marschieren a nächsten Tag weiter. Neue Verbände mit sonde baren Vehikeln, auf denen allerlei wunderlich Zeug aufgeladen ist — ja selbst Viehherde ziehen nun durch die Kärntnerstraße, ein Anbli den Wien wohl schon hunderte von Jahren nic mehr zu sehen bekommen hat.

Es gibt keine Straßenbahnen, kein Telefo keinen Telegraf, keine Post und leider auch kei Polizei mehr. Auch das wegen des herrschende Brennstoffmangels so wichtige Gas und auch da Licht funktionieren schon seit Tagen nicht meh Das Wasser, um das man sich nun stundenla bei den wenigen Hydranten — manchmal unt Lebensgefahr — anstellen muß, ist das einzig



Reges, heiteres Wiener Leben beherrschte früher den Schwarzenberg Platz, mit dem vielbesungenen Stephl i Hintergrund (rechts). Heute lebt die Bevölkerung der österreichischen Hauptstadt in Bedrohung und Furc vor den roten Machthabern, die dem gequälten Volk noch immer den Frieden verweigern.

was es noch gibt und das die Menschen zwingt, ihre Keller zu verlassen. Die Haustore sind — soweit sie nicht von den eindringenden Sowjet-Soldaten aufgesprengt wurden — auch bei Tag verschlossen. Man muß lange klopfen, um schließlich Einlaß zu finden.

Freilich, an Ruhe ist unten in den Kellern nicht zu denken. Immer wieder kommen Soldaten und holen die Zivilbevölkerung zu allerlei Arbeiten: es gibt Leichen einzugraben, tote Pferde zu verscharren, Barrikaden wegzuräumen und neue Stellungen an der Peripherie auszuheben. Manche Männer werden sogar als Viehtreiber nach Ungarn in Marsch gesetzt. Man geht, ohne Widerrede, aber man weiß nie, ob und wann man zurückkommt. Viele Häuser haben Einquartierung. Da wird gesungen, gekocht, gegessen und getrunken.

Siegesfeiern

Man feiert den Sieg — aber nach dem Wein müssen auch die Frauen dran glauben. In diesen Tagen ereigneten sich die furchtbarsten Schändungen, die Wien in seiner langen Geschichte erlebt hat. Wochenlang stehen nach diesen furchtbaren Orgien in den Kellern von Wien endlose Reihen von Frauen vor den Toren der Spitäler und niemand von den Aerzten fragt in diesen Stunden nach dem Gesetz, nach dem heute so umstrittenen § 144. Man sieht noch halbe Kinder in der Schar der Wartenden, oder auch Greisinnen: nur die Nonnen fehlen. Sie, die gleichfalls weder in den Klöstern noch in den Spitälern von der Entehrung verschont wurden, tragen ihr Schicksal mit Fassung und warten in einem Spital ihre Stunde ab, die für sie auch gleichzeitig das Ende ihres Ordensdaseins bedeutet.

Es gibt nichts zu essen. Die Kaufleute haben das Letzte noch vor Beginn des Kampfes ausgegeben, oder sie wurden geplündert und haben nun nichts mehr. Nur Mehl scheint noch etwas hier zu sein und so geben die Bäcker täglich rund ein Viertel Kilo Brot ab, vom 20. April bis Ende Mai aber nur ein halbes bis ein Kilo Brot in der Woche. Da die Russen jedoch über genug Fleisch verfügen, fällt manchmal etwas davon auch für die Einwohner ab. Sonst gibt es nur Hülsenfrüchte und ein paar Gläser Kompott, die man noch von früher auf dem Wasten stehen hat.

Plünderer

Freilich gibt es auch Leute, denen es in diesen Tagen glänzend geht. Das sind jene, bei denen Gier und Habsucht stärker sind als die Angst, auf der Straße ergriffen oder gar erschossen zu werden. Zusammen mit Fremdarbeitern und russischen Soldaten stürmen sie in die Magazine auf

dem Westbahnhof, wo bedeutende Lebensmittelmengen, vor allem Zucker und Mehl, eingelagert sind. Dann fallen sie auch über die 60 Waggons Betriebskohle her und schleppen diese sogar mit Fuhrwerken in alle Richtungen weg. Ein anderer Strom ergießt sich über die zum Teil in Brand stehenden Magazine und Schiffe am rechten Donauufer und über jene Fabriken, deren Besitzer nach Westen geflüchtet sind. Manchem gelingt es noch einen der großen Ballen bulgarischen Tabaks aus den Laderäumen der gesprengten Schlepper zu holen und ihn heim zu tragen, andere wieder versorgen sich auf Jahre hinaus mit Bettwäsche, Unterkleidung und Stoffen — aber nicht alle erreichen mit dieser Beute ihr Haus: nur zu vielen wird es mit einem „Davaj!" und einer vielsagenden Geste wieder abgenommen.

Wohnraum-"Beschaffung"

Als es in den Fabriken und öffentlichen Lagerhäusern nichts mehr zu plündern gab, ging die Jagd nach den Wohnungen los. Rund 200,000 Einwohner hatten vor der Einschließung Wiens ihre Behausungen versiegelt und die Stadt ver-

lassen, um sich nach Westen abzusetzen. **Natürlich** gehörte nur ein Teil von diesen Flüchtlingen der NSDAP an — aber das spielte keine Rolle. Mit einigen Beziehungen zu den neuen, selbst ernannten Leitern der Bezirkswohnungsämter konnte man sich in den Besitz der schönsten Wohnungen setzen, besonders wenn man im Besitz von Lebensmitteln war, mit denen man sich „erkenntlich" zeigen konnte. Manchmal brauchte man nicht einmal eine Einweisung; es genügte, sich gewaltsam in den Besitz einer Wohnung zu setzen, dort einen Zettel in deutscher und russischer Sprache mit einem Stempel anzubringen und den nächsten der unerfahrenen Beamten des Wohnungsamtes bei der Tür hinauszuwerfen — so war man auf Monate und Jahre seines Raubes sicher. Andere wieder waren noch schlauer und ließen sich „für ihre Dienste" eine Wohnung samt Inventar von der Besatzungsmacht „schenken" — ein Unikum in der Rechtsgeschichte, das aber von der Stadt Wien bis heute noch nicht bereinigt ist. 26,000 Wohnungen erhielten so neue Besitzer und bis auf den heutigen Tag dauert der Streit um die Behausungen oder auch nur das Inventar an.

Kommunistische Polizei-Präfekten

Wer in den ersten Wochen nach dem Einzug der Roten Armee durch Wien ging, mußte den Eindruck einer politisch völlig verwandelten Stadt haben. In den Parteilokalen der NSDAP hatte sich jetzt die Kommunistische Partei etabliert — aber nicht nur dort wehte die rote Fahne mit Hammer und Sichel. Auch über den Polizeikommandanturen, den Bezirksämtern und anderen öffentlichen Gebäuden. Es gab in der ersten Zeit noch keine zentrale Stadtverwaltung, sondern nur sehr souverän amtierende Bezirksbürgermeister von Gnaden der Besatzungsmacht. In 13 Bezirken waren es Kommunisten, in sieben Sozialisten, und in einem wurde auch ein Christlichsozialer ernannt. Noch mehr in der Hand der Kommunisten waren die Polizeiämter: ihre „Präfekten" kontrollierten nicht weniger als 16 von den 21 Stadtbezirken.

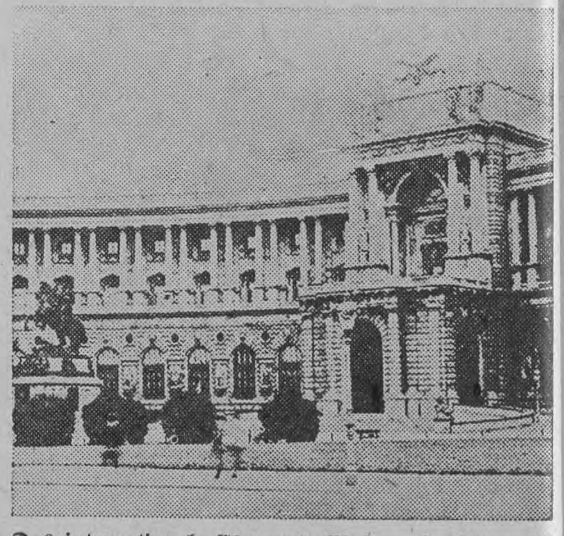
Im Palais Auersperg

Schon in den letzten Tagen vor dem Fall Wiens war das Palais Auersperg (in dem später die Interalliierte Militärpolizei ihren Sitz hatte) zum Treffpunkt der österreichischen Widerstandsbewegung geworden. Aus den dort verkehrenden Personen wurde bereits am 2. April ein Siebener-Ausschuß gebildet, der die Initiative für die Schaffung einer provisorischen Verwaltung in die Hand nehmen sollte. Erst am Abend des 9. April — als sich die deutschen Truppen zurückgezogen hatten — wurde auf dem Paiais Auersperg rie rot-weiß-rote Fahne gehißt.

Die Tätigkeit des Siebenerausschusses erhielt bald eine gewisse Autorität, als nämlich die Rote Armee zwei Verbindungsoffiziere ins Palais Auersperb entsandte: einen Obersten und einen sehr gut Deutsch sprechenden Major. Drei Tage lang arbeiteten die verschiedenen politischen Gruppen und die Besatzungsmacht einträchtig miteinander — dann aber war es aus. Am 12. April waren nämlich Ernst Fischer und Koplenig mit dem Flugzeug aus Moskau gekommen und damit begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung der Lage. Die Kommunisten zogen nun aus dem Palais Auersperg aus, veranlaßten schon am nächsten Tag die Entwaffnung der Widerstandskämpfer und begannen in den Bezirken mit der Aufstellung einer sogenannten „Oesterreichischen Freiheitsfront", in der sie den Ton angaben.

Die ersten Zeitungen

Eine Woche lang war Wien ohne Zeitungen — da erschien am 15. April in den Straßen das erste Blatt: „Oesterreichische Zeitung, Frontzeitung für die Bevölkerung Oesterreichs". Es wurde kostenlos verteilt und brachte auf vier Seiten Aufrufe der Roten Armee, Frontberichte, ein paar Lokalnachrichten aus Niederösterreich und Briefe österreichischer Kriegsgefangener. Zunächst druckte man dieses Blatt noch in Steinamanger (Ungarn), dann im 22. Bezirk. Am 23. April aber kam das erste österreichische Blatt, das „Neue Oesterreich", heraus, das reichen Absatz fand und für das — wegen der geringen Auflage — Phantasiepreise bis zu 20 RM bezahlt wurde. Zu den Herausgebern gehörte Universitätsprofessor Dr. Arzt, der später wegen



Das internationale Esperanto-Museum in Wien galt einstmals als sichtbares Zeugnis abendländischen Kulturgeistes — bis die roten Barbaren kamen.

NS-Mitgliedschaft entfernte Ravagdirektor Ing. Czeja, Ing. Figl, Prälat Fried, Paul Hörbiger, Minister a. D. Schumy und Stadtrat Speiser. Chefredakteur war (bis 1947) Ernst Fischer, in der Redaktion saß Karl H. Heinz, der mit Schande seinen Abschied nehmen mußte, als man Begrüßungsartikel für Hitler (1938) aus seiner Feder fand. Ferner gehörte Wilhelm Obransky zur Redaktion, ein Mann, der sich fünf Jahre später im Zusammenhang mit der Herausgabe einer pornographischen Zeitschrift vor Gericht zu verantworten hatte. Erst im August 1945 erschienen die Blätter der drei Parteien und zwei Zeitungen der westlichen Besatzungsmächte.

Eine Regierung gesucht

Die politische Führung der Roten Armee nahm schon recht bald die Arbeiten zur Bildung einer österreichischen Regierung in Angriff. Am 3. April, als Wien noch gar nicht gefallen war, wurde der für die Bevölkerung intervenierende letzte Präsident des Nationalrates, Dr. Renner, einem größeren Stab hoher russischer Offiziere vorgeführt, die sich über seine Vergangenheit bis 1938 sehr orientiert zeigten. Es entspann sich eine längere Unterhaltung, bei der die Offiziere immer wieder vorwurfsvoll darauf zu sprechen kamen, daß die österreichischen Offiziere und Soldaten auf den Schlachtfeldern in Rußland nicht weniger Widerstand geleistet hätten als die Reichsdeutschen, die aber schließlich doch mit einem indirekten Angebot zur Bildung einer österreichischen Verwaltungsbehörde endete. Dr. Renner erbat sich Bedenkzeit.

General Scheltow, später stellvertretender sowjetischer Hochkommissar in Oesterreich, forderte Dr. Renner auf, ein Memorandum an die Rote Armee zu richten, was dieser aber ablehnte. Statt dessen richtete Dr. Renner acht Aufrufe an das österreichische Volk, die aber niemals publiziert wurden. Eine kurze Zeit weilte Dr. Renner auch in dem verlassenen Schloß Eichbichl am Fuß des Rosaliengebirges, wurde dann aber am 20. April von den Russen in das bereits genommene Wien gebracht.

Kommunisten stellen Forderungen

Hier begann die erste Fühlungnahme mit den politischen Faktoren. Noch von Eichbichl aus hatte Dr. Renner an den früheren christlichsozialen Bürgermeister von Baden bei Wien, Josef Kollmann, die Aufforderung zur Mitarbeit am Neuaufbau Oesterreichs gerichtet — allerdings „unter Ausschaltung der Totengräber der ersten Republik". In der Besprechung, bei der Kollmann und dessen Parteifreund Leopold Kunschak, die Kommunisten Koplenig und der Abg. Mentasti (alle SPÖ) anwesend waren, gab Dr. Renner zum ersten Mal seine Betrauung mit der Bildung einer österreichischen Regierung bekannt. Die Beratungen dauerten aber auch noch in den nächsten Tagen weiter an, da die Kommunisten hohe Forderungen stellten, die man ihnen aber zunächst nicht bewilligen wollte. Schließlich aber erhielten sie, was sie begehrt hatten: Den Posten eines Vizekanzlers für Koplenig, das Inneressort für Honner, den man in diesen Tagen noch in seiner Tito-Partisanenuniform — auf dem Käppi den roten Sowjetstern — herumgehen sehen konnte, das Staatsamt für Unterricht für Ernst Fischer, den Renegaten der Sozialistischen Partei und Instruktor an den Kriegsgefangenenschulen in der Sowjetunion. Die Christlichsozialen hatten damals ihren Namen bereits in ÖVP umgeändert und zunächst Kunschak mit dem Posten eines Vizekanzlers betraut. Zu ihnen stieß in diesen Tagen — ohne Befragen seiner Parteigenossen — der frühere Minister Schumy, der damit die Wiedererrichtung der Landbundpartei, für die man zwei Posten freigelassen hatte, unmöglich machte. Von den Sozialisten gehörten der provisorischen Staatsregierung der jetzige Präsident des Gewerkschaftsbundes, Johann Böhm, an. Auch der heutige Innenminister Helmer gehörte der neuen Regierung als Unterstaatssekretär an; er war zugleich Landeshauptmannsstellvertreter von Niederösterreich. Als er — noch vor der Bildung des Kabinetts — eines Tages in seinen Heimatort Ober-Waltersdof kam, um seine Verwandten zu besuchen, fand er nur drei Gräber im Hausgarten vor: sein Bruder, die Schwägerin und deren Tochter hatten die Schrecken der Einquartierung nicht ertragen können und hatten ihrem Leben ein Ende gemacht.

Am 27. April endete mit der Anerkennung der Staatsregierung durch Marschall Tolbuchin die Zeit des Interregnums für das östliche Oesterreich. Noch lange Monate herrschten in einigen Teilen des Landes recht verworrene Zustände, ohne daß es möglich war, sie abzustellen. Im August kamen die Amerikaner, Engländer und Franzosen nach Wien, aber es dauerte auch dann noch einige Wochen, bis sie die Regierung Renner anerkannten. Dies geschah im Herbst 1945. Damit war Oesterreich wieder vereinigt und das Leben begann sich zu normalisieren.

Walter Ost.

Es schmeckt besser mit bewaehrten Rezepten!

Die nachfolgenden Rezepte wurden von der "Lake of the Woods Milling Co. Limited", den Herstellern von Five Roses Mehl, untersucht und geprüft. Wir sind überzeugt, dass diese auch Ihnen entsprechen werden.

BUTTERSCOTCH PUDDING-SAUCE

¼ Tasse Butter
1 Tasse braunen Zucker
2 Esslöffel Five Roses Mehl
2 Tassen kochendes Wasser
¼ Esslöffel Salz
½ Teelöffel Vanilla
¼ Teelöffel Muskatnuss

Rühre Butter in Saucenpfanne schaumig. Mische Five Roses Mehl mit braunem Zucker und gebe Mischung in die Butterlösung. Schütte langsam 2 Tassen kochendes Wasser zu. Koche unter ständigem Rühren bis es dickt. Schmecke mit Salz und Gewürzen ab.

●

KÄSE-MONDE

½ Tasse Butter
1 3-Unzen Packung "Pimento Cream" Käse
Gelee
½ Teelöffel Salz
1 Tasse gesiebtes Five Roses Mehl

Anweisung: Siebe Mehl, gebe Salz hinzu und siebe nochmals. Schneide Butter und Käse in das Mehl mit einem Messer hinein. Glätte gut und rolle Mischung auf einem eingemehlten Backbrett dünn aus. Steche mit einem runden Plätzchenstecher Scheiben aus. Gebe ungefähr ½ Teelöffel Apfel-Gelee auf eine Hälfte der Scheiben. Falte Scheiben und drücke Ränder mit einer Gabel dicht zu, ihnen so die Form von Halbmonden gebend. Lege sie dann auf ein eingefettetes Kuchenblech und lasse im Kühlschrank gründlich abkühlen. Backe dann bei 425 Grad F. 10 Minuten lang bis sich die Monde leicht zu färben beginnen.

SARDINEN-APPETITHÄPPCHEN

Toast	**Chili Sauce**
Sardinen	**"Grated" Käse**

Röste dünne Weissbrotscheiben, bestreiche mit Butter und schneide sie in Streifen. Bestreiche sie mit Chili Sauce und lege eine Sardine auf jeden Streifen. Bestreue sie dann mit "Grated" Käse (geriebenem Käse). Lege Streifen dann auf ein Backblech und röste sie bis der Käse schmilzt.

●

PREISELBEEREN- UND ROSINENPIE

2 Tassen Preiselbeeren in Hälften geschnitten
1 Tasse Rosinen
1¼ Tasse Zucker
1½ Esslöffel Five Roses Mehl
½ Teelöffel Salz
Geriebene Schale von ½ Zitrone
½ Tasse kochendes Wasser
Five Roses Mehl Pie Paste

Mische Rosinen und Preiselbeeren. Mische Zucker und Mehl und rühre Mischung in die Frucht. Schütte kochendes Wasser und Zitronenschale darüber. Koche unter ständigem Rühren langsam bis Masse leicht dickt. Kühle ab. Schütte dann die fertige Füllung auf ungebackenen Pieboden. Streue über die Oberfläche Krumen oder überziehe mit einigen Streifen Paste. Backe in heissem Ofen (450 Grad F.) 10 Minuten lang, erniedrige Hitze auf 350 Grad und backe weitere 30—40 Minuten.

Heinz Hartmann

Die dritte Entdeckung der Welt

Unsere Zukunft ohne Horoskop — Was werden wir alles noch erleben?

Unsere Zukunft wird in den Forschungsstätten der ganzen Erde gestaltet. Auch im vergangenen Jahr haben die vielen wissenschaftlichen Kongresse wieder mehr von morgen enthüllt, als es jede Prophezeiung zu tun vermöchte. Wie phantasievolle Märchen, wie utopische Geschichten klingen die Berichte von Ereignissen, die in unserer Zeit schon Wirklichkeit sind und von der Oeffentlichkeit doch kaum beachtet werden. Da wachsen in Amerika längst über hunderttausend glückliche, gesunde Menschen heran, die durch künstliche Befruchtung entstanden sind. In einer russischen Versuchsstation werden zwei lebenden Kühen die Köpfe gewechselt, und die Tiere leben anstandslos weiter. Ein junges Mädchen wird in einigen Monaten ein Kind zur Welt bringen, das in Wirklichkeit seinen Eltern gehört, also seine eigene Schwester sein wird. Die Welt von morgen wird so heute schon gestaltet. Man braucht gar keine Taschenspielertricks und telepathische Kunststücke, um den Schleier, der darübergebreitet ist, ein wenig zu lüften.

Häuser aus Glas

Die Stadt der Zukunft zeichnet sich in den Bauwerken von heute schon ganz deutlich ab. Eine seltsame Wandlung geht vor sich. Die Mauern der Häuser verschwinden, sie lösen sich auf und machen neuen Materialien Platz: dem Stahl und dem Glas. Stahlträger bilden das Gerippe des neuen Hauses, gewaltige Glasscheiben seine Haut. Herrliche Wolkenkratzer und Türme aus Glas sind bereits entstanden. Glasüberdachte Markthallen und Straßen folgen. Die Wohnbezirke aber sind neuartig aufgelockert. Inmitten weiter luftiger Anlagen erheben sich die modernen gläsernen Wohnwolkenkratzer. Auch ihre Bauteile sind vorfabriziert und werden an Ort und Stelle zusammengesetzt. Sie enthalten komplette Wohnzellen, Wohnungen, die konstruiert, gesund und bequem sind. Man zieht nicht mehr mit einzelnen Möbeln, sondern mit der ganzen Wohnung um.

Die Räume sind strahlungsgeheizt und bakterienfrei. Ueberall werden Kunststoffe verwendet, welche die Eigenschaften unserer heutigen Werkstoffe vielfach übertreffen. Kunstfasern von geradezu phantastischer Qualität, unzerreißbar, knitterfrei und isolierend, liefern federleichte Anzüge und Kleider. Glas wird als Baustoff immer wieder und wieder neu entdeckt. Eben dient er bevorzugt im Häuserbau, nun in vielfältigen Variationen als Material für durchsichtige Möbel. Es gibt gläserne Autos, Schiffe, Flugzeuge. Freilich ist dieses „Glas" schon etwas ganz anderes als das, was heute unsere Fensterscheiben bildet. Es ist zäh wie Stahl, fest wie Beton, biegsam wie Gummi, splittert und springt nicht, läßt nach Wunsch Licht und Wärme durch oder schirmt die Sonnenstrahlen ab, ja es kann sogar regulierend wirken und mehr oder weniger Sonnenlicht passieren lassen.

Strassen aus Gummi

Aehnliche Triumphe feiert der Gummi, der nicht mehr von Bäumen ausgeschwitzt wird, sondern aus Kohle und Kalk entsteht. Straßen aus Gummi sind nur eine wunderbare Möglichkeit, die schon jetzt erprobt wird. Gewaltige Transportbänder überspannen Hunderte von Kilometern weit das Land. Boote aus Gummi gibt es schon heute. Ihnen folgt das aufblasbare Haus aus Gummi mit ebenso aufblasbaren Möbeln. Vor ein paar Jahren war es noch ein freundlicher Zeichnerwitz, heute ist es Idee und Patent, morgen Gewohnheit des Alltags.

Draußen auf dem Land scheint zunächst alles unverändert. Und doch greift auch hier der Mensch immer mehr ein. Die Natur, längst aus dem Gleichgewicht gebracht, versucht zunächst, sich zu wehren. Schädlinge, einzelne Gattungen von Insekten aus der ungeheuren Zahl von 750,000 verschiedenen Arten, wüten in den Kulturen, vernichten Werte für viele Milliarden. In großen Zuchtstationen — der Volksmund nennt sie „Insektenkasernen" — werden nun die Armeen der Raubinsekten aufgepäppelt und gegen Schädlinge ins Feld geschickt. Stechend, beißend, würgend und fressend verbringen sie ihre verheerende Arbeit. Aber sie allein schaffen es nicht. Die kleinsten Lebewesen der Welt, Bakterien und Viren, als Feinde der Menschen längst bezwungen, müssen ebenfalls in den Kampf ziehen. Zahllose Insektenkrankheiten werden entdeckt, erforscht und verwendet. Sie machen den Menschen nicht krank, befallen aber die Insekten, die Käfer und Schmetterlinge, Ameisen und Blattläuse und wie sie alle heißen. Im Insektenkrankenhaus werden die Patienten untersucht. Es ist das seltsamste Kran-

kenhaus dieser Welt. Nach der Diagnose hat der Arzt nichts Eiligeres zu tun, als den Patienten und möglichst seine ganze Sippschaft zu vernichten. Aus Flugzeugen regnen die Krankheitskeime auf die Heere der Schädlinge herab.

Kälber ohne Väter

Die Züchter greifen ebenfalls in das Leben ein. Tiere bringen Junge zur Welt, die keinen Vater haben. Chemische Reize traten an die Stelle der Befruchtung. Wertlose Kühe tragen die Kälber edelster Zuchtrinder aus, die nun eine ungezählte Nachkommenschaft haben, ohne je selbst ein einziges Kalb gehabt zu haben. Der heute schon weit verbreiteten künstlichen Befruchtung folgt die Verpflanzung des sich regenden Lebenskeims in den fremden Körper.

Herz aus Eisen

Aber auch der Mensch wird gewissermaßen neu entdeckt. Viele Organe, die Lunge und die Nieren, schließlich sogar auch das Herz, werden vorübergehend oder für längere Zeit durch sinnreiche Apparate, regelrechte künstliche Organe ersetzt, die dem Arzt komplizierte Eingriffe in den kranken Körper gestattet. Der Schmerz wird erforscht



Nicht aus Eisen oder Stahl, sondern aus Plexiglas wurde dieses künstliche Herz hergestellt, daß nun bei schwierigen Operationen erstmals Verwendung finden soll.

wie nie zuvor, künstlich erzeugt und erfolgreich bekämpft. Die Art der Nervenströme, ihr Rhythmus und ihre Frequenz wird gefunden, das Geheimnis des Schmerzes selbst entschleiert. Man kann einem Menschen jeglichen Schmerz in das Gehirn senden, so als würden riesige Pressen seinen Körper zermalmen, Sägen seinen Leib zerfetzen, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt wird. Und umgekehrt wird die Schmerzanalyse es gestatten, jede Krankheit, jedes Versagen eines Organs sofort exakt zu erkennen.

Künstlicher Sternenstoff

Die Atomphysik, Magie des zwanzigsten Jahrhunderts, entdeckt immer neue Elementarteilchen.

Sechs neue Elemente wurden bis heute entdeckt: Neptunium, Plutonium, Americum, Curium, Berkelium und Californium, Sternenstoff, den es bisher auf der Erde überhaupt nicht oder nur in so winzigen Mengen gab, daß er künstlich geschaffen werden mußte, um entdeckt zu werden.

Der Mensch selbst wird sich nicht ändern. Aber er wird besser hören, besser sehen, riechen und schmecken mit den Hilfsmitteln, die er sich schafft. Eben erfand ein amerikanischer Arzt ein Hörrohr, das den Schall 300fach verstärkt. Eine kleine Dose, unauffällig ans Ohr gehalten, übermittelt die leisesten Geräusche im weiten Umkreis. Man kann damit regelrecht durch die Wand lauschen oder das Gras wachsen hören. Ein anderer Apparat erlaubt das Sehen ohne Licht. Man sieht in schwärzester Finsternis so gut wie am hellen Tage. Nebel ist für den Verkehr gar kein Schrekken mehr. Sogar durch die Wände hindurch wird man mit Hilfe von Elektronenstrahlen blicken können. Ob diese „Röntgen-Augen" allerdings ein begehrenswerter Fortschritt sein werden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Dem Geschmack dagegen kann man recht gut durch anregende Chemikalien auf die Sprünge helfen. Und schließlich wird auch die Nase noch einmal entdeckt werden. Der „Appell an die Nase" ist schon jetzt im vollen Gange. Parfümierte Annoncen, nach Brand riechende Versicherungsangebote, nach Schinken duftendes Verpackungspapier bürgern sich bereits ein. Wir wissen auch bereits, was „Riechen" wirklich ist. Die Nase ist eine Art Radarstation. Sie empfängt das Echo ausgesandter Strahlen, die von den duftenden Substanzen reflektiert werden. Nun brauchen wir nur noch die Art der Echo-Wellen kennenzulernen, um Duftsender zu bauen, die sich beliebig ein- und ausschalten lassen.

Dem Duftfilm, der farbig und plastisch in höchster Vollendung sein wird, dessen Gestalten wie leibhaftig weit in den Zuschauerraum hinausschreiten und -greifen, folgt die Farbenmusik. Auf neuen Instrumenten spielen die Meister ihre Farbensymphonien nach neuen Noten! Die feineren, verwöhnten Sinne verlangen auch Druckerzeugnisse von höchster Vollendung. Bücher und Zeitschriften erscheinen in natürlichen Farben. Schon jetzt druckt man in vier und mehr Farben 400,000 Exemplare einer Zeitschrift in einer Stunde. Zwischen den einzelnen Druckphasen wird jedes Blatt in einer dreihundertstel Sekunde getrocknet. Bücher auf Filmrollen, Bibliotheken in Aktentaschen, 100,000 Bände auf wenigen Metern Filmstreifen werden bare Selbstverständlichkeiten. Tagesnachrichten werden nicht mehr gesprochen, sondern zum Nachlesen als stündliches Flugblatt in die Wohnung gefunkt. Auf dem gleichen Wege läßt man sich von der Weltbiblio thek ein ganzes Werk in Minutenschnelle über tragen.

"Denkende" Maschinen

Das Lernen und Wissen stellt höhere Ansprüch obgleich sich die durchschnittliche Intelligenz eher verringert. Dem Forscher aber stehen wunder bare Maschinen zur Verfügung, die mathematisch Aufgaben lösen, Jahresprogramme an kompli zierten Rechnungen in Minuten bewältigen, sic selbst korrigieren, wenn sie einen Fehler machen Ergebnisse in einem eigenen „Gedächtnis" auf speichern und im richtigen Augenblick wieder her vorholen, kurzum, die Ebenbilder des menschli chen Gehirns sind, ohne freilich eigene Initiative entwickeln zu können. Automatische Werkzeug maschinen in höchster Verfeinerung ersetzen gan Mechanikerkolonnen, sie bauen z. B. Rundfunk geräte von der Zeichnung bis zur letzten Schrau be ohne eines Menschen Hand. Man braucht si nur zu füttern und ihnen die fertigen Erzeugniss abzunehmen. Aber sie sind nur am richtigen Platz, wenn sie dem Menschen die Arbeit erleich tern, ihm mehr Zeit für sich selbst verschaffen Verdrängen sollen sie den Menschen nicht.

Das Feld ist ungeheuer groß. Wo ist sei Anfang, wo sein Ende? Diese Selbstverständ lichkeiten von morgen geistern als Schlagzeilen schon durch die Welt von heute: Ultraschall, Atom Radar, Teleran, Ultrakurzwellen, Kunststoffe Klimaanlagen ,Wetterbeeinflussung, Television Cinerama, Vidicon, plastischer Film, Ultrafar Nahrungspille, Atom-Motor, fliegende Autos rollende Straßen, elektrische Gehirne . . . Jede dieser Worte ist ein Programm, eine Aufgab ein Zweig der Forschung, ein Stück Entwicklun und Fortschritt. Ob es wirklich Fortschritt sei wird, bestimmt allein der Mensch. Die Erfor schung der Gedankenstrahlen kann Segen od Unheil bringen; Segen, wenn die Lösung dies Geheimnisses dem Menschen Gesundheit und ei schöneres Leben bringt. Unheil, wenn neue Ma schinen daraus entstehen, die aus selbständige Wesen von fremden Gedanken gelenkte Automa ten machen. Auch das ist eine Alternative. Wi können Roboter bauen oder Roboter werden. E liegt ganz in unserer Hand.

Nicht, was das Schicksal uns beschert,
bestimmt des Menschen wahren Wert.
Worzu wir's formen,
das allein wird vor Gott entschieden sein.

Herman Stehr.

Deutsche Volksgruppe an 3. Stelle in Canada

Volkszählung 1951:

Die Statistik der Volkszählung 1951 zeigt die deutschstämmige Gruppe noch immer an dritter Stelle im canadischen Völkergepräge. Mit nahezu 620,000 Personen folgen die Deutschen hinter 6,709,685 Engländern und 4,319,167 Canadiern französischer Abstammung. Die Gesamtzahl der Einwohner Canadas wurde mit 14,-009,429 angegeben, eine Zunahme von fast 4 Millionen während der letzten zehn Jahre (Volkszählung 1941).

Mit Stolz können wir auf diese Zahlen schaue[n]. Wenn wir auch während zwei unglücklichen We[lt]kriegen viel Bedrängung und ungerechtfertigt[es] Leid verspüren mußten, haben sich dennoch 61[9,]995 Personen offen und freimütig zum Deuts[ch]tum bekannt. Dies ist ein machtvolles Zeugn[is] für den Wiederaufstieg der alten Heimat, ab[er] auch ein überzeugender Beweis für den groß[en] Anteil, den Deutschlands Söhne und Töchter a[m] Aufbau der neuen Heimat Canada haben durft[en].

Nachstehend eine nach den einzelnen Abstammungen aufgeschlüsselte Bevölkerungstabelle

	Total	Britisch	Franz.	Deutsch	Ital.	Jüd.	Holl.	Poln.	Skand.	Ukr.	Ein[...]
Canada	14,009,429	6,709,685	4,319,167	619,995	152,245	181,670	264,267	219,845	283,024	395,043	165,[...]
Neufundland	361,416	337,780	9,841	368	103	214	176	79	569	20	1,[...]
Prinz Edward Insel	98,429	80,669	15,477	317	56	21	677	54	253	47	[illegible]
Neuschottland	642,584	482,571	73,760	28,494	2,494	2,053	20,819	2,364	3,193	1,235	2,[...]
Neubraunschweig	515,697	294,694	197,631	2,623	635	1,095	5,920	340	3,367	129	2,[...]
Quebec	4,055,681	491,818	3,327,128	12,249	34,165	73,019	3,129	16,998	5,390	12,921	16,[...]
Ontario	4,597,542	3,081,919	477,677	222,028	87,622	74,920	98,373	89,825	37,430	93,595	37,[...]
Manitoba	776,541	362,550	66,020	54,251	2,882	18,840	42,341	37,933	32,921	98,753	21,[...]
Saskatchewan	831,728	351,862	51,930	135,584	1,028	2,702	29,818	26,034	62,439	78,399	22,[...]
Alberta	939,501	451,709	56,185	107,985	5,996	3,935	29,385	29,661	70,929	86,957	21,[...]
Britisch Columbien	1,165,210	766,189	41,919	55,307	17,207	4,858	33,338	16,301	65,612	22,613	28,[...]
Yukon	9,096	4,829	645	363	44	3	155	136	564	170	1,[...]
Nordwest Territorien	16,004	3,095	954	169	13	10	86	120	357	204	10,[...]

Deutscher Bevölkerungsanteil in canadischen Hauptstädten

	Deutsche	Gesamteinwohnerzahl
Halifax	4,512	162,217
Lunenburg	15,531	33,256
Montreal	5,143	1,021,520
Ottawa	3,938	202,045
Essex	10,570	217,115
Waterloo	52,666	126,123
Kitchener	20,258	44,867
Hamilton	5,481	208,321
Toronto	11,585	675,754
Winnipeg	17,461	235,710
Regina	11,944	71,319
Saskatoon	4,897	53,268
Calgary	4,794	129,065
Edmonton	11,501	159,631
Vancouver	12,774	344,833

Religionszugehörigkeit innerhalb der canadischen Provinzen

	Bapt.	Angl.	Griech.	Jüdisch	Luth.	Menn.	Presb.	R.Kath.	G.Kat.	Unit[...]
Canada	519,585	2,060,720	172,271	204,836	444,923	125,938	781,747	6,069,496	190,831	2,867,[...]
Neufundland	429	109,090	16	264	202	3	1,914	121,544	8	85[...]
Prinz Edward Insel	5,319	6,119	30	26	43	6	13,383	44,802	1	25[...]
Neuschottland	94,103	117,602	450	2,201	9,743	23	42,422	217,978	666	141[...]
Neubraunschweig	90,681	59,847	161	1,269	1,016	30	13,323	206,742	20	71[...]
Quebec	12,950	166,761	13,831	82,701	9,390	220	50,410	3,563,951	5,657	129[...]
Ontario	212,467	936,002	48,684	85,467	135,581	25,796	439,072	1,142,140	39,531	1,320[...]
Manitoba	13,483	120,690	23,338	19,282	48,744	44,667	34,686	156,283	63,617	224[...]
Saskatchewan	15,606	95,476	34,506	3,017	91,454	26,270	33,290	199,424	37,205	247[...]
Alberta	34,720	122,980	40,199	4,626	87,364	13,528	55,004	186,312	37,514	276[...]
Britisch Columbien	39,445	315,469	10,892	5,969	60,641	15,387	97,151	168,016	6,516	341[...]
Yukon	440	3,420	73	3	456	3	713	1,845	51	1[...]
Nordwest Territorien	122	7,264	91	11	289	5	379	6,459	45	1[...]

Die Geishas

Es gibt in Japan eine Legende . . .

. . . die ein wenig an Tausendundeine Nacht erinnert, wenn freilich auch ihre Handlung in nur einer ein Nacht abrollt. Im Heldenzeitalter, als noch das Schwerthandwerk als das edelste galt, als der Sohn der nengöttin noch nicht in dem heute mit Untergrundbahn und amerikanischen GJ's gesegneten Tokio, vielmehr im altehrwürdigen Kioto residierte, gab es dort einen edlen Samurai, der bei Sonnenaufgang einen Zweik mit einem ebenso edlen Gegner bestehen sollte. Aber dieser Samurai hatte schon zwei Nächte und zwei und noch eine halbe Nacht hindurch Heldentaten vollbringen müssen. Jetzt saß er gegürtet und gerüstet, völlig ermattet, mit gekreuzten Beinen auf seiner Strohmatte und bemühte sich vergeblich, die Augen off halten. Schliefe er ein, so würde er unmöglich, erschöpft wie er war, seinem Gegner gegenübertreten und eine Niederlage beibringen können. Da verfielen seine schon halb verzweifelnden Freunde auf ein l Aushilfsmittel. Sie entsandten eine Sänfte in das Haus von „Mandelblüte", der berühmtesten Geisha tos. „Mandelblüte" wußte — freilich gegen hohes Entgelt — den Samurai die letzten Nachtstunden hind durch ihre fesselnden Erzählungen, ihr geistvolles Plaudern, ihr harmonisches Musikspiel, ihren schönen Ge und ihren graziösen Tanz zu ermuntern, daß er seine ganze Energie wiedererlangte und zu gege Stunde seinen Gegner siegreich niederrang.

Nun, im modernen Tokio holt keiner mehr die Geishas in Sänften ab. Die Stars unter den Geishas, deren Honorare auch heute noch recht hoch sind, werden viele Tage vorher schriftlich geladen, und die Durchschnittsgeisha wird ins Restaurant oder in die Privatgesellschaft telefonisch herbeigerufen. Um hinzugelangen, bedient sie sich je nach sparsamer oder verschwenderischer Veranlagung eines Autos oder Autobus. Meist erfolgt der Ruf durch Vermittlung einer Geisha-Agentur. Aber 10 und 20 Prozent werden auch den Geishas vom Honorar abgezogen.

Aller Ehren wert

Es ist im allgemeinen nicht üblich, die Kunst der Geishas bei Festlichkeiten größeren und großen Stils in Anspruch zu nehmen, so wie etwa bei uns ein Bankett durch die Vorträge eines Sängers, einer Sängerin oder einen Musikvirtuosen verschönt wird. Die original-japanischen Restaurants weisen keinen Gemeinschaftsraum auf, in dem, wie in Europa oder Amerika, 20, 100 oder gar mehr Personen ihre Mahlzeiten einnehmen. Was es diesbezüglich in den großen Städten Japans gibt, ist dem Westen nachgeahmt und gilt nicht als besonders fein. Japanische Gastlichkeit wird immer nur in kleinerm Kreis geübt. Darum umfaßt die japanische Gaststätte auch immer mehrere Einzelräume für kleine Gesellschaften von zwei bis höchstens fünf Personen. Ist das Mahl beendet und will der Gastgeber seinen Gästen noch eine Besonderheit bieten, so beordert er, durch die immer im Zimmer an sende, an der Schmalseite des Tisches knie Bedienerin, eine oder zwei Geishas, deren D bietungen dem Fest den würdigen Abschluß leihen.

Es gibt nicht nur altjapanische, es gibt a zeitgenössische Legenden. Hierzu gehört die e Verwechslung der japanischen Geisha mit gew lockeren Mädchen, womit der Geisha schwer recht getan wird. Der Geishaberuf ist kein ehrenhafter und gilt auch in Japan nicht als cher. Der Lebenswandel einer Geisha ist lock als der anderer Mädchen in Japan. — Es g und gab von jeher Geishaschulen, in denen ju Mädchen, die von strengen Prüfern als geeig befunden werden, ihre Ausbildung erfah Freilich, wie überall, gibt es auch hier Talenti was sich in diesem Falle nicht nur auf die E nung zu Tanz, Deklamation und Gesang bezi sondern auch auf die Intelligenz der Schüler Denn eine gute Geisha muß vor allen Din unterhaltend und geistvoll zu plaudern wiss Ihre Phantasie muß hinreichen, um nicht nur Spezialisten bereits geschaffene Erzählung Dichtungen und Lieder vorzutragen, sondern che selbst verfassen und zu komponieren.

Wenn nun also auch die Geisha Japans imm noch eine volkstümliche Einrichtung und eine sentliche Beigabe jedes Festmahls darstellt, scheint der Zeitpunkt des Aussterbens des gan Geishawesens doch nicht mehr fern zu liegen.

An der Schreibmaschine

Aus zwei Gründen: Erstens einmal ist das ja-
nische Volk arm geworden, und nur ganz we-
ge leisten sich heute noch den Luxus, Geishas zu
den. Weiterhin macht sich in Japan, wie dies
oft nach schweren Niederlagen eines Volkes der
ll ist, ein stark puritanischer Zug bemerkbar.
e Geisha stellt nun einmal den Ueberfluß dar,
d jeder Ueberfluß ist heute in Japan verpönt
d gilt als verwerflich. Selbst diejenigen, die
sich noch gerne leisten würden, scheuen tadeln-
s Gerede. So kommt es denn, daß es heute
ter den zahlreichen Geishas des Inselreichs viel
beitslosigkeit gibt, oder daß viele junge Mäd-
n, welche dieses Gewerbe früher ausübten, sich
nträglicheren Berufen zugewendet haben. Man
gegnet ihnen schon vielfach in Fabrikbetrieben,
Aemtern und Büros. Die umgeschulte Geisha,
e stenographieren und tippen gelernt hat oder
e in chemischen Laboratorien Blutuntersuchun-
n oder Lebensmittelprüfungen vornimmt, ist
ine Seltenheit mehr.

Auch ein anderer Beruf junger, hübscher Ja-
nerinnen hat unter der durch die Niederlage
wirkten Vereinfachung der Sitten zu leiden. Es
d dies die Taxigirls, die gewerblichen Tanz-
ädchen, die den Besuchern der Ballokale zum
nzeltanz zur Verfügung stehen. Die meisten
nzstätten Tokios und anderer großer Städte
rden geschlossen, und die wenigen, die noch in
etrieb sind, vermindern die Zahl ihrer Taxi-
rls, so daß auch diese sich anderen Berufen zu-
nden müssen.

Markt für Heiratsfreudige

Nichts vermag jedoch die große Umwandlung,
e Japan und die Japanerin heute unterworfen
d, klarer vor Augen zu führen als die soge-
nnten Heiratsmärkte, die von der jüngeren
eneration als „demokratische" Errungenschaft
geistert begrüßt, von den „Alten" dagegen als
eschämend und verwerflich" abgetan werden.

Bei gewissen Völkern gehören Heiratsmärkte
r Tradition. Für den Japaner indessen be-
utet ein Heiratsmarkt, der erstmals im Jahre
947 in Tokio stattfand, geradezu eine revolu-
onäre Entwicklung. Denn die Frau hatte im
ten Japan immer im Hintergrund zu stehen,
scheiden, mit niedergeschlagenen Augen. Jetzt
uß sie auf den Markt gehen, sich „ausstellen"
d sich von männlichen Interessenten bewundern
er bekritteln lassen . . .

An einem der jüngsten Heiratsmärkte in der
ähe von Yokohama zeigten die Anmeldefor-
ulare, daß das Alter der Heiratsinteressenten
n 20 bis 57 Jahre reichte. Einzelne Frauen
aren Witwen, und mehrere heiratsfreudige junge Mädchen ließen sich von ihren Müttern begleiten, um mit ihrer Hilfe den idealen Gatten zu suchen. Wer auf einem solchen Vermittlungsmarkt einen passenden Partner entdeckt zu haben glaubt, der braucht nur bei den Organisatoren auf den Platz — natürlich gegen Einschreibegebühr und Entgelt — Nachfrage zu halten, und man erteilt ihm dann die gewünschten Auskünfte über Erziehung, Familien- und Finanzverhältnisse der Gegenseite.

Erinnerung an die verlorene Heimat

Leonhard Hora

Die Gärten, die wir hegten,
sind traurig nun und leer.
Die Beete, die wir pflegten,
gehören uns nicht mehr.

Am Bahndamm blühte Flieder
wie ihre Augen blau;
ich bog die Dolden nieder
für die geliebte Frau.

Wo die Tomatenfluren
glühten im Abendschein,
dort müssen noch die Spuren
von Kinderfüßen sein.

MARIA THERESIA:

Mutter und Kaiserin

Von Hans Walther

In der Jugendzeit der späteren Kaiserin Maria Theresia schmückten Fischer Erlach — Lukas von Hildebrandt und Prandtauer die österreichischen Reichslande ihre Hauptstadt Wien mit ihren Bauten: Kloster Merk und Schloß Belvedere, Florian und die Karlskirche wachsen als steinerne Zeugen dieser stolzen Zeit, die jetzt und hier im späten österreichischen Barock erfüllt. Im Jahr ihrer Vermähl als 19jährige Thronerbin stirbt Prinz Eugen, der mit seinen Siegen über Türken Franzosen das Heilige Römische Reich Deutscher Nation noch einmal zu einer le Höhe der Macht geführt hatte, nachdem durch sein Feldherrntum das Abendland der damaligen Flut aus Südosten bewahrt worden war. Als Maria Theresia 1 starb, standen Haydn und Gluck in der Vollkraft ihres Schaffens, hatte der 24jäh Mozart bereits über 200 Werke komponiert. Während ihrer Regierungszeit erhebt sich die Wiener Kultur zu ihrer klassischen Höhe, gleichzeitig ist ihr auferlegt, habsburgischen Erblande gegen die stärksten Bedrohungen von außen zusammen halten und zu verteidigen. Sie unterliegt in den Kriegen ihrer Feldherren, und gewinnt sie ihrem Reich eine neue innere Kraft durch die nach ihr benannten „There nischen Reformen".

Sie bestieg den Thron ihrer Väter in einem Augenblick, wo in Erbfolgekriegen das dynastische Prinzip sich selbst zu Tode brachte, wo eine hervorbrechende Natürlichkeit des Lebens auch den Träger einer Krone nur dann dieses Amtes als würdig erwies, wenn er sich als Mensch, als Charakter beweisen und behaupten konnte. Die Bourbonen Ludwig XV. und Ludwig XVI., sind das negative, Maria Theresia und Friedrich der Große das positive Bild in diesen Entwicklungen und Gärungen.

Neun Jahre nach Maria Theresias Tod bricht die französische Revolution aus, in deren Verlauf ihre eigene Tochter Marie Antoinette das Schafott besteigen muß, — und wiederum eine Generation später wird ihre Enkelin die zweite Gattin Napoleons und Kaiserin der Franzosen.

Das Ringen mit Friedrich dem Grossen

Ihre Jugend war noch unberührt von Licht und Schatten dieser bereits am Horizont aufdämmernden Gefahren. Die einzige Tochter Kaiser Karls VI. fiel durch hohe natürliche Begabung auf und bezwang ihre Umgebung durch ihr frohes Gemüt. Sie selbst dachte keineswegs daran, einmal Krone und Verantwortung für ein Reich in gefährlichen geistigen und politischen drohungen tragen zu müssen. Als sich aber Ahnung verdichtete, daß Karl VI. keinen mä lichen Erben hinterlassen würde, schuf er in „pragmatischen Sanktion" ein Erbfolgegesetz, seiner Tochter die Thronfolge sichern sollte.

Im gleichen Jahr 1740 treten Friedrich von Hohenzollern und Maria Theresia ihr H scheramt an. Prinz Eugen war ohne geisti Erben oder Nachfolger gestorben. Es ist Zeichen der Einsamkeit des Genies, daß es nicht direkt vererbt. Die Erbfolge des strat schen Genies verlief über Friedrich II., den G ßen, Napoleon zu Moltke. So mußte die ju Kaiserin später erkennen, daß Friedrich ihr n nur Schlesien geraubt hatte, sondern sie mu auch erfahren, daß der Preußenkönig ihre radezu das staatsmännische und strategische G des letzten Reichsgeneralfeldmarschalls entri hatte. 40 Jahre lang, bis zum Tod der serin, stehen die beiden einander gegenüber: preußische König will sein Königreich zur G macht erheben, und es gelingt nur auf Kosten alten Habsburger Reiches. An dessen Spitze eine junge Kaiserin, die alle Kraft darauf wenden muß, den bedrohten Bestand ihrer E lande zu bewahren.

Friedrich glaubt, die pragmatische Sanktion nicht anerkennen zu dürfen. Er machte eigene Erbansprüche geltend und rückt unter diesen Vorwänden in Schlesien ein. Der Habsburgerin wird der Krieg aufgezwungen — und nach zwei Kriegen muß sie den Verlust Schlesiens zugeben. Es ist für sie klar, daß sie im Dresdener Frieden nur der Not weicht und die erste Gelegenheit benutzen wird, eine Koalition gegen den verhaßten

MUTTER

Immer bangt mein Herz nach dir zurück,
Mutter, keine Heimat will mir frommen.
Dir allein war all mein Schmerz und Glück
Wie ein eignes Schicksal überkommen.
Meinen Kindertagen
Hast du es getragen,
Mutter, du hast alles angenommen.
Jeder meiner jungen Freuden Laut
Wuchs in dir wie Morgenrot zum Morgen,
Und, von deiner Augen Quell betaut,
Schliefen Kummer ein und frühe Sorgen.
Was in Tun und Leiden
Sieg war und Bescheiden,
Mutter, alles war in dir geborgen.
Bin ich in die fremde Welt gestellt,
Selber Zuflucht manchem lieben Leben —
Wie mein Arm vom tiefem Glück durchwellt,
Bange Herzen auf den Weg zu heben —
Die in weiten Tagen
Mich zum Licht getragen,
Mutter, du hast mir die Kraft gegeben.

E. G. Kolbenheyer.

Preußenkönig zusammenzubringen, um ihm ihre liebste Provinz wieder zu entreißen. Die Kaiserin begräbt eine bereits 200 Jahre andauernde Feindschaft zwischen Habsburg und den Häusern Valois und Bourbons. Sie vergißt, wie Ludwig XIV. den vor Wien um das Abendland kämpfenden vereinten Reichsheeren in den Rücken gefallen war, als er mit den Türken paktierte. Ihrem Kanzler Kanuitz gelingt über die Pompadour eine Freundschaft zwischen Frankreich und Oesterreich; der sittenstrengen Kaiserin ist auch eine Maitresse kein Hindernis, wenn sie dazu verhilft, eine Koalition gegen den Preußenkönig zusammenzubringen.

Friedrich II. besteht im siebenjährigen Krieg auch diese Probe. Er kehrt 1763 als der eigentliche Sieger heim. Er hat zwar kein neues Gebiet gewonnen — aber er hat die Koalition gesprengt und besiegt. Er konnte Schlesien behalten und ging materiell ungeschmälert, ideell aber als „der Große" aus dem Ringen hervor. Aeußerlich aber war er ein verbrauchter Mann; gichtgebückt kehrte er zurück. Er vergrub sich in die Einsamkeit von Sanssouci.

Aber auch Maria Theresia hatte ihr persönliches Glück geopfert. Zwei Jahre nach dem Friedensschluß von Hubertusburg starb ihr Mann, Franz Stephan von Lothringen. Sie hatte ihm in diesen Jahren der Bedrängnis und Kriegsnöte 16 Kinder geboren. Auch die Habsburgerin vergrub sich fortan in Schmerz und Einsamkeit. Ob beide Gegner wohl erkannten, daß sie mit ihren Kämpfen auf dem Kontinent doch nur lärmende, vordergründige Spielfiguren gewesen waren, während hinter den Kulissen in der großen Welt Frankreich und England um die Herrschaft der Meere und Kontinente gerungen hatten?

Reformen und Friedenszeit

Beide, Friedrich und Maria Theresia, gingen nun daran, den Völkern eine neue Lebensordnung zu geben. Und hier, in der Friedensarbeit, wuchsen sie Beide zu ihrer letzten Größe.

Die verwitwete Kaiserin erhob ihren Sohn Joseph II. zum Mitregenten. Bald mußte sie erkennen, daß ihr eigenes Blut gefährlich und ungestüm in die neue Zeit drängte und in vielen das Gegenbild zu ihr werden wollte. Der eigene Sohn bewunderte den Preußenkönig und traf zweimal persönlich mit ihm zusammen. Dann aber war es Joseph II. Aufgeschlossenheit den Gedankenwelten der Aufklärung gegenüber, die Mutter und Sohn geradezu zu Gegnern werden ließ. Maria Theresia war eine konservative Katholikin, die sich etwa in der Justizreform nur zögernd entschließen konnte, die Folter abzuschaffen; mittelalterliche Todesarten wie Vierteilen oder Pählen behielt sie bei in ihrer „Nemesis Theresiana", wie dieses Gesetzwerk bezeichnenderweise genannt wurde. Aber nicht auf die eine oder andere inhaltliche Entscheidung, der manches Zeitgebundene und in der Persönlichkeit der Kaiserin Begründete anhaftet, kommt es an. Maria Theresias Bedeutung liegt in ihrer blutwarmen Persönlichkeit. Ihr Habsburger Reich war ein Konglomerat von wesensverschiedenen Ländern; das Herz, das diese Einzelstaaten durchpulste und zusammenband, war einzig die Erscheinung der Kaiserin. Unvergeßlich die Szene, wie sie in Budapest die verhärteten madjarischen Standesherren zu Begeisterung für die gesamtösterreichische Sache hinriß, einzig mit dem Temperament und der Anmut einer jungen Mutter und Herrscherin.

Das Heer war auf den Erfolgen des Prinzen Eugen eingeschlafen. Maria Theresia berief Männer, die eine Heeresreform durchführten. Der Vater Karl VI. hatte das Land finanziell am

Rande des Ruins zurückgelassen. Das wirkte über die Niederlage der ersten beiden schlesischen Kriege hinweg weiter bis zum drohenden Staatsbankrott Anfang der 60er Jahre, als man in den letzten Entscheidungen des siebenjährigen Krieges stand. Eine Grundsteuerreform brachte Hilfe; das Einkommen, nicht der Besitz wurde hauptsächlich veranlagt. Gerade hier zeigt sich die Kaiserin noch in Traditionen verstrickt, wenn der Bauer im Verhältnis wesentlich höher besteuert wurde als der Grunbesitz. Die letzten fünf Jhre ihrer Regierung konnte sie über ein Reich gebieten, das mit den Ausnahmen von Tirol und Ungarn zu einem geschlossenen Zollgebiet vereint war. Ihre Zollreform war wohl ihre größte innenpolitische Tat gewesen, die sie selbst auch stets mit größter Genugtuung empfand.

Ihre letzten Regierungsjahre sind überschattet von dem geheimen Ringen mit ihrem Sohn und Mitregenten Joseph II. Die einstige Gegnerschaft zum Preußenkönig ist einer Mutter-Sohn-Rivalität gewichen. Dabei stießen sich ihre Charaktere mehr in der räumlich-zeitlichen Nähe, während sie dem von heute aus rückblickenden Betrachter eher als ein organisch notwendiger und folgerichtiger Ablauf erscheinen wollen. Die Gefahr lag nur in der zeitlichen Ueberlagerung und der räumlichen Bedrängnis in einem Amt, zwei so ausgeprägte Persönlichkeiten wie Marie Theresia und ihr Sohn ihre Absichten und generationsverschiedenen Gedanken in die Tat umsetzen mußten.

Der Sohn, fortschrittlichen Ideen der Aufklärung zugetan, mußte der tralitionsgebundenen katholischen Mutter verdächtig, wenn nicht gar gefährlich erscheinen. Dabei lehnte der Sohn eine Staatskirche keinesfalls ab. Aber die Mutter hatte sich und ihr Amt von jeher als vornehmsten Dienst an der Kirche angesehen; die Kirwe war absolut, der Staat nur ihr vornehmster Diener. Joseh II. dagegen wollte, daß in seinem Staat auch die Kirche in den Dienst am Ganzen eingezwungen sei. Der Sohn verlangte Toleranz, die Mutter vermochte sie nicht zu üben. Sie sah an dem Dualismus zwischen ihr und dem Sohn bereits die große, mühsam geschaffene Einheit des Staates gefährdet.

Aber sie gab die letzten Versuche, ihren Staat zu reformieren, nicht auf. Die allgemeine Volksschule wurde ihr letztes großes Werk, das sie innerhalb der ihr möglichen Evolution vollbringen konnte. Sie war Frau, — und keine echte Frau ist Revolutionärin. Diese Revolution mußte sie dem Sohn überlassen, denn dies ist Sache des Mannes. Die Frau muß bewahren, wo der Mann um des Neuen Willen das Alte zum Einsturz bringt.

Noch einmal geriet sie in einen seelischen Konflikt. Die Teilung Polens vermochte sie nicht als rechtens anzusehen; die Entscheidung an der Beteiligung schob sie auf den Sohn und seinen Staatskanzler Kaunitz. Aber dann unterschrieb sie den Vertrag, wenn auch ohne innere Zustimmung, als er ihrem Reich den Ländergewinn brachte. Sie hat aber diese Tat stets als unselig angesehen und zu den Kindern gesagt, diese Zustimmung koste sie zehn Jahre ihres Lebens.

Als der Tod sie abberief, hatte sie ihr Reich durch Reformen gefestigt, sie hatte es, trotz der Verluste von Schlesien, nach Polen zu erweitert. Daß die ein Jahrzehnt nach ihrem Tod in Frankreich ausbrechende Revolution ihr Land und dessen Staatsform nicht überspülen konnte, hatte wohl einen guten Grund in den Reformen ihres Sohnes. Aber es sei niemals übersehen, daß es eine Frau war, die vor ihm in 40 Regierungsjahren das Reich so stark gefügt und zu einer Familie vereint hatte, wie es nur eine Mutter vermag.

Eine Frau prägt ein Zeitalter

Ein Beispiel vermag besser als alle Definitionen ihre Art des Regierens erklären: Sie war alles andere als eine Jeanne d'Arc, — und doch hieß die höchste militärische Auszeichnung bis zum Zusammenbruch der K. u. K.-Monarchie „Maria Theresia-Orden“. Dieser Orden, der in den Ritterstand erhob, wurde nur verliehen, wenn der *Träger gegen den ausdrücklichen Befehl gehandelt* und die Schlacht aus seinem eigenen Gewissen und seiner Verantwortung heraus entschieden hatte.

In Preußen gab es keinen Theresien-Orden — dafür aber schrieb eine Generation nach ihrem Tod Heinrich v. Kleist sein Drama „Prinz von Homburg“, das die gleiche Problematik zum Gegenstand hatte, worin aber der Kurfürst um der unbedingten Pflichterfüllung wegen sogar den *Sieg* auf dem Schlachtfeld, weil er *unter Pflichtverletzung* errungen wurde, mit dem Tod bestrafen will. Ter Theresien-Orden, der ebenfalls erst nach einem Kriegsgericht verliehen werden konnte, atmete aber den versöhnenden Geist und die Größe eines weiblichen Herzens.

Das Bild der Zeit der Kaiserin wäre nicht ausgewogen, stünde nicht gegen Friedrich II. dem Großen von Preußen die Habsburgerin Maria Theresia. Sie war seine große Feindin; unversöhnt standen sie sich in einem Leben voller Kampf gegenüber. Er, der aus dem protestantischen Pietismus des Elternhauses zum Philosophen von Sanssouci sich gewandelt hatte, war ein

Mann, dem Frauen nichts bedeuteten, der kinderlos starb, einsam, gefürchtet und verehrt. In ihm fand das Aufsteigende Preußen seine erste mythische Gestalt. Es hat nur zwei hervorgebracht, — aber das ist viel für einen jungen Staat, der sich anschickt, seine Bestimmung zu verwirklichen zu einer Zeit, wo Vernunft und Aufklärung die Geister regieren. Die zweite zum Mythos gewordene Gestalt war dann ebenfalls eine Frau: die Königin Louise. Dagegen steht, in allem das polare Gegenbild zu Friedrich dem Großen: Maria Theresia. Ihr war durch ein eigens auf sie gemünztes Gesetz die Herrschaft über ein altes Kaiserreich zugekommen, das nun in ihrer Person seine Einheit fand.

Diese Frau hat durch ihr mütterliches Wesen ihren Staat umgeprägt und gefestigt, daß er über Generationen hinaus alle Gefährdungen überstehen konnte. Sie hat nicht, wie ihr Gegenspieler in Potsdam, philosophiert, musiziert, sie war nicht ihr eigener Geschichtsschreiber. Daß sie keine Schlachten schlug, ist selbstverständlich. Aber sie hat in den Zeiten der höchsten Bedrängnis ihres Staates 16 Kindern das Leben geschenkt. Um sie blühten die Künste, und wenn wir heute noch Oesterreich in seinem höchsten Begriff umfassen wollen, dann beschwören wir vor unserem geistigen Auge das Zeitalter der Maria Theresia.

Lied der Sudetendeutschen

Als Säer wir kamen
In saatlose Wildnis,
Es quollen die Schollen
Von unserem Pflug;
Wir fällten die Bäume,
Wir hellten die Räume,
Da schufen wir das Land,
Das die Heimat uns trug.

Wir drangen ins Herze
Den Bergen um Erze,
Wir gruben und huben
Viel Reichtum hervor.
Die Esse erlohte,
Es stiegen die Schlote,
Es stieg, o Herr, dein Dom
Ueber alles empor.

Vertriebenen nun, blieben
Wir Säer und Werker,
Die Heimat im Kerker
Bleibt unser Geschick.
Herr, wolle uns hören:
Du bleibst unser Glaube,
Wehr du dem Raube
Und führ uns zurück!
Führ uns zurück!

Wilhelm Pleyer.

EIN GUTES "SAFFLO" REZEPT

Doughnuts (ungefähr 3 Dutzend)

½ Tasse Zucker	½ Teelöffel Vanilla
1 Teelöffel Salz	4½ Tassen gesiebtes All-Zweck Mehl
1 Ei (nicht geschalgen)	1 Teelöffel Backpulver
¼ Tasse SAFFLO	½ Teelöffel Backsoda
1 Tasse Buttermilch oder saure Milch	

Messe Zucker und Salz in eine Schüssel. Rühre Ei, SAFFLO, Milch und Vanilla ein. Gebe Mehl, mit Backpulver und Backsoda zusammengesiebt, in vier oder fünf Portionen dazu. Rühre einen weichen Teig an. Rolle ihn auf einer leicht mit Mehl bestreuten Platte aus. Rolle ½ Zoll dick und schneide Teig mit Doughnut-Schneider aus. Backe in tiefem, auf 380 Grad erhitztem Fett (heiss genug, um einen Würfel Brot in 30 Sekunden zu backen). Backe bis sie goldbraun werden. Wende einmal während dem Backen. Lasse sie auf porösem Papier abziehen. Kühle und staube sie mit Puderzucker ab.

Die Gehetzten unserer Erde

60 MILLIONEN FLÜCHTLINGE KLAGEN AN !

Im letzten Jahr ging eine Meldung an die Weltpresse, wonach die „Amerikanische Gesellschaft für Außenpolitik" (Foreign Policy Association) eine Denkschrift über das internationale Flüchtlingsproblem herausgegeben hat, in der die Zahl der zur Zeit auf unserem Erdball lebenden Flüchtlinge mit rund 60 Millionen Menschen angegeben wird. „In dieser Zahl", so heißt es in der Meldung, „sieht die amerikanische Gesellschaft — die ihren Bericht für ‚Studienzwecke' verfaßte — ein tragisches Zeichen für die gefühllose Mißachtung der Menschenrechte durch den Menschen."

Wer annimmt, daß eine so bedeutungsvolle Nachricht etwa in den Schlagzeilen der Weltpresse zu finden gewesen wäre, irrt sich. Tatsache ist vielmehr, daß diese Meldung im Stru del der aktuellen Tagesereignisse unterging; di meisten Zeitungen brachten sie kommentarlos un ter „ferner liefen", in der Spalte „Kurznach richten". Die sogenannte „öffentliche Meinung" ist an der ungeheuerlichen Zahl der 60 Millione Erdenflüchtlinge aber wieder einmal genau s achtlos vorübergegangen, wie der Levit an dem auf der Straße zwischen Jerusalem und Jerich unter die Räuber Gefallenen, im Gleichnis vo barmherzigen Samariter . . .

Es scheint, daß wir in dieser wild bewegte Zeit den Blick für das eigentlich Wesentliche und Bezeichnende immer mehr verlieren würden. Ein Meldung, wie diese müßte in Kabinetten und Parlamenten, in Funkhäusern und Redaktione



Aus der roten Hölle entrinnen konnte im Herbst 1952 dieser aus Kindern und Greisen bestehende Verschlepptentransport aus den Arbeitslagern Polens.

einschlagen wie ein Blitz, der die chaotische Landschaft, in der wir leben, mit einem Schlage erhellt.

60 Millionen Flüchtlinge auf der Welt!

60 Millionen Gejagte, Gehetzte, Verfolgte, Vertriebene — mitten unter uns!

60 Millionen Opfer einer Politik des Wahnsinns und des ausgelöschten Gewissens!

60 Millionen, die ein barbarischer Sturm aus ihren Häusern und Wohnungen trieb, die alles im Stich lassen mußten, Hab und Gut . . . 60 Millionen, die heute ohne Heimat, ohne Arbeit und ohne Existenz sind.

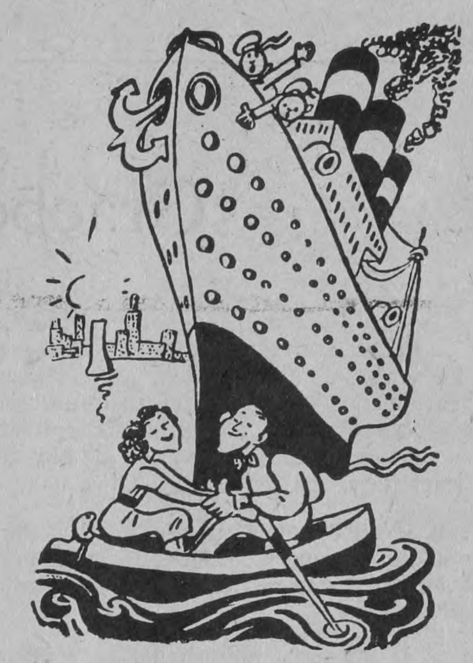
60 Millionen Menschen — man schließe nur einen Atemzug lang die Augen und stelle sich vor, wenn diese Legionen der Not sich gemeinsam in Marsch setzten und vor den Regierungsgebäuden der Verantwortlichen protestieren würden!

60 Millionen, eine Ziffer, die die Bevölkerungszahl Frankreichs und Englands weit übersteigt. 60 Millionen Frauen, Kinder, Männer, Greise — fast so viel Menschen wie das ganze deutsche Volk! 60 Millionen Menschen — eine Weltmacht! Wenn sich ihre Tränen, die ihnen ein unverschuldetes, erbarmungsloses Schicksal tagtäglich in die Augen treibt, vereinen würden, dann würden sie zu einem reißenden Strom . . .

60 Millionen Menschen klagen an! Menschen, die ihrer Volkszugehörigkeit, ihrer Rasse oder ihrer Religion wegen verfolgt oder verjagt wurden. Menschen aber auch, die schuldlos und ohne ihr Zutun in den Malstrom blutiger Auseinandersetzungen gerissen wurden.

Zu diesen 60 Millionen zählen alle Menschen, die durch die unmenschlichen Ausweisungsdekrete vertrieben wurden, unter ihnen vor allem die Millionen Ost-, Südost- und Auslandsdeutschen. Aber auch die 250,000 Türken, die in diesen Monaten aus Bulgarien ausgewiesen werden, gehören dazu, die Hunderttausende von Arabern, die durch die Kämpfe in Palästina von ihren Heimstätten gejagt wurden, oder die Armenier, die in alle Winde verstreut sind, und die Griechen, die nach dem Weltkrieg gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Zu diesen 60 Millionen zählen aber auch die politischen Flüchtlinge, die ihr nacktes Leben vor der bolschewistischen Tyrannei retteten, sowie die Juden und die mohemmedanischen und Hindu-Flüchtlinge, die um ihrer Rasse oder ihres Glaubens willen verfolgt werden. Schließlich muß hinzugezählt werden fast das ganze koreanische Volk, das grausam zwischen den Fronten eines unerbittlichen Krieges hin- und hergetrieben wird.

All diese heimatlosen Menschen, sie stehen zwar unsichtbar, aber mit der ganzen Wucht ihrer ungeheueren Zahl hinter den grünen Beratungstischen der UNO — die doch der Welt den Frieden bringen sollte — und klagen an. Aber die



Jetzt kann uns nichts mehr trennen, Liebste . . .

Ohren der Mächtigen scheinen für die Verzweiflungsschreie der Heimatlosen noch immer taub zu sein.

Die Ruhelosen werden den Mächtigen dieser Erde jedoch keine Ruhe mehr geben, bis sie das Recht auf die Heimat anerkannt und wiederhergestellt haben. Denn das Recht auf die Heimat ist genau so unantastbar wie das Recht auf Leben.

Diejenigen aber, die ihre Heimat heute noch besitzen, sollten daran denken, daß die letzte Entscheidung darüber, ob auch sie nicht einmal Flüchtlinge werden können, davon abhängen wird, was sie heute für die Flüchtlinge tun.

Unerfüllbarer Wunsch

Schniffke hat die ganze Nacht durchgezecht. Er lag morgens im Bett und stöhnte:

„Ich sterbe, laß schnell den Dr. Müller holen!"

„Das hat keinen Zweck," antwortete seine Frau trocken, „mit dem warst du ja heute nacht unterwegs!"

•

„Bitte, möchten Sie diese Blumen bei Max Schmöle abgeben!" sagte ein breitgebauter, hünenhafter Mann zum Portier des Krankenhauses.

„Hier liegt ja gar kein Patient dieses Namens, mein Herr!"

„Das weiß ich, er wird erst heute nacht eingeliefert. Ich bin heute abend sein Gegner im Boxkampf!"

HANS FRIEDRICH BLUNCK:

Graeberfrieden

Heute bin ich über die Hünengräber gewandert. Am Ende meines Ackers erhebt sich ein Waldstück, das, ein guter Buchen- und Dornschlag, vier Gräber birgt, Gräber von uralten Nachbarn, die ich aufsuche, wenn Unfrieden im Land herrscht oder wenn ich mir dies oder jenes durch den Sinn gehen lassen will.

Wenn Freunde kommen und ich führe sie durch jenen Wald Dornhorst, fragen sie mich meist: „Hast du schon nachgegraben, was die Gräber bergen?"

Da ist so ein Schatzsuchergefühl in manchen; neuerdings glaubt man auch, die Toten zu ehren, indem man sie umbettet und ihnen dabei nimmt, was die Liebe der Ihren ihnen vor Jahrtausenden ins Grab gegeben hat. Aber meine vier Nachbarn sollen nicht gestört werden, solange ich am Leben bin. Viertausend oder fünftausend Jahre ruhen sie und sind von frommen Leuten beigesetzt, die auch von der unsterblichen Seele wußten, von Menschen, die Liebe und Ehrfurcht für ihre Toten hatten und sie gewaltiger betteten, als wir heute die unseren. Und gewiß ist auch, daß Blut vom Blut dieser vier in meinen Adern rollt; wie sollte ich da nicht ehrfürchtig vor ihren Gräbern sein?

Gern ruhe ich auf jenen Hügeln aus, spreche wie ratfragend mit den Alten und denke über unseres Landes Sorgen und Hoffen nach. Und wenn der Forstgehilfe vorbeikommt, berede ich mit ihm, wie wir den Wald schlagen müssen, damit man von den Hügeln der Alten einst wieder den Blick ins Weite schweifen lassen kann wie vormals. Denn sie haben damals vor viertausend Jahren ihre Gräber auf den Plätzen mit den köstlichen Rundblicken gebaut; sie glaubten ja, daß die Toten noch lange zu ihren Stätten heimkehren, ehe das Los sie zu weiterem Werk ruft; sie glaubten, daß zwischen dem Himmel und uns eine Zwischenschicht läge, in der die Alten wohnen, aus der sie für die ihren und für ihr Volk sorgen dürfen, in der auch die Götter und Großen ihre Burgen haben, bis ein neues Wort des ewigen Vaters der Erde befiehlt.

Ob ich nicht ängstlich sei, fragen die Freunde, wenn ich davon erzähle, und sehen mich mit einem rechten Gruselgesicht an. Sie denken an Spuk und blaßblaue Geister oder an Eulenschreie vorm Fenster.

Wenn man doch jedermann lehren könnte, daß dem rechten Menschen gegeben ist, kindhaft mit Gott und seinen Helfern zu empfinden und ehrfürchtig, statt in jagender Angst vor den Rätseln des Himmels und der Erde zu stehen. —

Schön sind die stillen Stunden auf den alten Gräbern meines Waldes. Und doch sind mir jene Tage die liebsten, in denen ein harter Wind durch die Eschen und durch den krummen Dornhorst fährt, weil der Sturm die Gedanken rascher über den Alltag aufträgt. Wenn die Weih dann erschreckt durch die hohen Aeste streicht oder der Rohrdommel vom See ruft oder der Fuchs durch den roten Abend schnürt, ist's eine Lust, landauf, landab zu streifen und voll des Lebens zu sein auf dieser Erde, die Gott uns zum Schaffen gab und zum Gärtnern — und um ihrer Herr zu sein.

Niemand aber ist Herr ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ohne Ehrfurcht vor den Gräbern derer, die da Leben aufbauten bis da, wo wir es empfingen. Die Alten unter den Hügeln meines Waldes sollen von Dank und Ehrfurcht wissen.

Nichts zu machen

Gast: „Dieses Tischtuch ist ganz schmutzig!"
Kellner: „Ich weiß, aber was soll ich machen? Ich habe es schon zweimal umgedreht."

•

Der Passagierdampfer fährt durch die Nordsee. Auf dem Sonnendeck steht der Kapitän und plaudert mit einer älteren Dame. Plötzlich kommt ein Mann in großer Eile auf ihn zu, unterbricht kurzerhand das Gespräch und ruft: „Halloh! Käpt'n! Wo ist denn hier das W.C., zum Donnerwetter?"

Der älteren Dame bleibt die Luft weg. Der Kapitän aber antwortet: „Gehen Sie die Treppe hinunter zum C-Deck, dort finden Sie eine Tür mit der Aufschrift „For Gentlemen", aber gehen Sie trotzdem ruhig hinein!"

Helfen Sie Ihrer Postbehoerde
Ihnen zu helfen!

1. Adressieren Sie Ihre Post richtig — Schreiben Sie deutlich und geben Sie die **vollständige** Adresse, einschliesslich der Postzonennummer in Ottawa, Montreal, Toronto, Vancouver, an.

2. Benachrichtigen Sie Ihre Freunde von Ihrer richtigen Adresse (und Zonennummer falls anzugeben) — besonders wenn Sie umgezogen sind. Gewöhnen Sie sich daran, Ihre Rückadresse in die linke Ecke des Umschlages oder Pakets zu schreiben.

3. Verpacken Sie Pakete sicher — schnüren Sie mit starkem Bindfaden —und kleben Sie genügend Freimarken auf. Falls Sie nicht genau wissen wieviel, lassen Sie Pakete u. Briefe auf der Post wiegen und vermeiden Sie somit doppeltes Porto.

Helfen Sie Ihrer Postbehörde, Ihnen einen schnelleren, besseren Beförderungsdienst zu geben, indem Sie sich dieser Dinge erinnern:

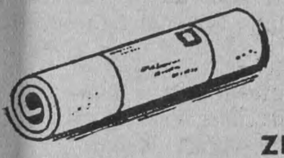
BRIEFPOST

für die 1. Klasse: örtliche Zustellung, 3c für die 1. Unze, 1c für jede zuzügliche Unze; ausserhalb Ihres Wohnortes (Canada, U.S.A. und alle anderen Länder in Nord- und Südamerika, dem Britischen Commonwealth, Frankreich und Spanien) 4c für die 1. Unze, 2c für jede zuzügliche Unze. Luftpost (inländisch) 7c für die 1. Unze, 5c für jede zuzügliche Unze. (Befragen Sie die Post über die Luftposttarife für andere Länder.)



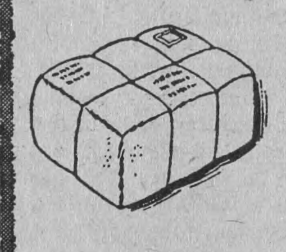
DRUCKSACHEN

Karten, Zirkulare etc., nur gedruckt—erfordern, wenn an Privatpersonen unter Angabe des Namens gesandt — 2c für die ersten 2 Unzen, 1c für jede zuzüglichen 2 Unzen. Wenn Drucksachen an "Householder" (ohne Namensangabe) adressiert werden, benötigen sie 1½c für die ersten 2 Unzen, und 1c für jede zuzüglichen 2 Unzen.



ZEITUNGEN oder ZEITSCHRIFTEN

von Privatpersonen versandt, müssen mit 2c für die ersten 4 Unzen und 1c für jede zuzüglichen 4 Unzen freigemacht sein.



PAKETE

Gehen Sie sicher! Lassen Sie sie von Ihrer nächstgelegenen Postbehörde wiegen. Sie können Luftpostpakete bis zu 25 Pfd. Gewicht schicken. Informieren Sie sich über diesen schnellen Luft-Zustellungsdienst.



CANADA POST OFFICE

HON. ALCIDE CÔTÉ, Q.C., M.P.
POSTMASTER GENERAL

W. J. TURNBULL
DEPUTY POSTMASTER GENERAL

Paris - New York in 45 Minuten

RAKETENVERKEHR ÜBER DEN ATLANTIK — 15,000 KM IN DE[R] STUNDE — HÄLT DER MENSCH DAS AUS?

Noch geht der Streit der Wissenschaft hin und her, ob das 20. Jahrhundert der Menschhei[t] neben der Erfindung der Atomkraft auch noch den Jahrtausende alten Wunsch erfüllen wird, da[s] Schwerefeld der Erde zu verlassen und nach anderen Weltenkörpern vorzustoßen. Während Opti[-] misten das Ereignis einer Weltraumfahrt bereits für 1950 prophezeiten, haben andere diesen Ter[-] min auf unbestimmte Zeit verschoben. Tatsächlich ist man vorläufig nur theoretisch imstande, si[ch] mit den Problemen auseinanderzusetzen, die eine Weltraumfahrt möglich machen.

Ihre Gegner führen in erster Linie den Menschen selbst ins Treffen. Sie sagen, es sei unmöglich, daß ein Mensch, oder besser: der menschliche Organismus jenen ungeheuren Andruck übersteht, der bei einem Start von etwa 12-km-Sekunden-Geschwindigkeit notwendig ist. Als Beispiel wird dabei auf die Piloten der Düsenflugzeuge hingewiesen, die mit einer Sekundengeschwindigkeit von nur 0,3 km, also einem Bruchteil dessen, was für einen Weltraumflug Voraussetzung ist, derzeit über die Erde rasen. Schon sie können nur nach einem besonderen körperlichen Training alle jene Funktionen ausüben, die nun einmal für die Führung eines Flugkörpers notwendig sind. Nicht wenige von ihnen haben diese erste körperliche Prüfung nicht bestanden.

Werden die Adern platzen?

Nach Meinung vieler Wissenschaftler soll der Körper außerstande sein, derart hohe Geschwindigkeit auszuhalten. Naturnotwendigerweise müsse schon beim Start eine Blutleere im Gehirn und, damit verbunden, Bewußtlosigkeit auftreten. Möglicherweise sei sogar zu erwarten, daß Adern im Gehirn platzen, so daß der Tod des Piloten eines mit mehr als 5000-km-Stundengeschwindigkeit dahinrasenden Luftfahrzeuges mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden dürfte.

Diese Behauptungen sind aber zweifellos aus der Luft gegriffen. Denn wie immer, wenn der Mensch ein besonderes Ziel anstrebt — und die Fahrt in den Weltraum ist ein ganz besonderes Ziel —, so unternimmt er alles, um zuerst einmal die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Die einzige Nation, die heute imstande ist, die ungeheuren Kosten eines Weltraumfluges aufzubringen, sind die USA. Gemessen am Erfolg — der unter Umständen zu erwarten ist — und an der weltentscheidenden Bedeutung eines solchen Experiments, sind die dafür aufzuwendenden Summen freilich sehr gering. Nur etwa 500 Millionen Dollar sind nötig, um den ersten Start in den Weltraum zu ermöglichen.

Wie weit die Versuche tatsächlich gediehen sind, die Erde zu verlassen, vermag kaum ein Außenstehender zu sagen. In eingeweihten Kreisen aber wird gerade dieses Problem durch tiefste Geheimhaltung geschützt, nicht zuletzt deswegen, weil eben der erste, der den Weltraum erobert, imstande sein kann, auch die Erde zu beherrschen. Der Gegenbeweis zu der Ansicht aber, daß der Mensch über gewisse Geschwindigkeiten hinaus versagen müsse, weil sein Organismus versagt, ist heute bereits erbracht. Die Möglichkeit dazu ergab sich aus dem Gebrauch der für Beschleunigungsversuche gebauten Zentrifuge — der größten der Welt übrigens — in dem in Johnsville, USA. liegenden Naval Air Development Center, dem Entwicklungszentrum der amerikanischen Marine-Luftwaffe.

Ehe man nämlich Flugzeuge bauen konnte, die die Schallgeschwindigkeit überschritten, mußte man sich davon überzeugen, ob der Mensch diesen Geschwindigkeiten überhaupt standhalten konnte. Das war leicht möglich. Man baute nichts anderes als eine Zentrifuge, d.h. einen stählernen Arm, der um eine Mittelachse geschleudert wird. Am Ende dieses Armes befindet sich eine mit Glas verkleidete Gondel, in der das „Versuchskaninchen" Platz zu nehmen hat. Nun beginnt dieser Arm zu rotieren. Die dabei erreichte Geschwindigkeit betrug bisher höchstens 4 km pro Sekunde! Eine Geschwindigkeit also, die bisher noch durch **k e i n** Fahrzeug oder Flugzeug auf der ganzen Erde erreicht werden konnte.

Was aber waren die Folgen für die Piloten, die dieser Versuchsserie unterworfen wurden? Hier ergaben sich erstaunliche Beobachtungen.

4000 Meter in der Sekunde

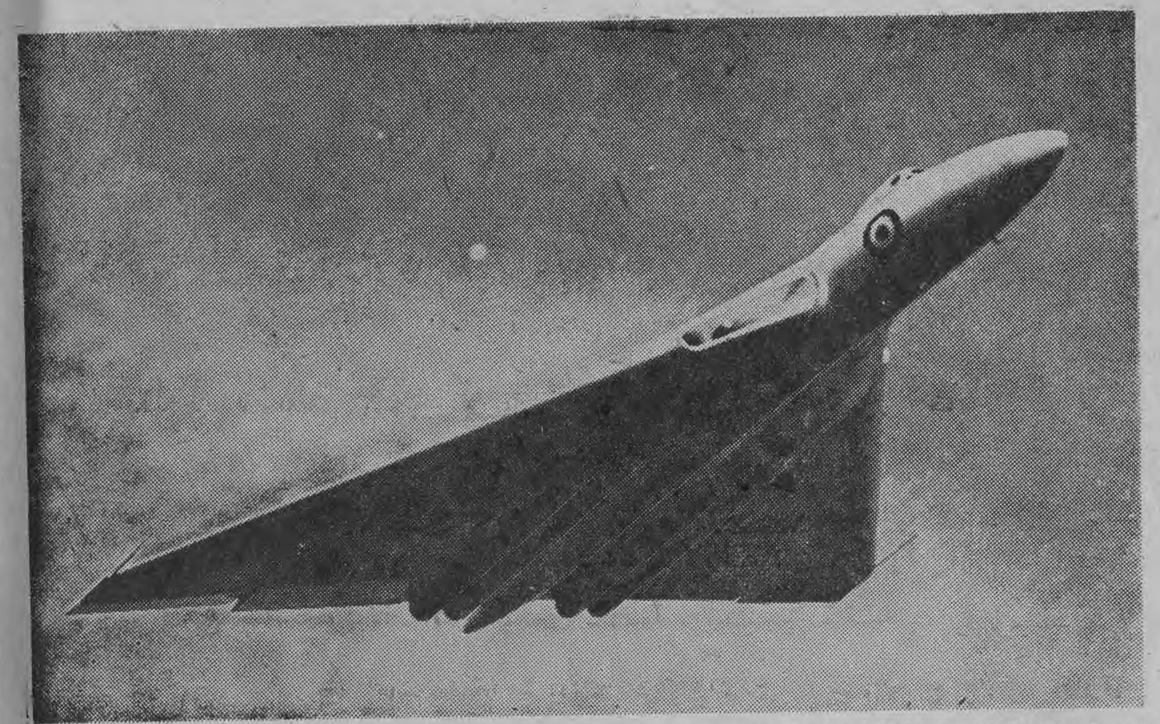
Die größten körperlichen Schwierigkeiten, gewisse Seh- und Bewußtseinsstörungen stellten sich bei etwa 1200- bis 1500-km-Stundengeschwindigkeit ein. Geschwindigkeiten, die darüber hinausgingen, wurden kaum mehr empfunden. Wenn also jener kritische Punkt, der bei etwa 1200- bis 1500-km-Stundengeschwindigkeit liegt, überwunden ist, dann bleibt der menschliche Organismus ohne weitere Reaktion — zumindest bis 4000 Meter pro Sekunde. Doch auch diese Geschwindigkeit, die freilich noch nicht an jene heranreicht, die für einen Weltumflug erforderlich sind, ist ungeheuer. Sämtliche Piloten waren ohne weiteres imstande, bei dieser Geschwindigkeit die für eine Lenkung des ihnen anvertrauten Fahrzeuges notwendigen Handgriffe zu unternehmen.

Darauf aber kam es bei diesen Versuchen in erster Linie an. In USA erwägt man nämlich ernstlich den Einsatz von Raketen, die nicht nur zur Beförderung von Postgütern, sondern auch von Menschen dienen. Noch ist kein „interplanetarischer" Verkehr ins Auge gefaßt. Doch welchen Fortschritt würde es bereits bedeuten, in etwa 45 Minuten von New York nach Paris zu fliegen! Liegt dies nun im Bereich des Möglichen? Die Wissenschaftler sagen dazu Ja! Schon heute können jene Raketen gebaut werden, die einen solchen Flug gefahrlos übernehmen. Ihre Kostenfrage steht allerdings auf einem anderen Blatt. Ueber kurz oder-lang hofft man jedoch auch hier Fortschritte zu erzielen, die eine Rentabilität eines solchen Unternehmens gewährleisten.

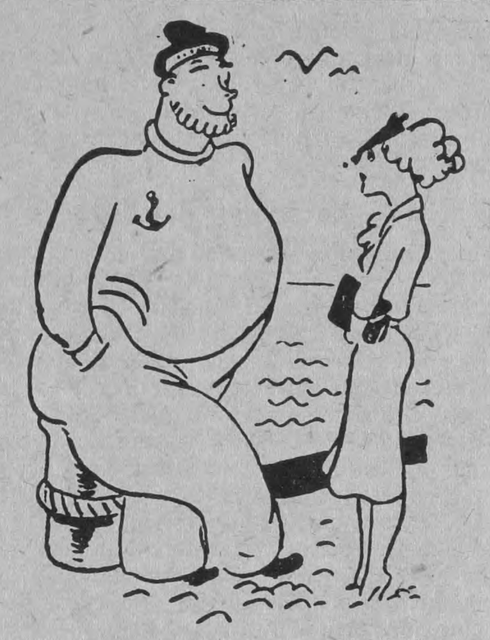
Raketen — hoch über der Erde

Theoretisch müßte eine Rakete, die heute von New York startet, um Paris in 45 Minuten zu erreichen, erst einmal zu einer Höhe von etwa 2000 Kilometern über die Erdoberfläche emporsteigen. Von diesem Gipfelpunkt aus kann die Rakete einen Gleitflug beginnen, der sich über tausende Kilometer Entfernung erstreckt. Für die Strecke nach Paris hat man dabei ausgerechnet, daß die Anfangsgeschwindigkeit dieser Gleitbahn etwa bei 15,000 km pro Stunde liegen würde. Schon nach 1000 km verringert sich diese Geschwindigkeit beträchtlich, während im weiteren Verlauf der Windwiderstand eine Landungsgeschwindigkeit ermöglichen würde, die wenig über der eines heutigen Düsenjägers liegt. Die gesamte Flugzeit New York—Paris aber würde bei diesem Unternehmen nicht mehr als 45 Minuten ausmachen.

Um diese Möglichkeit eines erdgebundenen Raketenverkehrs zu verwirklichen, hat man mit Hilfe



In 45 Minuten von New York nach Paris. Einstmals nur ein Traum—heute bereits eine ernsthafte Erwägung



Und wo haben Sie Ihre Braut, Herr Seemann?
Zu Hause!
Und wo ist zu Hause?
Ueberall!

der vorher beschriebenen Zentrifuge Untersuchungen an allen möglichen Personen unternommen, die — neben den besonders geschulten und ausgesuchten Piloten — die Besatzung eines solchen Raketenflugzeuges ausmachen können. Diese Versuche haben ein höchst interessantes Ergebnis erbracht.

Pioniere der Weltraumfahrt

Alle normalen Menschen überstanden, von einer zeitweiligen leichten Unpäßlichkeit abgesehen, die Geschwindigkeit einer Rakete auf das beste. Nur zwei schwer herzkranke Personen, denen schon ein Flug in einem der heute üblichen Verkehrsflugzeuge Schwierigkeiten bereiten würde, hatten ernsthafte Störungen ihres Wohlbefindens aufzuweisen. Frauen paßten sich der großen Geschwindigkeit dabei bedeutend leichter an als Männer.

Damit ist die theoretische Möglichkeit, daß der Mensch mit seinem Organismus ohne weiteres einen Weltraumflug übersteht, gegeben.

Etwa 100 Menschen haben bisher Geschwindigkeiten in der Zentrifuge durchmessen, die denen eines Weltraumfluges gleichzusetzen sind. Eigentlich müßte man sie als die ersten Pioniere des Vorstoßes ins All feiern . . .

W. Anders.

ENTFERNUNGEN IN CANADA

Unten sind die Entfernungen zwischen d[er] größten Städten in Canada angeführt. D[ie] Zahlen stellen die Meilenlänge längst den Hau[pt]bahnlinien vor:

Halifax	nach	Vancouver	3475	Meil[en]
Halifax	„	Montreal	747	„
Montreal	„	Toronto	334	„
Montreal	„	Ottawa	111	„
Ottawa	„	Toronto	247	„
Ottawa	„	Winnipeg	1242	„
Toronto	„	Winnipeg	1207	„
Winnipeg	„	Vancouver	1463	„
Winnipeg	„	Regina	355	„
Winnipeg	„	Edmonton	801	„
Edmonton	„	Vancouver	761	„
Vancouver	„	Victoria	85	„

Eine Vorstellung von der Größe Canadas be[-]kommt man von der Tatsache, daß die Entfer[-]nung von Halifax bis Vancouver, quer durch de[n] Kontinent, 756 Meilen mehr beträgt als die Ent[-]fernung von Halifax bis London, über den Nord[-]Atlantik.

ALTE HAUDEGEN IN DER ANEKDOTE

Der schäbige Rock

Der brave alte General H. der Radetzkyzeit, dessen Geiz armeebekannt war, hatte seinen Sohn als Leutnant ins Regiment genommen, wahrscheinlich um einen Teil des Taschengeldes zu sparen. Viel Freude hatte der Leutnant an seinem Vater und Regimentskommandeur auch sonst nicht; denn der Alte kannte im Dienst keine verwandtschaftlichen Gefühle.

Bei einer Kirchenparade bleibt er vor seinem Leutnant-Sohn stehen, schnauzt ihn an: „Zum Regimentsraport, Herr Leutnant!"

Am nächsten Tag steht sein Sohn vor ihm in der Regimentskanzlei. Der Alte zwirbelt seinen Schnurrbart und fährt los:

„Herr Leutnant, es ist ein Skandal, in welch schäbigem Rock Sie zur Kirchenparade kommen. Warum haben Sie keinen anständigen Waffenrock an?"

Der Leutnant steht wie eine Bildsäule und meldet: „Herr General, ich melde gehorsamst, mein Vater ist ein solcher Geizkragen, daß er mir keinen neuen kauft!"

Der hinter dem General stehende Adjutant bekam vier Wochen Zimmerarrest wegen lauten Lachens im Dienst.

Ein halbes Leben in Frauenkleidern

Die seltsamen Abenteuer des Ritters d'Eon — Kavalier und Dame

Das achtzehnte Jahrhundert ist sicherlich nicht arm an ungewöhnlichen Gestalten und abenteuerlichen Karrieren. Aber auch unter diesen vielen Erscheinungen nimmt der Chevalier Charles Genevieve Louis d'Eon de Beaumont eine ganz besondere Stellung ein. Das Schicksal hatte ihm eine einzigartige Rolle zugeteilt: die eines Mannes, der mit allen Attributen der Männlichkeit und des Kavaliertums ausgestattet war, und den eine merkwürdige Verkettung von Umständen zwang, viele Jahre seines Lebens in der Rolle einer Frau zu verbringen.

Charles d'Eon, der 1728 im burgundischen Tonnerre geboren wurde, stammt aus kleinerem Adel, doch haben es einige seiner Verwandten zu hohen Stellungen im Staatsdienst gebracht. Der wunderhübsche Knabe ist der Stolz seiner Mutter, die ihn aus einer gewissen Eitelkeit heraus in Mädchenkleider steckt, um seine Schönheit noch besser zur Geltung zu bringen. Nichtsdestoweniger hat er für das Weibliche wenig übrig; er ist ehrgeizig und begabt und lebenshungrig.

Mit zwölf Jahren kommt er nach Paris. Er geht hier zur Schule, beendet seine Studien mit Auszeichnung, erbt mit 21 Jahren von seinem verstorbenen Onkel ein Amt und trachtet beharrlich danach, sich gute Verbindungen zu schaffen.

Durch einen glücklichen Zufall findet er Eingang in den Salon des Prinzen Conti, eines Günstlings Ludwigs XV., der ehrgeizige Pläne hat. Er möchte König von Polen werden und sich die Unterstützung Rußlands sichern. Auch der französische König hat ein Interesse daran, sich die Freundschaft der russischen Zarin Elisabeth zu sichern, denn Englands wachsende Macht erfüllt ihn mit schwerer Sorge.

Es gibt jedoch keine Möglichkeit, mit der Herrin aller Reußen in direkte Verbindung zu treten. An ihrem Hofe regiert der mächtige Minister, Bestuscheff, der ein fanatischen Anhänger Englands und Gegner Ludwigs XV. ist. Seine Polizei sorgt dafür, daß kein unwillkommener Gast über die Grenze gelangt.

Ludwig XV. und Conti überlegen lange, auf welche Weise sie dennoch einen Brief in die Hand der Kaiserin spielen könnten. Man möchte gern den Schotten Douglas, einen verwegenen Agenten, mit der Sondermission betrauen. Aber so viel ist sicher, daß Bestuscheffs englische Freunde diesen sofort vor Douglas warnen würden. Da verfällt Prinz Conti auf eine rettende Idee.

„Wie wäre es, wenn man Douglas in Begleitung einer reizenden jungen Dame reisen ließe?" schlägt er dem König vor. „Ich habe unter meinen Bekannten einen jungen Mann, den Ritter d'Eon, der diese Rolle vorzüglich spielen könnte. Er hat bisher bei allen Redouten mit solchen Maskeraden den größten Erfolg geerntet. Von mir aus kann Bestuscheff den Schotten zurückhalten — seiner ‚Begleiterin' gegenüber wird man sicher nicht so ungalant sein!"

Der König findet die Idee ausgezeichnet. So erhält Charle d'Eon die heikle Mission, sich an den russischen Hof zu begeben, bis zur Zarin vorzudringen, ihr eine Botschaft des französischen Königs auszuhändigen und sie um briefliche Antwort zu bitten. Nur drei Personen wissen um das Geheimnis d'Eons: er selbst und seine beiden hohen Auftraggeber. Sogar Douglas ist überrascht, als sich ihm unterwegs in einer deutschen Stadt eine bildschöne junge Dame, Mademoiselle Geneviève de Beaumont, anschließt. Sie hat „zufällig" das gleiche Reiseziel; sie will Pariser Kleider am russischen Zarenhof, wenn möglich Ihrer Majestän persönlich, vorführen . . .

Die Zarin ist überrascht

Die Kriegslist gelingt. Wohl wird Douglas an der Grenze von den Bütteln Bestuscheffs zurückkomplimentiert, aber das hübsche Fräulein Beaumont läßt man die Fahrt fortsetzen. Die „junge Dame" gelangt glücklich nach Petersburg und wendet sich hier an den Prinzen Worozoff, der ein Anhänger Frankreichs ist. Woronzoff ist sprachlos, als die reizende Französin plötzlich mit veränderter Stimme erklärt: „Ich bin der Chevalier d'Eon und habe lediglich diese Verkleidung gewählt, um ungehindert zu Ihrer Majestät gelangen zu können. Wollen Sie mir dabei helfen, Durchlaucht?"

Einige Tage später wird „Mademoiselle de Beaumont" von der Herrscherin empfangen. Die Zarin lacht Tränen, als ihr Chevalier d'Eon schildert, wie er die Wachsamkeit Bestuscheffs getäuscht habe. Seine Mission ist von vollem Er-

folg begleitet. Er händigt der Zarin den Brief seines Königs aus und nimmt ein Schreiben an Ludwig XV. mit nach Frankreich zurück.

Der Schotte Douglas tritt ein zweites Mal die Fahrt nach Rußland an, diesmal allerdings schon als Botschafter des Königs von Frankreich; d'Eon wird zu seinem Vertreter ernannt. Aber Douglas begeht eine schwere Taktlosigkeit, die beinahe alles verdirbt. Auf Geheiß der Zarin muß er Rußland verlassen, und wieder ist es d'Eon, der noch einmal in weiblicher Verkleidung eine Audienz mit der Herrscherin erwirkt und sie so weit versöhnt, daß die Dinge für Frankreich eingerenkt werden.

Aber d'Eon begnügt sich nicht mit diesem diplomatischen Erfolg. Er ist unablässig hinter Nachrichten und Staatsgeheimnissen her, erfährt von beunruhigenden Plänen, die Rußland gegen Polen im Schilde führt, und eilt nach Frankreich, um seinem König Bericht zu erstatten.

Es wird eine gefahrvolle Reise, denn der Minister Bestuscheff läßt nichts unversucht, um den verschlagenen französischen Agenten unschädlich zu machen. Unterwegs wird sein Wagen von Deserteuren überfallen. D'Eon nimmt alles Gold, das er bei sich hat, und streut es unter die Angreifer. Während die zerlumpten Kerls sich um die Goldstücke balgen, jagt die Kutsche in halsbrecherischer Fahrt davon.

In Paris empfängt Ludwig XV. d'Eon mit allen Zeichen der Huld, ernennt ihn zum Dragonerleutnant, zweifelt aber an seinen politischen Informationen. D'Eon ist tief enttäuscht. Er hat auf einen Botschafterposten gehofft, aber er hat in Frankreich mächtige Widersacher, die ihm solch eine Stellung nicht gönnen. Der König erlaubt ihm, als Offizier an den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges teilzunehmen, doch gegen Ende des Krieges finden wir ihn wieder im diplomatischen Dienst. Die Friedensverhandlungen mit England erfordern geschickte Männer. D'Eon arbeitet neben dem offiziellen Abgesandten im Dunkeln, und seine Tätigkeit scheint den Franzosen viel wert zu sein, denn er wird zum bevollmächtigten Minister ernannt.

Diplomatische Gangster

Aber auch diese Freude bleibt nicht ungetrübt, denn der französische Botschafter in London, Guerchy, setzt alle Hebel in Bewegung, um sich d'Eon vom Halse zu schaffen. Ein wildes Intrigenspiel beginnt, und als d'Eon eines Tages an einer schweren Vergiftung erkrankt, erhebt er in aller Oeffentlichkeit gegen den Gesandten seines Königs die Beschuldigung, daß dieser ihm nach dem Leben trachte. Die Londoner Oeffentlichkeit ist aufgebracht, man überfällt die Karosse des französischen Gesandten auf offener Straße, und der Mob hätte Guerchy an Ort und Stelle gehängt, wenn er nicht seine Identität mit dem Botschafter Frankreichs verleugnet hätte.

Die ewigen Händel des streitbaren Ritters sind indes nicht danach angetan, sich die Gunst des königlichen Protektors zu erhalten. Eines Tages läßt ihn Ludwig XV. — vielleicht weil er seine Dienste nicht mehr benötigt — fallen. Um diese Zeit trifft eine ehemalige Hofdame der russischen Kaiserin, die Gräfin Doschkoff, in London ein. Aus ihrem Munde erfährt man Näheres über die abenteuerliche Doppelrolle des Ritters d'Eon am russischen Kaiserhof. Dort hat sich der Tratsch längst dieser Angelegenheit bemächtigt; man erzählt sich, daß d'Eon tatsächlich eine Dame sei, die sich nur zeitweilig in männlicher Verkleidung zeige. Die Frage: „Ist Charles Geneviève Louis d'Eon ein Mann oder eine Frau?" beschäftigt nun monatelang die Londoner Oeffentlichkeit; man schließt gegenseitig Wetten ab, und der ehemalige Dragoneroffizier wird, wo er hinkommt, wie ein Wundertier angestarrt.

Der Tod Ludwigs XV. bedeutet für ihn einen empfindlichen Schlag. Der ewig geldbedürftige Kavalier wendet sich an den neuen König mit der Bitte, ihm einen Betrag von 300,000 Francs zu bewilligen, damit er seine Schulden regeln könne. Der König findet die Forderung unverschämt, worauf sich der Enttäuschte bei einem Diplomaten beklagt, man möge doch mit einer „hilflosen und um das Staatswohl so sehr verdienten Dame" nicht so hart umgehen.

Ein Dichter greift ein

Der Diplomat leitet die Klage der „Mademoiselle d'Eon" an die königliche Kanzlei in Paris weiter. Sie löst größte Ueberraschung aus. Wie, der Ritter d'Eon sollte wirklich eine Frau sein? Dann muß man natürlich die Angelegenheit anders behandeln, zumal die bedauernswerte Dame damit droht, gewisse unangenehme Geheimdokumente zu veröffentlichen. Um in die komplizierte Angelegenheit Klarheit zu bringen, wird der glänzendste Kavalier des französischen Hofes, der „Figaro"-Dichter Beaumarchais, nach London entsandt. D'Eon — nun in Frauenkleidern —, der trotz seiner 45 Jahre noch immer von auffallender Schönheit ist, weiß sogar diesen gescheiten Mann so gründlich zu täuschen, daß dieser von seiner „Wirklichkeit" überzeugt ist. Um den Preis für die Geheimdokumente entstehen jedoch so heftige Auseinandersetzungen, daß Beaumarchais enttäuscht nach Paris zurückkehrt.

Der Mangel an Geldmitteln zwingt d'Eon schließlich klein beizugeben und einer Aufforderung zur Rückkehr nach Frankreich Folge zu leisten. Man bewilligte ihm wieder eine Jahres-

pension, allerdings nur unter der Bedingung, daß er ein für allemal Frau bleiben und keine Affären mehr anzetteln würde. Die Königin Maria Antoinette beauftragt persönlich ihre Schneiderin, Mademoiselle Bertin, damit, die Toiletten für das alternde Fräulein anzufertigen. So stolziert nun der ehemalige Dragonerrittmeister in hohen Stöckeln, rauschenden Kleidern und hochgetürmter Frisur durch die Salons der Gesellschaft.

Auf die Dauer wird dieses Leben in Frauenkleidern, das dem wahren Empfinden d'Eons widerspricht, der „Mademoiselle" zur Qual. Eines Tages ist sie verschwunden, und bald darauf hört man, daß sie in London wieder aufgetaucht ist. Dort überrascht sie der Ausbruch der Revolution.

Aus Frankreich ist nichts mehr zu erwarten, so verfällt d'Eon, der einmal ein berühmter gefürchteter Fechter gewesen ist, auf die J sich mit dieser Kunst sein Brot zu verdienen. bedeutet natürlich für London eine Riesense tion, die angebliche Frau auf dem Fechtbo sehen. Selbst der Prinz von Wales, der spä König Georg IV., wohnt einem solchen Tour bei.

Eine Zeitlang kann sich d'Eon auf diese W über Wasser halten. Eines Tages aber wird in einem Schaukampf schwer verwundet; der A bleibt gelähmt, und der unglückliche Ritter m auf jedes weitere Auftreten verzichten. Alm ehemaliger Freunde bewahrten ihn vor dem H gertod. 1810 stirbt er einsam. M. T

. . . und drinnen waltet die zuechtige Hausfrau--ode

Der Mann in USA am besten gedrillt — Sicherheit im spanischen Stammlokal — Türkis Ehemann — ein kleiner Sultan

Wenn der japanische Ehemann nach Hause kommt, zieht er die Schuhe aus, bevor er seine Villa aus Bambus und Holz durch die Schiebetür betritt. Das ist alles, was er zur Erleichterung der Hausarbeit beiträgt. Nicht im Traum würde er daran denken, beim Geschirrspülen oder bei irgendwelchen anderen Arbeiten im Hause zu helfen. Die „barbarische westliche Sitte", den Ehemann mit kläglicher Miene Geschirr abtrocknen zu lassen, haben die Japaner bei amerikanischen Besatzungsfamilien beobachtet und fühlen sich abgestoßen.

Der italienische Ehemann ist auch noch nicht zum „Küchensklaven" geworden. Am Sonntagmorgen holt er die Milch von der Meierei und macht, wenn die Sonne scheint, einen Spaziergang mit den Kleinen. Aber viel weiter geht seine „Hilfe" im Haushalt nicht.

Selbst in einem türkischen Haushalt mit Radio, Kühlschrank und elektrischer Waschmaschine ist der Ehemann ein kleiner Sultan. Seine Stellung ist noch ein Ueberrest aus den Tagen, da jeder wohlhabende Mann mehrere Frauen hatte. Wenn er nach Hause kommt, erwartet ihn die Hausfrau mit den bequemen Hausschuhen an der Tür. Sie redet ihn sogar mit „Effendi" oder „Sire" an. Kein türkischer Mann begibt sich je in die Nähe der Küche.

In Mexiko dagegen spült die Hausfrau kein Geschirr. Die Hausgehilfinnen sind gegen geringen Lohn zu haben, und in fast jeder bürgerlichen Familie gibt es mindestens ein Dienstmädchen.

Von einer „Beendigung" des Herrn und G bieters kann auch hier kaum die Rede sein. schätzt es, sein eigenes Leben zu leben, währ „Frauchen" daheim mit den Kindern auf i wartet.

Der Spanier denkt nicht daran, die Küche betreten. Zunächst einmal beträgt der Woch lohn für Dienstmädchen nur etwa 6 DM; u wenn das über das Familienbudget hinausgeh sollte, würde sich die spanische Hausfrau und M ter in ihrem Stolz gekränkt fühlen, wenn ihrem Mann erlauben würde, bei Geschirrspül zu helfen. Wenn der Herr des Hauses aber gegen neun Uhr nach Hause kommt, begibt er s nach dem Essen in sein Stammlokal. Dorth darf keine achtbare spanische Hausfrau jema ihrem Mann folgen. (Wie schön!)

Für den amerikanischen Herrn des Hauses b ginnt nach dem Feierabend im Büro ein zweit Arbeitstag im Haushalt. Er geht bei allen A beiten zur Hand, er ist Amateurschreiner, De rateur, Maler, Mülleimerfüller und Mülleime Hinausträger. Und fast alle Ehemänner spül das Geschirr.

In England dagegen wird der Frau die Hau arbeit überlassen. Einige Männer trocknen d Geschirr, zünden den Kamin an und machen s hier und da nützlich, aber vorherrschend ist d Gedanke, daß die Frau sich um Haus und Kind zu kümmern hat. Es besteht zwar überhaupt d Tendenz, daß der Hausherr mehr und mehr i Hause mithilft, aber der englische Ehemann i noch nicht annähernd so gut auf häusliche Arbe ten gedrillt wie der amerikanische.

Die „Commerce“ dient Ihnen auf vielen Wegen

MAN braucht Geld, um eine fortschrittliche, einträgliche Farm zu bewirtschaften. Sie müssen Ihre Ueberschüsse und Ersparnisse schützen. Sie brauchen Anleihen für viele Zwecke. Sie müssen Schecks einlösen und haben Geld zu überweisen. Und Ihr "Commerce" Manager kann helfen. Es ist sein Geschäft . . . erlernt in den Diensten verschiedener Farmergemeinschaften.

Er wird sich freuen, Ihre Anleihen mit Ihnen zu diskutieren . . . für Futter, für Vergrösserungen, für die Ernte und alle anderen Zwecke . . . um zusätzlichen Viehbestand zu kaufen . . . oder Ihr Haus oder Farmgebäude zu verbessern.

Bitten Sie ihn, Ihnen die Sicherheits-Depots zu zeigen, die zu Ihrer Erleichterung für sicheres Aufbewahren Ihrer Bonds, Versicherungsverträge und anderer wertvoller Papiere da sind. Erkundigen Sie sich über den "Banking-By-Mail" Dienst, welcher Ihnen die "Commerce" Bank so nahe wie Ihren Postkasten bringt.

Ihr "Commerce" Manager repräsentiert eine Bank, die mehr Farmanleihen vergibt, denn irgendeine andere . . . und die mehr tut um besseres Bewirtschaften der Farmen zu fördern. Hinter seiner Person stehen mehr als 83 Jahre "Commerce"-Erfahrung für alle Banksorgen der canadischen Farmer.

The Canadian Bank of Commerce

Bist Du die Frau meiner Traeume?

Nach der Veröffentlichung im „Nordwesten", „Ist Er der Richtige für mich?" bestürmten uns Leser mit der Frage, warum wir ausgerechnet die Herren der Schöpfung so scharf unter die L genommen hätten. Mustergatten und solche, die es werden wollen, baten uns, den Spieß doch e mal umzudrehen. Gut, wir wollen ihnen den Gefallen tun. Heute sind also die Frauen an Reihe, auf Herz und Nieren geprüft zu werden. Und nun, meine Herren, können Sie feststellen, Ihre Gattin „die Frau Ihrer Träume" ist, oder ob Sie mit Ihrer Frau nicht so ganz das gr Los gezogen haben (wie Sie es natürlich verdient hätten, nicht wahr?). Bei den Fragen, die mit gutem Gewissen mit „Ja" beantworten können, schreiben Sie eine „10" hin; bei „Nein" müs Sie leider eine „0" eintragen, und wenn Sie sich mit der Antwort nicht im klaren sind, wenn Antwort also „manchmal" lautet, dann drücken Sie das mit 5 Punkten aus. Wie Sie dann f stellen können, ob Sie einen Engel, keinen Engel oder nur einen halben Engel an Ihrer Seite ben, das werden Sie weiter unten sehen. Also jetzt Hand aufs Herz und die Wahrheit gesagt:

1) Kleidet Ihre Frau sich so, wie Sie es wünschen, und freut sie sich, wenn Sie mit ihr gemeinsam Kleider, Hüte und Schuhe einkaufen? ..... Punkte

2) Bemüht Ihre Frau sich, an ihren beruflichen Sorgen teilzunehmen und setzt sie ihren Ehrgeiz darein, ihre Arbeit kennen und verstehen zu lernen? ..... Punkte

3) Ist es für Ihre Frau selbstverständlich, häusliche Arbeiten auf den nächsten Tag zu verschieben, wenn Sie den Wunsch äußern, mit ihr ungestört allein zu sein? ..... Punkte

4) Steht Ihre Frau morgens rechtzeitig auf, bereitet sie Ihnen das Frühstück und ist sie Ihnen dabei behilflich, daß sie pünktlich zum Dienst kommen? ..... Punkte

5) Ist Ihre Frau nur dann glücklich, wenn sie ein schönes Erlebnis mit Ihnen gemeinsam genießen kann? ..... Punkte

6) Versteht Ihre Frau es, Ihnen alle unangenehmen Dinge fernzuhalten, und ist sie darauf bedacht, Ihnen Wege (zum Beispiel zu Behörden) abzunehmen, die Ihnen lästig sind? ..... Punkte

7) Ist Ihre Frau eine liebenswürdige Gastgeberin, schafft sie jene gemütliche Atmosphäre, in der Sie, Ihre Freunde und Verwandten, sich wohlfühlen? ..... Punkte

8) Würde Ihre Frau, wenn Sie krank oder a beitslos sind, durch eigene Arbeit zum L bensunterhalt für die Familie beitragen? ..... Punk

9) Ist Ihre Frau zu Ihren Eltern und G schwistern genau so zuvorkommend und hil bereit wie zu Ihren eigenen Angehörigen? ..... Punk

10) Hat Ihre Frau für Ihre Steckenpferde Ve ständnis, begleitet sie Sie zu Veranstaltu gen, auch wenn sie sich dort langweilt? ..... Punk

11) Reicht Ihre Frau Ihnen nach einem ehel chen Gewitter auch dann die versöhnend Hand, wenn sie im Recht war? ..... Punk

12) Kocht Ihre Frau Ihre Leib= und Mage speisen, auch wenn sie ihr selbst nicht schme ken? ..... Punk

13) Können Sie Ihrer Frau bedenkenlos ve trauen, daß sie nicht in Ihren Briefen schnü felt und sie Ihre persönlichen Verhältnis nicht vor anderen ausplaudert? ..... Punk

14) Glauben Sie, Sie können sich darauf ve lassen, daß Ihre Frau keine Seitensprüng macht? ..... Punk

15) Hand aufs Herz: Würden Sie Ihre Fra und keine andere heiraten, wenn Sie da Rad der Zeit zurückdrehen könnten? ..... Punk

So, jetzt zählen Sie die Punkte zusammen, die Sie hingeschrieben haben. Wenn 150 rauskom men, dann: herzlichen Glückwunsch! Dann gehören Sie zu den Beneidenswerten, die die „Fra Ihrer Träume" auch in Wirklichkeit geheiratet haben. Bis zu 120 Punkten können Sie immer no recht zufrieden sein; die 30 fehlenden Punkte sind nur kleine Schönheitsfehler, die Sie selbstverständ lich großzügig übersehen. Wenn Ihre Frau nur 80 bis 120 Punkte bekommt, dann muß sie si schon gewaltig ändern, wenn sie Ihr Traumbild doch noch erreichen will. Und wenn Sie wenige als 80 Punkte errechnen, dann werden Sie wohl feststellen müssen, daß es eben doch nur ein Trau war. An Ihrer Frau liegt es, Ihren Traum vielleicht doch noch wahr werden zu lassen. Oder – sind Sie schuld daran?

Die Goettin des **Verderbens**

DIE WELT SUCHT VERGESSEN IM RAUSCH

In allen Teilen der Welt nimmt die Zahl der Rauschgiftsüchtigen ständig zu. Die Menschen wollen im Rausch das graue Elend des Alltags vergessen. Internationale Rauschgifthändler spannen ihre Fäden von Kontinent zu Kontinent. Die Polizei aller Länder versucht vergeblich, dieses Netz zu entwirren und den Handel mit den berauschenden Drogen zu kontrollieren. Sie verhaftet in Havana den kubanischen Konsul, der zwei Pfund Kokain unter sein Diplomatengepäck geschmuggelt hat und beschlagnahmt in New York ganze Lager der süßen Gifte, sie durchstöbert die Schiffe in allen Häfen nach schwarzgehandelter Narkotika.

Die Sucht hat derart überhandgenommen, daß selbst die UNO eine Kommission zur Bekämpfung des Rauschgiftschmuggels nach der Westküste Südamerikas entsendet, um in der peruanischen Hafenstadt Callao die Zentralen des internationalen Rauchgiftschmuggels auszuheben.

Dies ist kein Zufall, denn im peruanischen Hochland dehnen sich die Koka-Pflanzungen wie hierzulande die Getreidefelder. Dort, am Ostabhang der Kordilleren, gedeiht der Koka-Strauch (erythroxilon coca). Mannshoch wird die Pflanze und erinert mit ihren elliptischen Blättern an unseren heimischen Schwarzdornstrauch. Die Blätter enthalten das begehrte Kokain. Sie werden je nach Belieben roh gekaut, getrocknet oder zerstoßen und geschnupft; auch mit Wasser überbrüht und als Tee getrunken. Koka-Tee hilft gegen Magenschmerzen. Die Hochland-Indios spüren weder Hunger noch Durst, wenn sie Koka zwischen den Zähnen haben; es verleiht ihnen Mut, sporn ihre Körperkräfte an und stillt alle Schmerzen. Je nachdem, ob Koka dem Indio schmeckt, weiß er, ob Regen kommen wird, ob der Augenblick für den Abschluß eines Geschäftes günstig ist oder ob ihm seine Frau treu geblieben ist.

Die Kokablätter werden auf den Indianermärkten im Hochland offen verkauft. Kein Indio ist ohne sein Koka-Täschchen mit dem kostbaren Laubheu zu denken. Oft besteht es aus silberbeschlagenem Schaf- oder Lamaleder und wird an einem Band um die Schulter gehängt. Und wenn der Indio einen „Gringo" (Ausländer) sieht, hört er mit Pflügen auf oder läßt die lastentragenden Lamas allein am Berghang weiterziehen — und brüllt dem Fremden sein heiseres „Koka — habt ihr Koka?" entgegen.

Wie glätten sich seine Züge, wie lebhaft werden seine Bewegungen, wenn die Frage bejaht wird! Gleich ist er heran, um mit zitternden Händen ein Häuflein jener „süßen kleinen Weide" — wie die Hochlandindios die Droge nennen — entgegenzunehmen. Wie der indianische Bauer, so kann auch der Minenarbeiter in den weltentlegenen Erzgruben der Kordilleren nicht ohne Koka auskommen. „Man kann in der Sierra eine Mine ohne jede Maschine ausbeuten; man braucht keine Wohnung für die Arbeiter, geschweige denn sanitäre Anlagen; kaum Nahrung ist notwendig — nur e i n e s darf nicht fehlen: Koka, Koka und immer wieder Koka!

*

Seitdem man sich darauf versteht, das Kokain auch in seiner reinen, weiß kristallisierten Form herzustellen, hat das Laster ganz Südamerika und weite Teile der übrigen Welt erfaßt. Gleich dem Opium und Morphium war es als Medizin gedacht. Heute geht die Droge — als Arznei getarnt — von der Westküste Südamerikas aus in alle Gegenden der Erde.

Kokain wirkt durch eine Uebererregung des Zentralnervensystems. Hunger und Müdigkeit oder Unlust werden verscheucht und zunächst ein Gefühl allgemeinen Wohlbefindens ausgelöst. Stärkere Dosen führen zum Kokainrausch mit Wahnvorstellungen. Durch den häufigen Genuß gewöhnt sich der Körper allmählich an das Gift. Immer stärkere Dosen des Reizmittels werden verlangt. Schwere moralische Defekte stellen sich ein — meist führt allgemeiner Zerfall zum Tode.

Segen und Fluch liegen nahe beieinander. Denn das Kokain stillt Schmerzen; es wird vor allem bei der örtlichen Betäubung gebraucht. Abgegrenzte Bezirke des Körpers werden durch Injektion einer Kokain-Lösung für Operationen schmerzunempfindlich gemacht.

Die internationalen Schwarzhändler schmuggeln das Gift zu tollen Phantasiepreisen in die Hände der Süchtigen, die an allen Enden der Erde harren und die am Kokagenuß zugrundegehenden Nachfahren der Inkas beneiden . . . weil jene an der Quelle sitzen . . .

H. P. J.

Geschichten um Wolfgang Amadeus Mozart

Einer der liebenswürdigsten Meister im Reich der Töne ist Wolfgang Amadeus Mozart. Wenn kleine Geschichten von großen Leuten erzählt werden, darf er im Kranz der überlieferten nicht fehlen.

Der goldene Ring

Auf seiner ersten Reise nach Italien erregte der vierzehnjährige Mozart mit seinem vollendeten Spiel überall die stürmische Begeisterung der Südländer. Der kleine Mozart und sein Vater, der die Reise mitmachte, wurden mit Ehren und Auszeichnungen überschüttet. Als er eines Tages in einem großen Saal zu Neapel seine Kunst zeigte, spielte er so wunderbar auf dem Klavier, daß die Zuhörer zunächst ganz stumm vor Erstaunen waren. Man stand vor einem Rätsel und meinte:

„Es ist eine Zauberei! Ein solches Spiel von einem Kinde kann nicht möglich sein!"

Tausend Augen beobachteten den jungen Künstler so genau wie möglich. Jede seiner Bewegungen, jede Einzelheit seiner Kleidung. Und da glaubte man den Zauber gefunden zu haben — an der linken Hand trug Mozart einen hübschen Ring mit einem leuchtend bunten Stein.

„Dieser Ring hat geheime Kräfte," so wurde behauptet. „Dieser Ring befähigt ihn, so zu spielen!" Die allgemeine Unruhe wuchs. Immer aufgeregter wurden die Zuhörer, immer lauter tönte es von allen Seiten:

„Der Ring! Der goldene Ring!"

Endlich begriff Mozart, worum es sich handelte. Hell auflachend unterbrach er für eine Sekunde sein Spiel, zog den Ring vom Finger und warf ihn dem Nächststehenden zu. Dann spielte er weiter. Die schwierigsten Lieder, die schwierigsten Kompositionen der damaligen Zeit und alle mit vollendeter Meisterschaft.

Nach Beendigung des Konzerts brach das Publikum in einen nicht endenwollenden stürmischen Beifall aus. Mozart hatte sich die Herzen der Neapolitaner erobert.

Gewonnene Wette

Mozart und Haydn waren einst gemeinsam zu einer großen Tafel im Hause des Grafen Althan zu Wien geladen. Mozart, bekanntlich ein lustiger Gesellschafter und leidenschaftlicher Champagnerfreund, sagte zu seinem berühmten Kollegen:

„Ich wette sechs Flaschen Champagner, daß ich ein Stück komponieren kann, das Sie nicht vom Blatt spielen werden!"

Haydn nahm die Wette lachend an. Mozart ging an den Schreibtisch, warf einige Noten auf das Papier und überreichte es Haydn. Dieser war erstaunt über die Leichtigkeit der Komposition, setzte sich ans Pianoforte und spielte vom Blatt einige Takte. Plötzlich hielt er inne und rief:

„Ei, Sapperment, wie soll ich denn das spielen! Meine beiden Hände sind an die äußersten Tasten der Klaviatur gebannt, wie soll ich zu gleicher Zeit eine Taste in der Mitte anschlagen?"

„Das stört Sie?" rief Mozart. „Gut, sehen Sie her!"

Damit setzte er sich ans Klavier und präludierte. Bei der betreffenden Stelle angekommen, schlug er, ohne anzuhalten, die Taste in der Mitte an, indem er sie mit der Nasenspitze berührte. Alle Anwesenden brachen in ein Gelächter aus. Haydn hatte nämlich eine Stumpfnase, Mozart dagegen eine lange. Ersterer bezahlte somit die Talentlosigkeit seines Riechorgans mit sechs Flaschen Champagner.

Die Obrigkeit war sehr zufrieden

Als Mozart einmal in seiner Vaterstadt zu Besuch weilte, suchte er auch den Bruder des berühmten Joseph Haydn, seinen Freund Michael Haydn auf, der in Salzburg als Domorganist wirkte. Als solcher hatte Michael Haydn die Pflicht, jedes Jahr bis zu einem bestimmten Zeitpunkt einige Musikstücke für die fürstbischöfliche Kapelle zu komponieren. In jenem Jahr nun war Haydn schwer krank, und da er nicht arbeiten konnte, war es ihm auch unmöglich gewesen, die Kompositionen pflichtgemäß abzuliefern. Der festgesetzte Termin verstrich, und man drohte Haydn mit dem Entzug des Gehaltes.

Mozart bot sofort seine Hilfe an. Er ließ sich Notenpapier geben, setzte sich an Haydns Tisch und schrieb eifrig darauf los. Am nöchsten und übernächsten Tag erschien er wieder bei Haydn, arbeitete weiter und bald waren die Duette fix und fertig. Man übergab sie dem Erzbischof unter Haydns Namen. Die hohe Obrigkeit war sehr zufrieden und ließ dem Domorganisten das bereits gesperrte Gehalt anweisen.

Tausende im Osten erhalten die alte Lust, Kraft u. Initiative durch diese neue Medizin zurück!

B. H. Quarrel, Entdecker von Sarnak.

Nicht echt ohne seine Unterschrift auf dem Karton.

Rheumatische, arthritische und neuritische Schmerzen, Magenstörungen, Gas, Verstopfung, Mangel an Lebenskraft, Blutarmut, Schwindelanfälle, Kopfschmerzen, Nieren- und Leberstörungen, Schlaflosigkeit, Nervosität, schlechter Appetit.

Schnelle Befreiung von irgendwelchen der obigen Störungen. — Je eher Sie Sarnak einzunehmen beginnen, desto eher beginnen Sie sich besser zu fühlen.



Mrs. W. E. Taylor, 521½ Giroux St., St. Boniface, Man., schreibt: „Ich schätze sehr was **Sarnak** für mich getan hat. Ich hatte seit drei Jahren Rückenschmerzen und **Sarnak** brachte mir in zwei Tagen Erleichterung. — Ich hoffe nur, daß **Sarnak** auch anderen so hilft wie es mir half."

Mr. Stanley P. Dexter, Deep Cove, B. C., ist ein pensionierter Lokomotivführer und 64 Jahre alt. Hier ist was Mr. Dexter sagt: „Ich versuchte viele verschiedene Sorten Medizin um meine Schmerzen zu lindern, aber nichts half bis ich begann **Sarnak** zu nehmen. Ich erhielt Hilfe vom ersten Tage an."



Ja, Sie sollten Sarnak versuchen ... wie es tausend andere in Canada versucht haben, die an Rheuma, neuritischen und arthritischen Schmerzen, an Hüftweh, Rückenschmerzen, Lumbago oder Neuralgie, an kleineren Nieren- oder Leberbeschwerden, an gallsüchtigen Schwindelanfällen, Unterernährung, Mangel an Lebenskraft und durch diese Symptome hervorgerufener Nervosität leiden. **Sarnak ist so wirksam gegen Schmerzen und Beschwerden und allgemeines erschöpftes Befinden, daß es Ihnen gewöhnlich schon innerhalb der ersten Tage Resultate bringt.**

Salivary Glands, Pharynx, Esophagus, Stomach, Liver, Gall bladder, Cecum, Appendix, Rectum, Sigmoid, Small intestines, Large intestines

DIGESTIVE SYSTEM

Sarnak ist von Naturkräutern und Mineralien hergestellt. Befreiung von Schmerzen in 30 Minuten ist möglich. Alles, was Sie tun besteht darin, einen Eßlöffel voll vor jeder Mahlzeit zu nehmen. Kinder, die Hälfte.

Mrs. C. E. Lyons, Burdett, Alberta, ist 74 Jahre alt und sagt folgendes über **Sarnak**: „Nachdem ich **Sarnak** 2 Monate lang eingenommen habe, bin ich von den stechenden arthritischen Schmerzen frei. **Sarnak** half mir von der ersten Dosis, ich möchte jetzt nicht mehr ohne **Sarnak** sein wollen."



Leben Sie keinen Tag länger, ohne diese neue, große Entdeckung der Medizin!

Copyright 1951 Sarnak Ltd. Adv.



Bestellen Sie Sarnak bei

DEUTSCHES BUCHGESCHAEFT

660 Main Street **Winnipeg**

Medizin für inneren Gebrauch

Sarnak

$1.35 per Flasche.

Mein Heiliger

Von A. R. Caltofen

Wenn ich weiße Schuhe trage und in der Hängematte liege, freut sich Antonio über mich. Dann singt er.

Wenn ich mich aber in mein Zimmer verkrieche und lese und schreibe, ärgert sich Antonio über mich.

Antonio wird sich heute noch viel über mich ärgern müssen. Ich habe ein dickes Buch über portugiesische Geschichte bekommen, das ich mir schon lange wünschte. Ich weiß ja, wie fesselnd die Geschichte dieses Landes in ihren großen Zusammenhängen ist und wie reizvoll in ihren kleinen Geschehnissen.

Ich sitze in meinem Sessel und suche mir ein paar Rosinen aus dem Buch heraus:

„ . . . es war Ende des Jahres 1861. Im Palacio das Necesidades, der damaligen königlichen Residenz, war der tote König Pedro V. aufgebahrt. Im gleichen Schlosse lagen seine beiden Brüder Fernao und Joao schwerkrank darnieder. Sie waren kurz nach dem König erkrankt, und nach der Meinung der Aerzte, am gleichen Typhusfieber, dem der König erlegen war. Wenige Tage später starb Fernao, und am ersten Weihnachtstage lag auch Infant Joao im Sterben. Da entsandte der Rat von Lissabon eine Abordnung an den jungen König Luiz I. und flehte ihn an, den Sterbepalast zu verlassen. Der junge König siedelte noch in der gleichen Nacht nach Cascaes um, wobei ihn Tausende von Menschen mit Fackeln begleiteten. Er nahm Wohnsitz in einer aus dem II. Jahrhundert stammenden, weit ins Meer vorspringenden . . . ".

Ich höre es hinter mir räuspern. Antonio ist dabei, die Kerzen aus meinen Leuchtern herauszuziehen.

„Was soll denn das, Antonio?"

„Sie haben vergessen, mir Kerzen zu geben, Senor".

„Kerzen? Wofür?"

„Für die Kapelle! Aus allen Häusern waren sie schon in der Kirche!"

„In der Kirche?"

„Ja, heute ist doch der Tag des Sao Joao . . . "

„Ach, Antonio, Du weißt doch, ich glaube nicht daran . . . "

„So ist Ihnen der heilige Joseph nicht heilig?"

„Nein, Antonio".

Er steht eine Zeitlang wie versteinert da und grübelt. Dann geht er wortlos davon. Er tut mir leid.

Ich schlage im Buche zurück und lese weiter:

„ . . . im Jahre 1557 bestieg sein Enkelsohn, Dom Sebastiao den Thron. Er war den Jahren nach noch ein Jüngling. Dem Geist nach aber war er ein Mann voll Heldenmut und Tatendrang. Von Ehrgeiz beseelt, seinen großen Vorfahren, König Manuel den Erfolgreichen zu überflügeln. Darum zog er gegen den maurischen Kalifen. Mit einem mächtigen Heer setzte er nach Afrika über. Doch das Kriegsglück war ihm nicht hold. In der Schlacht bei Alkasserkebir verlor er 1578 sein ganzes Heer. Und er selbst war spurlos verschwunden.

„Viele Jahre später tauchte in Portugal ein Ritter auf, der behauptete, König Sebastiao zu sein. Er erzählte, daß er in jener Schlacht nicht getötet, sondern nur schwer verwundet und gefangen genommen worden sei. Die Mauren hätten seine Wunden ausgeheilt und ihn als Sklaven gehalten, bis es ihm schließlich gelungen sei, zu entfliehen und die Heimat zu erreichen. Aber er fand keinen Glauben. Nur einige alte Freunde seiner Kindheit bekannten sich zu ihm und unterstützten seine Ansprüche auf den Thron. Ohne Erfolg. Die Gegenseite war stärker und ließ ihn einkerkern. Kein Mensch hat je erfahren, wo und wann er geendet hat.

„In dem geheimnisvollen Licht der Klosterkirche von Belem erhebt sich, von Elefanten getragen, das Kenotaph König Sebastiaos, nur wenige Schritte entfernt von dem gleichfalls von Elefanten getragenem Sarkophag seines glücklicheren, königlichen Ahnen.

„Indes, niemals ist geklärt worden, ob . . . "

Ich fühlte plötzlich die Nähe eines Menschen. In der offenen Tür steht Antonio.

Antonio ist ein armer, alter Mann.

Sein Gesicht hat hat tausend Furchen und Gräben, hat ein paar dichte, buschige Brauen und zwei dunkle, träumende Augen.

Die Alten hier im Dorf erzählen, daß er einmal ein forscher Bursch mit hellem Blick und lustigem Lachen gewesen sei. Dann aber war im Dorf ein amerikanischer Pflug aufgetaucht, und seine Candelaria hatte ihr Herz an diesen Pflug

gehängt. Mit stummen Blick gingen sie nun aneinander vorbei und brachten kein freundliches „Boa tarde" mehr über die Lippen.

Nach ein paar Jahren aber da hatte die Candelaria keinen amerikanischen Pflug mehr und kein Dach über dem Kopfe. Dafür aber ein Häuflein hungriger Kinder. Da holte Antonio seinen verhöhnten, hölzernen Pflug hervor und schenkte ihn ihr. Und seinen Streifen Land und sein Hüttchen dazu. Und er, ohne Hüttchen und ohne Land, mußte in fremde Häuser dienen gehen.

Und doch gehört Antonio zu jenen wenigen Menschen, die ihr Schicksal nicht anklagen.

Darum habe ich ihn so gern und mag er ruhig dann und wann einmal mein Minister sein.

„Senhor", fragte jetzt der Herr Minister mit Nachdruck, „ist das wirklich wahr, das von vorhin . . . ?"

Ich muß erst eine Weile überlegen, was er eigentlich meint.

„. . . ich meine das von den Heiligen . . . "

Seine Stimme wird eindringlich. „Und ist Ihnen etwa auch die wundertätige Nossa Senhora da Penha de Franca nicht heilig?"

Ich will ihn nicht verwunden und suche nach einer vorsichtigen Antwort.

„Ich kenne sie gar nicht, Antonio."

„Was, die kennen Sie nicht! Wozu haben Sie denn da die vielen Bücher, wenn Sie nicht einmal über die wichtigsten Dinge Bescheid wissen? Was denken Sie, was ohne die heilige Nossa Senhora da Pena bei der letzten großen Pest aus Portugal geworden wäre . . . "

Antonio redet wie ein Buch.

„Nun fehlt nur noch, daß Sie auch unsern Senhor dos Passos da Graca nicht kennen wollen . . . "

Ich sehe ihn an. Ich wage keine Silbe mehr.

„Sehen Sie, das habe ich mir schon gedacht . . . " Er ist verzweifelt. Er bricht unvermittelt ab und stürmt fort.

Ich wende leise die Seiten um und um. Zwischendurch schaue ich einmal in den Garten hinaus. Unter dem alten Nespolebaum liegt Antonio, den Hut überm Gesicht. Er schläft. Er schläft immer, wenn er hoffnungslos verzweifelt ist.

Ich schlage weiter zurück:

„. . . im Jahre 1436 unternahmen die Portugiesen einen Kriegszug gegen Tanger. Dieser Kriegszug verlief unglücklich. Die Mauren versprachen den Portugiesen freien Abzug unter der Bedingung, daß Portugal die vor 21 Jahren eroberte, sehr wichtige Feste Ceutá wieder an Marokko abtreten würde . . .

„Der Infant Fernao erbot sich freiwillig, als Geisel zurückzubleiben.

„Er hatte aber seinem königlichen Bruder Duarte vorher heimlich Botschaft zukommen lassen, in der er ihn beschwor, diesen erzwungenen Vertrag nicht zu billigen. Und er schloß mit den Worten: , . . . denke allzeit daran: Nichts für mich, alles für die Nation . . . ' Daraufhin räumte König Duarte die Festung Ceuta nicht. Der Infant wurde in die rauhen Berge Marokkos verschleppt und in ein finsteres Felsenverlies geworfen. Dort schmachtete er viele Jahre. Sogar die Mauren fingen an, ihn wegen seiner Standhaftigkeit und Opferbereitschaft zu verehren. Sie verschafften ihm wiederholt die Möglichkeit, sich sein Schicksal auf Kosten seines Vaterlandes zu erleichtern. Nichts konnte ihn wankelmütig machen. Er starb in der Gefangenschaft am 5. Juni 1443.

„Erst nachdem es Affonso V. im Jahre 1471 gelungen war, Tanger zu erobern, kam die einbalsamierte Leiche des Infanten Fernao in portugiesische Hände. Und am 17. Juni 1472 wurde sie unter großartigen Feierlichkeiten im Kloster Batalha beigesetzt.

„Camoes IV. Lusiade und Calderons Tragödie vom ,Principe Constant' haben ihm Unsterblichkeit verliehen. Camoes besingt ihn voll heiliger Begeisterung als den, ,der das allgemeine Wohl höher stellte als das eigne . . .' Und das Volk verehrte ihn hinfort als den Infanten Santo . . ."

Ich hatte für heute mein Buch zugemacht. Ich saß schon lange im Garten. Allein mit meinen Gedanken. Die Geschichte vom Infanten Santo ist wohl des Verweilens wert . . .

„Antonio!"

Antonio lag noch immer unter den schaukelnden Früchtetrauben der alten Nespola, kaute traurig auf einem Stengel und suchte Trost bei den Lichtern des Laubes.

Ich ging ins Haus. Ich nahm einige Kerzen aus meinem Leuchter. Ich ging damit in den Garten zurück.

„Antonio„ ich möchte gern, daß Du mir diese Opferkerzen . . ."

Der Stengel flog seitwärts. Er blinzelte mich mit halbem Auge an.

„Ich denke, Sie glauben nicht daran . . .?"

„Sie sind auch nicht für den San Joao".

„Sie sind für einen andern Heiligen. Der Infant Santo ist auch mir heilig, Antonio . . ."

Ich gab Antonio Geld für den Autobus nach Batalha. Ich sagte: „Antonia, der Weg ist weit, und der Tag ist heiß . . ."

Er sagte: „Senhor, ich gehe für mein Leben gern so eine Reihe Leguas unter der guten Sonne. Das Geld aber nehme ich mit. Für ein neues Buch." Und schon verschwand er singend hinter der Agavenhecke.

So fuhren wir als Sklaven nach Osten

Aus dem Tagebuch eines deutschen Kriegsgefangenen in Russland

Wir fuhren durch das Siebenbürger Bergland zum Schwarzen Meer. Wieder einmal drängt sich alles an den Ritzen und Gucklöchern des Viehwaggons, um einen Blick der hohen Berge zu erhaschen. Dieser Anblick belebt, die Felsen haben so etwas Ruhiges, Trutziges, Unverrückbares an sich. Das können wir brauchen in dieser brodelnden Zeit. Es gelingt für Minuten, dieses häßliche, tierische Dasein zu vergessen. Dann taucht Kronstadt auf, zu Füßen der Südkarpaten, ein absolut deutscher Anblick. Auch das tut gut.

Auf dem Bahnhof hält der Zug, auf dem Nebengeleise steht ein D-Zug. Er kommt von Bukarest. Elegant gekleidete Frauen mit dem farbenprächtigen Make-Up des Balkans und gutgekleidete Männer, Zigaretten und Zigarren zwischen den Lippen, schauen zufrieden von ihren Polstersitzen durch die großen Fensterscheiben. Im Speisewagen bedienen weißgekleidete Kellner an gut gedeckten Tischen. Da ist es vorbei mit der Freude und den Bergen und an dem Anblick der deutsch aussehenden Ortschaften. Vorbei mit der Freude, die wir uns so mühsam errungen hatten, weil wir doch einmal Freude haben wollten in dieser dumpfen Käfigatmosphäre, in dieser ganzen Verzweiflung. Und nun gerade dieser Anblick, dieser Kontrast: Dort drüben Freiheit und Zivilisation, an der wir selbst vor wenigen Monaten noch Anteil hatten, und hier bei uns Dreck, Hunger, Gefangenschaft, Schläge und ein unbekanntes, dunkles Schicksal. Wir wollen nicht an daheim denken, aber die Gedanken sind nicht aufzuhalten: Ja, so bist du früher auch gefahren, noch vor einem knappen Jahr nach Salzburg unter gut angezogenen Menschen, elegant gekleideten Frauen, bist spazierengegangen durch die Straßen, durch den Mirabellgarten, hast gescherzt, gelacht und geliebt. Und nun ist das alles vorbei und du weißt nicht einmal, ob für ein oder zwei oder drei Jahre . . . oder für immer.

Nur sehr wenige unterhalten sich noch. Zunge und Gaumen sind trocken. Es hat wieder einmal den ganzen Tag kein Trinkwasser gegeben. Die meisten liegen oder hocken da und schweigen. Mit einem Schlage ändert sich das Bild — heisere Rufe ertönen von außen „Dawai — dawai — bistree — schnell, schnell — aufstenn, aufstenn!"

Zwei russische Soldaten, die Mütze ins Genick geschoben, entern unseren Waggon. Wir haben uns kaum erhoben, da sausen schon die Peitschenhiebe, Fausthiebe, Stock-, Kolbenhiebe und Fußtritte auf uns herab. Schmerzensschreie der Getroffenen lassen die Soldaten kalt. Von einer Seite zur anderen des Waggons werden wir geprügelt — immer und immer wieder. Endlich lassen sie uns da an der einen Seite stehen, dann packt der eine „Towarisch" den ersten und stößt ihn in den leeren Waggonteil hinüber, der Nächste folgt, der Dritte, der Vierte: „Ras, dwa tri, tschetiri . . ." ruft er dabei und zählt alle durch. Dann schreibt er die Endzahl auf einen Zettel, beide stieren uns noch einmal an und springen aus dem Waggon. Hart schlägt der eiserne Haken in die Oese und mit lautem Lachen entfernen sich unsere Peiniger. Im Waggon ist es totenstill. Langsam gehen wir auf unsere Plätze und suchen unsere Sachen zusammen. Das war also die russische Art, Kriegsgefangene zu zählen.

Im Sowjetparadies war es nicht anders. Die Fahrt von Odessa in das Wolgagebiet war auch nur ein Sklaventransport. Der Alkohol hat eine katastrophale Wirkung auf die Posten. Wir sind die Opfer. Das Drama beginnt mit einem Klopfen an die Waggontür. Herein schwingt sich der Sergeant und ein junger Soldat, beide ohne Mütze mit offener Rubaschka und nach Wotka stinkend.

„Kontrol nada" — mit diesen Worten jagen sie uns wieder durch den Waggon. Die Gepäckstücke werden heruntergerissen, ausgeschüttet, der Inhalt durchwühlt und Brauchbares verschwindet in Hosentaschen und Rubaschka. Einer wagt einen Widerspruch. Ein Faustschlag in die Zähne und ein Magenhaken sind die Antwort. Der ist ruhig. Sergeant reißt einen riesigen Trommelrevolver aus der Tasche und jagt das Magazin durch die Decke. Ein Knäuel von 70 Menschen tritt herum auf Zahnbürsten, Rasierpinseln, Seifenstücken, Kochgeschirren, Löffeln, Wäschestücken und was sonst noch an buntem Allerlei auf dem Boden herumliegt.

Nacht für Nacht wiederholen sie auf der 14-

tägigen Fahrt dieses Spiel. Sie schneiden die Nähte der Feldblusen auf und lassen uns die Hosen ausziehen, um auch die letzten Verstecke zu ergründen. Der Sergeant entdeckt bei einem der Kameraden einen Ehering. Er setzt sich neben ihn, faßt ihn um wie einen guten Freund und zeigt auf den Ring: „Moia matka nada . . . Ich gebben Konserv . . . chleb . . . bolschi . . ." Das zieht nicht. Da reißt er das Taschenmesser, einen ganz soliden Dolch, aus der Hose und setzt dem Kameraden die Klingenspitze auf die Kehle. Ein Glück, daß unser Dolmetscher so kaltblütig ist. Ein kräftiger russischer Witz mit vielen Schimpfwörtern und unter Lachen gelingt es ihm, dem Russen das Messer zu entwinden. „Job twoi matj . . .", flucht der Iwan und verschwindet.

Am nächsten Morgen erscheint bei einem Halt zum ersten Male der Transportoffizier an unserem Waggon. Er ist ein Leutnant. Der Waggonälteste will die Beraubungen melden. Ruhig und sachlich beginnt er zu sprechen. Aber schon hält man ihm eine Pistole vor die Brust und stößt ihn zum Waggon zurück. Der russische Leutnant kommt dabei dicht an die Türe heran, sein Gesicht ist zu erkennen. Da wissen wir, warum jede Beschwerde zwecklos ist: Dieser Leutnant ist der Soldat von gestern nacht, er ist in der Uniform seiner Mannschaft zu uns eingestiegen und hat genau so geraubt wie alle anderen . . .

Hans-Jörg Schmidt.

Der Ohrenzeuge

„Mit diesem Herrn gehe ich vors Gericht. Sie haben doch auch gehört, daß er mich einen Esel nannte?"

„Jawohl, ich habe doch ‚Bravo' gerufen."



„So, so, kurzsichtig? — Also zu den Nahkampfverbänden!

LEGET AB

Leget ab des Lebens Lasten,
die das Wandern machen schwer,
die das Herz nie lassen rasten,
die es quälen mehr und mehr!

Leget ab die Last der Sorgen,
die die Seele hält umbannt,
die vergiftet schon das Morgen
und das Heute schwül umspannt!

Leget ab das bange Zagen,
das auf eigne Kräfte baut,
und das kreuzesscheue Klagen,
das dem Heiland nie vertraut!

Leget ab die kleinste Sünde,
die das Glaubensauge trübt,
die auch hin in Zweifelsgründe
unter fremde Herrschaft gibt!

J. Zeilinger.

Gut erzogen

Doris' Eltern haben Schulden, sehr viele Schulden. Tagsüber sind sie wenig daheim. Wenn das Telefon läutet, geht Doris an den Apparat und ruft hinein:

„Pappa ist nicht da, Mama ist auch nicht da, und die Möbel gehören der Oma."

Erfinder

„Was ist denn Ihr Untermieter, Frau Huber?"

„Erfinder."

„Was erfindet er denn?"

„Ausreden, weshalb er die Miete nicht bezahlen kann."

Wenn Stalin stirbt . . .

RIVALITÄTSKÄMPFE DER NACHFOLGER — ERHÖHTE GEFAHREN FÜR DIE NEUE WELT

Von Alfred Hönig

Was geschieht, wenn Stalin stirbt? Was in der Sowjetunion und was in der Welt? So wie Krieg und Frieden heute wesentlich vom Führer des russischen Riesenreichs und der Fünften Kolonnen abhängen, so werden auch seine Nachfolger entscheidenden Einfluß auf die weltpolitische Entwicklung haben.

Die Nachfolgefrage ergibt sich bei einem Diktator, der das siebzigste Lebensjahr überschritten hat, von selbst. Sie ist aktuell geworden, seit man weiß, daß Stalin schwer herzleidend ist und daß er seine laufende Arbeit auf die allerwichtigsten Staatsfragen beschränken muß. Von Zeit zu Zeit zeigt er sich dem Volk, damit die Gerüchte verstummen, er sei überhaupt ausgeschaltet oder man verheimliche gar seinen bereits erfolgten Tod.

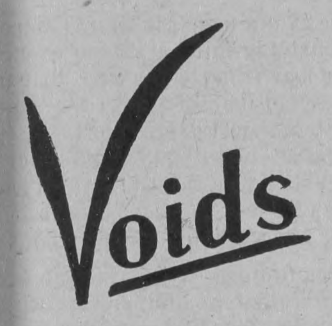
Durch den Eisernen Vorhang sind Gerüchte durchgesickert, wonach Stalin für den Fall seines Hinscheidens ein Triumvirat, bestehend aus Molotow, Malenkow und Beria vorgesehen habe. Diese Nachricht könnte auch frei erfunden sein, aber sie stimmt mit zuverlässigen Informationen über die Rangordnung der mächtigsten Männer im Sowjetreich überein.

Schleichende Diadochenkämpfe

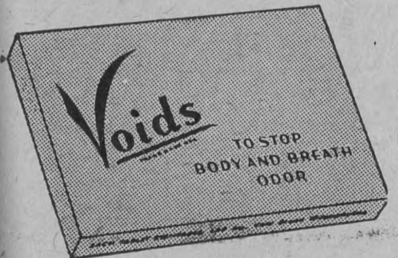
Stalins Vermächtnis wird zweifellos über seinen Tod hinauswirken. Es ist fraglich, ob einer der mutmaßlichen Kandidaten sich so grundlegende, oft diametral entgegengesetzte Deutungen des Stalinismus wird erlauben können, wie sie Stalin am Leninismus vorgenommen hat. Keinem dieser Kandidaten sagt man eine so überragende Geisteskraft nach, wie sie Stalin bewiesen hat. Der Fortfall der stählernen Klammer, wie sie schon der „Künstlername" Stalin des ehemaligen Schusterlehrlings Josef Dschugaschwili versinnbildlicht, wird mutmaßlich zu einem harten Ringen der Diadochen führen. Es wird sich nach Geist und Organisation des Sowjetstaates in der ersten Zeit wohl, gebändigt durch das Vermächtnis des Verstorbenen, auf die „kalte Kriegführung" um das Schwergewicht im Kreis der obersten Machthaber abspielen. Dann aber wird eine Wiederholung der Mittel, durch die Stalin die ganze Macht an sich riß, eine Säuberungsaktion nach dem Beispiel der Jahre 1934—35 stilgerecht fällig sein. Weil aber die Sowjetunion in ihrer heutigen schwierigen weltpolitischen Lage sich solche Massentötungen einflußreicher Parteigenossen schwerlich leisten kann und weil noch keiner der Nachfolger so bald die Autorität erreichen wird, um die äußersten Gewaltmethoden anzuwenden, werden die inneren Auseinandersetzungen vermutlich in der ersten Zeit der Nachfolge schleichende Formen annehmen.

Dabei wird sich zeigen, was von der Freundschaft zwischen Malenkow und Beria zu halten ist, die allgemein bekannt, aber undurchsichtig ist. Bisher arbeiteten sie einander in die Hände. Wenn die Interessengemeinschaft der beiden währt, so könnte sie bereits ein neuer Machtmittelpunkt werden, denn die beiden Männer stellen die Spitzenvertreter der beiden gewaltigsten Apparate im stalinistischen Staatsaufbau dar: der Partei und der Polizei.

Malenkow ist, als einziger der genannten drei, Mitglied des fünfgliedrigen Sekretariats des Zentralkomitees der KPdSU (B) der formalen Spitze der Spitzenorganisation der Partei, und erster Sekretär, d.h. Stalins Stellvertreter im Zentralkomitee. Er gilt als Nachfolger im Posten des Generalsekretärs der Partei, der Schlüsselstellung überhaupt, die heute Stalin innehat. Molotow ist im staatlichen Sektor rangmäßig höher gestellt: er ist erster Stellvertreter Stalins als Vorsitzender im Ministerrat der UdSSR, ferner sein erster Stellvertreter im Politbüro, von dem Regierung und Parlament die Befehle erhalten. Malenkow und Beria gehören zu den übrigen acht Stellvertretern des Ministerpräsidenten. Malenkow ist überdies Stellvertreter Stalins im Organisationsbüro (Orgbüro), dem zweiten der beiden Machtfaktoren des ZK, der für die Verfassungsfragen und den Staatsaufbau



CHLOROPHYLL PRODUKTE



Versuchspackung 25c
Monatsvorrat $1.25
Sparpackung $2.75

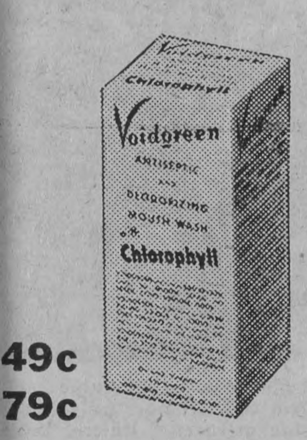
Schlucken Sie jeden Morgen eine Tablette. Beendet allen Körpergeruch—einschliesslich den unter den Armen, der Füsse, des Kopfes, schlechten Mundgeruch aus dem Magen und alle innerlichen Gerüche. Kauen Sie Voids nachdem Sie Zwiebel, Knoblauch gegessen oder etwas getrunken haben.



RIESEN-GROESSE NUR

69c

Fluradene lässt sogar natürlich schmutzig aussehende Zähne weisser werden. Beugt Zahnfäule vor, hilft den Gaumen und beendet schlechten Mundgeruch.



49c
79c

Voidoreen tötet Bazillen, hilft bei der Vorbeugung von Erkältungen, beendet schlechten Mundgeruch. Spüle oder gurgle mit Voidoreen Antiseptic jeden Morgen.

Kaufen Sie die oben angeführten Produkte bei

DEUTSCHES BUCH- UND MUSIKGESCHÄFT
660 Main St., Winnipeg, Man.

kompetent ist und seine Verfügungen in der Form von Entscheidungen des Präsidiums des Obersten Sowjets erläßt.

So ist es also durch die Verflechtung der Kompetenzen eine Art Gleichgewicht im Kräfteverhältnis der Stellvertreter des Diktators gegeben. Das Gewicht der Partei ist wesentlich größer als das des Staatsapparates, obwohl dieser unter Stalin an Einfluß gewonnen hat. Zwischen Politbüro und Regierung gibt es keine klaren Scheidungsgrenzen. Der personellen Zusammensetzung nach sind sie im wesentlichen identisch. Der Oberste Sowjet, das Parlament, spielt machtmäßig keine Rolle.

Malenkow ist der stärkste

Molotows Position ist offenbar repräsentativ, die Malenkows aber funktionell stärker, gegenwärtig stets abhängig von dem jeweiligen Zeichen der Gnade Stalins. Malenkow gilt heute jedenfalls als der stärkste Mann nach Stalin und wurde zu seinem 50. Geburtstag mit auffallend großen Ehren bedacht. Er war seinerzeit zweiter Privatsekretär Stalins und hat sich für ihn bei den Säuberungen 1934—38 maßgeblich exponiert. Seine besonderen Fähigkeiten liegen auf organisatorischem und personalpolitischem Gebiet. Als außenpolitischer Gegenspieler war er dem verstorbenen Schdanow offenbar unterlegen.

Lawrenti Pawlowitsch Beria ist um drei Jahre jünger als Malenkow und bisher dessen Günstling und Verbündeter gewesen. Dem Rang nach ist er der kleinste von den dreien, aber er ist im Besitz der geheimen Karteien und der unbegrenzten Gewalt des Polizeiapparates, der auch über die Zuverlässigkeit des Offizierkorps zu wachen hat und damit Beria weitgehenden Einfluß auf die Armee sichert.

Beria ist also in einer Schlüsselstellung, von der aus er seinen Gönner Malenkow entscheidend



„Wenn Stalin stirbt . . .“ lautet unser Sonderbericht, der uns mitten hinein in die Wirrnisse nach dem Tode des größten Diktators der Weltgeschichte führt. Vorläufig aber wird sein Bild bei jeder passenden Gelegenheit noch von jubelnden Menschenmassen über den roten Platz in Moskau getragen. Unsere Aufnahme stammt aus dem Vorjahr, als Sowjetrußland das 35. Jubiläum der Oktoberrevolution feierte.

stützen, aber bei geschickter Politik im Bedarfsfall auch zugunsten eines anderen Rivalen entscheidend schwächen kann. Wenn die übrigen Kräfte durch ein Gegeneinander gebunden würden, hätte er mit dem Polizeiapparat eine so starke Waffe in der Hand, daß er sich gegebenenfalls selbst an die Staatsspitze stellen könnte. Sein wahrer Charakter ist ziemlich unbekannt. Sein bisheriges Tun schillert in allen Farben und zeigt ihn als besessen-manischen Verteidiger des Systems, aber elastisch in seinen Methoden. In seinen Händen laufen auch die geheimen Nachrichtendienste aus allen Kontinenten zusammen; und da er die Politik der Satellitenstaaten kontrolliert, ist er sozusagen inoffizieller Außenminister.

Ist bei diesem Stand der Nachfolgerfrage nach einem etwaigen Tod Stalins eine wesentliche Kursänderung der Sowjetunion zu erwarten? Die Wahrscheinlichkeit spricht nicht für eine baldige Schwenkung. Aus einem Kollektiv mit verschwommenen Ideen der Menschheitsbeglückung ist eine Großmacht mit festumrissenen außenpolitischen Zielen und einer von den marxistischen Prophezeiungen grundverschiedenen inneren Ordnung geworden. Unter dem Scheinziel einer Diktatur des Proletariats hat Stalin einen staatskapitalistischen Polizeistaat geschaffen. In ihm hat sich während des Krieges ein nationalistisch-russischer Kern ausgebildet, der allerdings sowohl mit dem Nationalismus der Minderheitsvölker wie auch dem der Satelliten immer mehr in Konflikte gerät. Die Ueberzeugungskraft der kommunistischen Ideale ist angesichts der tatsächlichen Sklaverei im Schwinden, die imperialistische Tendenz im Steigen. Eine Bourgeosie der Partei- und Staatsfunktionäre (zu denen auch die bevorrechteten Staatsangestellten zählen, die man in den Demokratien freie Berufe nennt) ist entstanden. Sie hat 1945 das Erbrecht und 1949 das Recht auf Hausbesitz erhalten. Sie macht rund 20 Prozent der Bevölkerung aus, bezieht aber mehr als ein Drittel des Volkseinkommens.

Diese herrschende Klasse klammert sich an ihre Vorrechte und an das damit verbundene System. Die Arbeiterschaft, in deren Namen die Entwicklung begann, ist immer mehr ausgeschaltet, obgleich sie infolge fortschreitender Industrialisierung ständig wächst. Eine geschickte Propaganda der Gegner des Kommunismus könnte die latente Bewegung der überbeanspruchten Arbeiter erstarken lassen, ebenso eine solche der Kolchosbauern, die 1949 mit 53,8 Prozent der Bevölkerung doppelt so groß war wie die Zahl der Industriearbeiter, aber ebenfalls nur etwa ein Drittel des Nettoertrages der Gesamtwirtschaft erhielt. Aber sofern kein gewaltsamer Eingriff von außen erfolgen sollte — und ein solcher ist höchst unwahrscheinlich —, kann keiner der arbeitenden Stände mehr gegen die alles dominierende Macht und Polizei (Malenkow und Beria) auch nur ein Wort sagen, geschweige denn handeln. Das gleiche gilt für die nationalen Minderheiten.

Der Partei könnte nur das Polizeiheer des MWD oder die Armee erfolgreich entgegentreten. Das MWD ist die bestorganisierte, stärkste und geschlossenste Einheit. Verbunden durch die an ihren Mitmenschen begangenen Verbrechen, leben ihre Führer im Bewußtsein, bei einer Systemänderung verloren zu sein. So verfügt das Heer der Polizisten über eine Einsatzfähigkeit, die von keiner anderen Organisation, weder von der Partei noch von der Armee, im Inneren der Sowjetunion erreicht werden kann. Wer die Polizei für sich hat, kann den Kampf mit allen aufnehmen.

Aber die Polizeimacht ist aus diesen Gründen der Selbsterhaltung stalinistisch-konservativ. Stalins Weisungen haben sie in ihrem Tun und Lassen festgefahren. Ihre Beharrungstendenz verhindert eine Annäherung der Sowjetunion an die freie Welt. Die Nutznießer der Diktatur müssen sich aus persönlichem Interesse jeder Durchlöcherung oder gar einer Aufhebung des Eisernen Vorhanges und dem Eindringen demokratischer Ideen widersetzen.

In der Armee leben wohl neue Gedanken. Es ist nicht mehr die alte Rote Armee von 1941. Sie ist in die Gebiete westlicher Kultur eingedrungen und hat dort allerlei Erkenntnisse gesammelt. Das Offizierskorps hat heute vorwiegend großrussisch-nationale Ziele und ein ausgeprägtes Standesbewußtsein. Stalin hat dies bewirkt und in seinem System für Erfüllung dieser Standesinteressen gesorgt. Die Offiziere hassen zwar im allgemeinen die Polizei, deren ständiger Bespitzelung sie unterworfen sind, und lehnen in ihrer Mehrheit auch die Vorrechte der Partei ab, aber sie bleiben eine stumme gebundene Macht. In den Schlüsselstellungen sitzen Parteigeneräle. Die Marschälle der rein militärischen Erfolge wurden nach Kriegsende in den Hintergrund gedrängt oder ganz kaltgestellt. In allen militärischen Stäben sitzen die Vertrauensleute des Ministeriums für Staatskontrolle, die jede Regung einer Sonderpolitik im Keim ersticken. Die Haltung des Offizierskorps richtet sich gegen den Westen, der Rußland und seiner Armee die Früchte ihres Sieges streitig zu machen scheint.

Verwirrendes Vakuum

Angesichts dieser Sachlage kann auch für den Fall von Stalins Tod nicht mit einem Regierer und noch weniger mit einem Aufruhr gegen die Polizeimacht gerechnet werden.

Dennoch würde nach dem Tode Stalins ein Vakuum entstehen, das den Keim zu innen- und außenpolitischer Verwirrung in sich tragen muß. Stalin wird Probleme hinterlassen, die ohne seine persönliche Sachwaltung und seine Autorität ihren eigengesetzlichen Weg nehmen könnten. Das gilt schon für die Staatsordnung überhaupt. An Stelle des Leninschen Ideals von einer den Staat allmählich überwindenden Gesellschafts- und Weltordnung ist die Diktatur eines staatlichen Kapital- und Machtmonopols entstanden. Zwischen den kommunistischen Menschheits- und Arbeiteridealen und der sowjetischen Praxis gähnt eine Kluft. Stalins Glorie aus dem Sieg des zweiten Weltkrieges und seine dogmenfreie Taktik vermochten bisher dennoch nicht nur die bezahlten Agenten, sondern auch ein Großteil der idealistischen Kommunisten in aller Welt für Moskaus Weltpolitik einzuspannen. Er konnte bisher stets allenthalben die Propagandawaffe der marxistisch-kommunistischen Lehre parallel mit der Beschwichtigungsthese vom friedlichen Nebeneinanderbestehen zweier entgegengesetzter Gesellschaftssysteme in der Welt einsetzen.

Stalin huldigt offenkundig nicht dem naiven Glauben kommunistischer Ideologen vom bevorstehenden Zusammenbruch des amerikanischen „Monopolkapitalismus", aber er sieht realpolitisch in den Vereinigten Staaten den natürlichen Feind und rechnet einem geschichtlichen Gesetz von „Ebbe und Flut" gemäß mit dem Eintreten eines Erschöpfungszustandes der demokratischen Welt nach der Welle erhöhter Aufrüstungs- und sonstiger Anstrengungen. Er scheint die große Stunde für die Sowjets für einen späteren Zeitpunkt, d.h. etwa in einem Jahrzehnt, zu erwarten. Demgemäß hat er immer eine hinhaltende Politik verfolgt und jedesmal wieder eingelenkt, wenn die Weltlage nach einem seiner Vorstöße kritisch wurde. Militärische Abenteuer der Sowjetunion selbst hat er immer wieder vermieden, indem er andere in Kriege gegeneinander verwickelte. Er wird auch jetzt bemüht bleiben, in der weitergehenden Auseinandersetzung mit dem Westen einen unblutigen Sieg zu erreichen, denn seine Erfolge über die Diplomaten des Westens, vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg, geben ihm und seiner Umgebung ein großes Vertrauen in die Vielseitigkeit seines politisch-diplomatischen Instrumentariums. Das politische Niveau Stalins und nicht die Kriegsfurcht der Sowjetunion ist es, das uns mit einer Scheu Stalins vor einem militärischen Zusammenstoß auch in der nächsten Zeit rechnen läßt.

Die Kehrseite der Eroberungspolitik

Wie aber wird es, wenn der Meister dieses komplizierten Spieles ausfällt? Er hat mit seiner Eroberungspolitik immerhin eine Entwicklung heraufbeschworen, die zu einem ultimativen Höhepunkt führen muß. Werden, wenn Stalin mittlerweile sterben sollte, seine Nachfolger bereit sein, auf nichtrussische Gebiete zu verzichten, die dauernd zu beherrschen vielleicht über die sowjetische Kraft hinausgeht? Der siegreiche Generalissimus Stalin kann es sich auch in dem Augenblick, in dem es um die Existenz der Sowjetunion überhaupt gehen sollte, am ehesten leisten, im Nachgeben ebenso elastisch zu sein wie in der Ausbeutung seiner militärischen und politischen Erfolge seit Stalingrad. Können das auch seine Nachfolger, die das persönliche Prestige nicht haben, um selbst eine weltpolitische Niederlage als einen Erfolg oder einen Beweis von Friedensbereitschaft auszudeuten?

Die Politik gewalttätiger Vorstöße, die vornehmlich vom 1948 verstorbenen Schdanow vertreten wurde, soll zwar schon vor dessen Tod von Malenkow bekämpft worden sein. Auch würden die Nachfolger Stalins von den innenpolitischen Problemen und den internen Rivalitätskämpfen, die nach einem Regiewechsel fällig werden, wahrscheinlich stark in Anspruch genommen werden. Aber die Flucht aus innenpolitischen Nöten in eine aggressive Außenpolitik ist schon zu oft in der Geschichte vorgekommen, als daß sie sich nicht wiederholen könnte.

Die ganze heutige Problematik der Weltpolitik, die der Meister geschaffen hat, könnte sich für seine Schüler als unlösbar erweisen. Das Risiko für die Welt, daß die Sowjets infolgedessen in ein militärisches Abenteur hineinschlittern, würde sich erhöhen.

Der Tod Stalins würde also nicht nur der Sowjetunion einen schweren Verlust, sondern auch der freien Welt vorerst erhöhte Gefahren bringen. Wahrscheinlich werden sich aber die Auseinandersetzungen des „kalten Krieges" auch in der Folge doch noch auf diplomatischer und propagandistischer Ebene bewegen, und auf ihr würde der Westen mit Stalin seinen stärksten und in diesem Sinne gefährlichsten Gegner verlieren.

Sie passte sich an

„Klaus," sagt der Lehrer, „kannst du mir ein Beispiel von der Anpassungsfähigkeit des menschlichen Körpers geben?"

„Jawohl, meine Tante hat in einem Jahr zwanzig Pfund zugenommen, ohne daß die Haut geplatzt ist."

350.000 Frauen in Schweigelagern?

Das Schicksal der Frauen in russischer Gefangenschaft

Nach Angaben des Verbandes der Heimgekehrten in Hannover werden heute noch in der Sowjetunion 250,000 deutsche Männer und 350,000 deutsche Frauen zurückgehalten! Die Sowjetunion verweigerte bisher über diese weiblichen Kriegsgefangenen jede Auskunft. Durch Aussagen von Heimkehrerinnen wurde in Deutschland lediglich bekannt, daß sich der größte Teil aller „Zivilinternierten" zusammen mit den als „Kriegsverbrecher" verurteilten Soldaten in über ganz Rußland verteilten „Schweigelagern" befindet.

Nach ihrer Heimkehr aus russischer Gefangenschaft gab die Rot-Kreuz-Helferin Hilde S. folgendes zu Protokoll: „Ich wurde im Februar 1945 von den Russen in Danzig gefangengenommen. Betrunkene Soldaten zerrten mich und noch zwei Kameradinnen in einen Panzerwagen. Wohin die Fahrt ging, weiß ich nicht. In der Nacht wurden wir dann in einen Keller geschleppt und am anderen Tage in Viehwagen verladen.

So kam ich in ein Lager bei Moskau, in dem schon ein paar hundert Rot-Kreuz-Schwestern und Wehrmachtshelferinnen waren, denen es bisher nicht besser ergangen war. Viele hatten eingeschlagene Zähne, weil sie zuerst glaubten, sich gegen die Uebergriffe der russischen Soldaten zur Wehr setzen zu können. Aber es half ihnen auch nichts. In unserem Lager wurden wir nicht mehr belästigt. Wir arbeiteten in Kohlenbergwerken und Zementfabriken bei Bauern und bei Straßenarbeiten, wie es sich gerade gab.

Sehr viele starben im ersten Winter, da wir oft nicht einmal genügend Kartoffelschalen zu essen hatten und die „Norm", vor allem für die Mädchen aus der Stadt, viel zu hoch angesetzt war. Später ging es uns dann besser; wir bekamen einen kleinen Lohn und durften uns davon manches kaufen. Nachdem ich noch in vier anderen Lagern gewesen war, wurde ich sehr krank und kam mit einem Transport nach Hause."

Schwester Hilde hatte — trotz alledem! — Glück! Denn nur die wenigsten der früheren Wehrmachtshelferinnen, Rot-Kreuz- Schwestern und verschleppten Frauen sind bisher heimgekehrt. Nach schwedischen Zeitungsmeldungen soll ein großer Teil von ihnen im Ural bei Wolchanka in einer Art „deutschen Kolonie" leben. Heimkehrer sagten aus, daß sie in der Nähe des Bahnhofts von Karaganda in Zentralsibirien ein solches Schweigelager kriegsgefangener deutscher Frauen gesehen hätten, ebenso im Straflager Karabas im selben Gebiet, im Donezbecken (allein 35,000!), ja selbst bis nach Murmansk verlieren sich einzelne Spuren. 25,000 frühere Wehrmachtshelferinnen und 150,000 zwangsverschleppte Frauen ermittelte die Leitung der Frauensuchzentrale Bethel bereits vor Jahren; heute wird die doppelte Zahl genannt . . .

Irgendwo in Sibirien . . .

Die heute 29jährige Maria L. kam erst in diesem Frühjahr aus einem sächsischen Lager zurück. Sie war weder Wehrmachtshelferin noch Rot-Kreuz-Schwester gewesen; sie war nur unglückseligerweise 1945 bei ihren Großeltern in Ostpreußen zu Besuch. Ihren Leidensweg erzählen, hieße das Schicksal der Rot-Kreuz-Helferin Hilde S. wiederholen. Nur daß Maria L. zuerst bei Aufräumungsarbeiten im zerstörten Königsberg eingesetzt war und dann als landwirtschaftliche Arbeiterin nach Litauen kam. Auch sie durfte nie schreiben, erhielt nie ein Lebenszeichen von zu Hause. Als sie gebrochen an Leib und Seele heimkehrte, brachte sie zwei Kinder mit, deren Väter russische Soldaten sind.

„Irgendwo in Sibirien" sollen nach den Aussagen der Heimgekehrten die anderen, über 300,-000 verschleppten Frauen sein. Genannt werden das Zwangsarbeitslager am Eismeer, Workuta, wo ein Heimkehrer „neben österreichischen, französischen und japanischen Gefangenen auch etwa 70 deutsche Frauen" gesehen haben will; Brest-Litowsk, wo sich in einem Internierungslager „noch 250 Frauen mit etwa 40 Kindern" befinden sollen: „in einem Lager im Ural 800 km ostwärts Moskau", wo 90 Prozent aller Frauen an Herzkrankheiten und Oedemen leiden sollen; im Kaminskojow im nordöstlichen Sibirien; im Nordkaukasus, wo der geflüchtete sowjetische Oberst Gregori Tokajew mit verschiedenen Frauen sprach, die dort in den Bergwerken arbeiteten. Noch 1951 gingen die letzten Frauentransporte aus den Konzentrationslagern der Sowjetzone nach dem Osten, „irgendwo in Sibirien! . . ."



„ . . . Das ist Herr Krause, er ist leidenschaftlicher Schachspieler."

"So, jetzt seid ihr frei!"

Die Frauen müssen dieselben Arbeite und dieselben Leistungen verrichten wie die Männer: Sie fällen Bäume, sie stechen Torf, sie arbeiten in Kohlenschächten und Steinbrüchen, in Fabriken und Entlausungsanstalten, in Ziegeleien, Bauten und Bahnstrecken. Wohl sind sie seit 1948 den russischen Arbeiterinnen gleichgestellt; was das aber in der Praxis bei zehnstündiger, schwerster Arbeit, bei mangelhafter Verpflegung, notdürftiger Bekleidung und schauderbaren, primitiven Unterkünften für Frauen bedeutet, die zum großen Teil aus den Städten kommen, oft 18, 19 Jahre alt waren, als sie verschleppt wurden — das wird wohl ein Außenstehender nie ganz begreifen können.

Ja, und dann kam für viele der Tag, an dem es hieß: „So, jetzt seid ihr frei!" Und dann ging es doch nur wieder in ein anderes Lager, oder die maßlos Enttäuschten wurden, wie es 12,000 Wehrmachtshelferinnen und Rot-Kreuz-Schwestern ergangen sein soll, auf der „Heimreise" an Polen ausgeliefert.

Der amerikanische Publizist Prof. Dr. A. J. App, Philadelphia, bezeichnete nach eingehender Untersuchung die deutschen Soldaten „in ihrem Verhalten Frauen gegenüber als die bei weitem anständigste und ordentlichste Besatzungstruppe des zweiten Weltkrieges". Wie hieß es aber in dem Aufruf Ilja Ehrenburgs im Januar 1945 an die Rote Armee?: „Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der deutschen Frauen! Nehmt sie als rechtmäßige Beute!"

Wie die Soldaten der Roten Armee diesem offiziellen Aufruf nachkamen, ist bekannt. Daß aber auch die Sowjetunion selber noch sieben Jahre später hunderttausende deutscher Frauen als „Beute" zurückhält — dafür mögen jene eine Rechtfertigung finden, die sich von diesem Staat den „Frieden der Welt" versprechen.

Michael Brant.

Der Pelz

Emma kauft einen Pelz. Aus Privathand sozusagen. Der Verkäufer lobt seine Ware. „Ein neuer Pelz!"

Bemerkt Emma: „Er ist aber schon entsetzlich abgetragen."

„Ausgeschlossen! Vielleicht stammt er aber von einem alten Tier, das ihn selber so lange getragen hat."

Kleine Anfrage

Der kleine Anton hat zu seinem dritten Geburtstag die ersten Hosen bekommen. Seine Mutter zieht sie ihm an und sagt:

„So, Anton, jetzt bist du aber ein ganzer Mann!"

Fragt Anton: „Darf ich zu Papi jetzt Willi sagen?"

Vor dem Kadi

Richter: „Sind Sie schon einmal bestraft?"

Angeklagter: „Jawohl, wegen Badens an verbotener Stelle."

Richter: „Und seitdem?"

Angeklagter: „Habe ich nicht mehr gebadet."

Höchstmass von Sympathie

Janke ist Junggeselle geblieben. „Warum haben Sie nicht geheiratet?" fragt man ihn. „Hat Sie keine haben wollen?"

„Oh, das wollen wir nicht sagen. Im Gegenteil! Ich verehrte einmal ein Mädchen — eine wunderschöne Person übrigens —, die wollte sich meinetwegen direkt das Leben nehmen."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch! Sie sagte, ehe ich den Janke heirate, nehme ich mir lieber das Leben."

Er musste dran glauben

Der Lehrer sagte warnend: „Tiere darf man niemals küssen. Das ist sehr gefährlich wegen der Krankheiten, die dabei übertragen werden können. Kann mir jemand von euch ein Beispiel dafür nennen?"

„Jawohl, Herr Lehrer. Meine Tante Trude hat immer ihren Papagei geküßt!"

„Nun, und?"

„Der Papagei ist eingegangen."

Symbol fuer Canadas Fortschritt

Das neue Gebäude der Bank of Nova Scotia in Toronto, Canada, eröffnet am 25. September 1952.

IM Jahre 1832, als Canada noch eine spärlich besiedelte Kolonie war, gründete eine Gruppe wagemutiger Geschäftsleute aus Halifax eine "öffentliche Bank" — "The Bank of Nova Scotia" — um den Handel zu fördern. Die Tatsache, dass diese Bank heute als eine der grössten in Canada zählt, ist Zeugnis für die lebenwichtige Rolle, die sie in Canadas Aufbau gespielt hat — Zeugnis der Folgerichtigkeit ihrer Prinzipien.

Während all der Jahre ist die Bank ein Glied der Gemeinschaft gewesen. Sie hat Generationen von Farmern und Prospektoren und Geschäftsleuten geholfen.

Den neuen Canadiern aus allen Teilen der Welt, die ihre preislosen Berufsfertigkeiten, Industrie und neue Unternehmen nach Canada bringen, entbietet die Bank ein herzliches Willkommen und offeriert einen vollständigen, hilfreichen Bankdienst.

Heute ist die Bank of Nova Scotia, mit mehr als 400 Zweigstellen in Canada und im Ausland, mehr denn je Ihr Partner bei der gemeinsamen Aufgabe Canada wachsen zu lassen. Das neue Bank of Nova Scotia Gebäude in Toronto ist ein Symbol für Canadas Fortschritt — das sichtbare Zeichen des Glaubens, den die Bank in die unbegrenzte Zukunft unseres Landes hat.

Haupt - Bankraum .. Technische Vervollkommnung und architektonische Schönheit verbunden mit einem schnellen und wirksamen Bankdienst.

Gewölbe — 55-Tonnen Stahltüren wie diese, tragen zur Sicherheit der Schatzkammern in den beiden unterirdischen Gewölben bei.

Ein Haupt - Bankraum-Department — Hier, wie in allen General Büro-Departments, helfen moderne Maschinen und Ausrüstung die vielen Dienste der Bank zu beschleunigen.

The *Bank* of NOVA SCOTIA

BNS-Manager ist ein wichtiger Mann kennenzulernen



Der Ruf aus dem Jenseits

DER ROMAN EINER PROPHEZEIUNG

von Josef Günther Lettenmair

Man schrieb den 1. März 1899. Dichter Rauhreif allüberall. Schwerer Dampf kroch vom Eise herüber, stieg über das Brombeergeranke, durch das Gewirr der Stämme, zu dem niederen Hause mit dem ärmlichen Strohdach und den grobgezimmerten Fensterläden.

Drinnen in der kleinen Stube, wo das ewige Licht niederpendelte, und im Mauerwinkel über dem weißblinkenden Tisch ein schwarzes Kruzifix sich vorneigte, dort drinnen keuchte in ärmlicher Bettstatt ein junges Weib in wilden Krämpfen. Neues Leben rang sich von ihm los.

Muß ich euch sagen, daß jenes junge Weib meine Mutter war, daß das kleine, rotfleischige Bündel, das strampelnd im Wäschekorb seine erste Wohnung bezogen hatte, daß ich dies war?

★

Mehr als zweitausendmal war seit jenem Tage die Sonne über dem Waldhaus emporgestiegen und wieder hinweggewandert. Sechs Winter und sechs Sommer waren verflossen, versunken im unendlichen Strome der Zeit.

Ich stapfte von nun an, bepackt mit Schiefertafel und Brotrinde, alltäglich auf schmalen Wegen durch den dunklen Forst zum uralten, mauerumwehrten Münster, wo gelehrte Mönche der kleinen Schar flachsköpfiger Buben und Mädel das Stückchen notwendige Gescheitheit beibrachten.

So ging es vier Jahre hindurch. Ich trabte tapfer mit. Uebers Jahr sollte ich in das Klostergymnasium kommen. Ich konnte das ganze Einmaleins hinwärts und verkehrt, den christkatholischen Glauben, die zehn Gebote und hatte noch allerhand, wie mir schien, brauchbares Werkzeug fürs tägliche Leben ergattert. Wo immer mir ein Buch unterkam, ließ ich es erst wieder los, waren mir alle seine Wörter durch den Kopf getanzt.

An einem Frühsommertag hatte der Himmel ein greuliches Gesicht aufgesetzt. In der verdüsterten Stube, auf der Eckbank saß ich und sinnierte. Ich hatte schulfrei. Müßig horchte ich auf das Tropfen und auf das Geplätscher aus der grünmoosigen Dachtraufe.

Lesen wollte ich. Aber es gab kein einziges Buch, das ich nicht schon auswendig konnte.

Gelangweilt sah ich zur niederen, hölzernen Decke. Mit plumpem Werkzeug war eine Jahreszahl dort eingekerbt worden: „1-5-1-9".

Fünfzehnhundertneunzehn! Fast vierhundert Jahr lang schützt dieses heimliche, versteckte Plätzchen seine paar Menschen. Es sieht sie kommen und gehen, sieht ihre Jugend, ihre unermüdliche Arbeit, ihr Alter, ihr bäuerlich herb verschlossenes Lieben und Leiden und ihre kleinen Freuden.

An jenem naßgrauen Nachmittag stieg ich unter dem Zwang eines plötzlichen Gedankens über die steile Leiter unter das Dach, wo spinnwebverhangenes Gerümpel zuhauf lag.

Meine Hände rückten verstaubtes Werkzeug, allerlei Gesträngе aus hartkantigem Buchenholz und rostrauhem Eisen zur Seite. Sie wühlten sich dorthin vor, wo eine alte Truhe beschauliche Stunden fristete. Ihre Wände zeigten wunderliches Geschlinge und absonderliche Blüten in roter, grüner und gelber Pinselei. Mit neugieriger Hast hob ich den schweren Deckel. Muffiger Geruch stieg aus der Tiefe des Behältnisses. Meine tastenden Finger griffen in raschelndes Papier.

Ich zog meine Beute an das regentrübe Tageslicht: uralte vergilbte Kalenderzeichen.

Als der Nachmittag in Dämmerung überfloß, und der flackernde Schein der Petroleumlampe lange Schatten in die Stube schwanken ließ, fand er mich über eine seltsame Urkunde gebeugt. In einem der morschen Kalender hatte ich ein Stück Pergament gefunden, das altertümliche Schriftzeichen trug. Mir brannte der Kopf, und das Herz klopfte in rasenden Schlägen, als ich sie gelesen hatte. So sehr ich aber mein Gehirn zermarterte, ich konnte den Sinn der Worte nicht fassen:

„So ihr haben werdet eyn Bueblеyn, das seyn geboren in demselbigen Jahr, allwo das summarum von eynten, zehenden, hunderten und tausenden der Jahreszahl an summa solch zweybildrige Zahl gibt, die seyt unsres gelopten

Herrn und Heylants, Jesu Christ, Geburt, erst eynmal fürkommen ist, und es sollet noch dabey der dritt mont an seyn ersten Tag das Buebleyn bringen, so höret ihr und glaubet: zweymal zehend Jahr und an die sieben dazu seyn ihm geben. Kein Stund über den Sunnscheyn desselbigen Tages, nit länger kann es die Gnad unsres Allmächtigen Herrn im schnaufen haltn. Behuet euch vor solch Unheyl.—anno 1652—."

In kunstvollen Buchstaben stand es so zu lesen auf dumpfigem Pergament. Und es war, als steige zorniges Knistern daraus, als erhebe sich eine Totenhand, deren Glieder sich zur drohenden Faust formen.

Der Morgen, der sonnlachend zum Fenster hereinsah, fand mich mit tiefen, schwarzblauen Ringen um die Augen.

„Ja, Christophle, das ist ein dunkles Geschriebe!" Bedenklich lugte Pater Marian zu mir herüber, dann neigte er sich wieder über die Schnörkeleien des alten Pergamentes: „So ihr haben werdet eyn Buebleyn . . ."

Ratlos und angstvoll sah ich auf: „Pater, wenn Sie's nicht ausklügeln, wer soll es dann vermögen?"

„Laß dir Zeit, Bübl, laß dir Zeit! Vielleicht bis morgen. Nach dem Aveläuten und dem Brevier, da will ich das Zeug studieren. Wird nicht viel dahinter sein!"

Einsam und verloren schlotterte ich an diesem Abend in das stille Waldhaus. Schweigend löffelte ich die Suppe. Ich würgte, als brächte ich sie nicht hinunter. Die Mutter sah mich zuweilen strafend an.

Anderntags kam ich frühzeitig in die abgeschiedene Klause Pater Marians. Kaum hatte der Morgengruß meinen Mund verlassen, stolperte schon die Frage nach: „Pater, haben Sie's?"

„Freilich, Bübl, freilich! Aber darfst nit erschrecken! Es ist doch nur ein Papier. Und so ein Spruch, mag er noch so gut oder schlecht gemeint sein, ist für die Katz!"

„Pater?"

„Ja, ja, Bübl, rein für die Katz! Und dich geht das alles schon gar nichts an, bist doch achtundneunziger Jahrgang."

„Pater, ich weiß net, was Sie meinen!"

„Na also, schau her, 's ist ganz einfach: Das Bübl, von dem die Rede geht, daß soll in einem Jahr geboren sein, dessen Jahrzahl, Ziffer für Ziffer zusammengerechnet, eine zweistellige Zahl ergibt, die seit Christi Geburt bis 1652 erst einmal vorkommen und auch die höchste aller bisher vorhandenen ist. Das ist nit schwer in Verstand zu bringen. Nur das Jahr 999 kann es gewesen sein. Seine Ziffernsumme ist siebenundzwanzig. Wenn du ein bissel studierst, kommst darauf, daß als nächste Jahreszahl nur 1899 gelten kann. Da ist auch wieder die Summe von eins und acht und neun und neun die Zahl siebenundzwanzig. Wahrhaftig kommt seit des Heilands Tagen solche Zahl nur zweimal vor, und sie ist auch die höchste, die in dieser Verbindung je bestanden hat. Trifft der Geburtstag auf den ersten Tag im dritten Monat, dann wird das Bübl nur siebenundzwanzig Jahr alt. Keinen Tag und keine Stund wird's länger leben. Freilich nur nach der Meinung des Schreibers — au, was hast denn?"

Meine Hand hatte sich in den Arm Pater Marians gekrallt. „Pater, ich bin am ersten März geboren!"

„Aber Tschapperl, du wirst doch den Unsinn nicht glauben?"

„Ja, doch, ich glaub's!" In heißer Angst schrie ich heraus: „Es stimmt auch mit der Jahreszahl! Rechnen Sie nur, Pater! Achtzehnhundertundneunundneunzig bin ich geboren. Eins und acht und neun und neun gibt volle siebenundzwanzig! Kein Deutel mehr, keins weniger! Alles stimmt!"

Pater Marian beugte sich zu mir herab. „Was, du bist achtzehnhundertundneunundneunzig . . .?"

Ich konnte nur nicken. So sehr ich mich quälte, ich brachte kein Wort mehr über die Lippen. Geraume Zeit erfüllte mein Schluchzen den Raum.

Pater Marian hatte ein kindliches Gemüt. „Sei g'scheit, Bübl, das ist doch nur eine Dummheit von irgendeinem aus grauer Zeit. Schon längst ist er vermodert, und wenn er dich da flennen säh', er tät dir sagen, daß das Papierl nur eine Spielerei von ihm war!"

Draußen lachte die Sonne vom Himmel, lachte über Hügel, Fluren und Felder hin, über die Menschen, und über mich zehnjährigen Knaben, dessen Herz todwund stöhnte: ich wußte das Ende, das mein junges Leben nehmen sollte, wußte um den Abgrund, der mich verschlingen würde.

Zum erstenmal stieg Ahnung in mir empor, welche Wohltat es ist, bleibt den Menschen die Zukunft verschleiert. Wenn sie nicht wissen, was das kommende Jahr, der nächste Tag, die folgende Stunde bringt. Wie glücklich sind sie in dieser Unwissenheit! Wie dürfen sie hoffen! In mutigem Vorwärtsstürmen wollen sie die Welt erringen. Wie köstlich!

Und ich? Ich wußte: bis hierher und nicht weiter! In knapp siebzehn Jahren wird Schluß sein. Knappe siebzehn Jahre! Ist das wenig Zeit? Ja und nein! Ich dachte besser nach: Noch einmal so lange als ich schon lebte und noch sieben Jahre dazu. Es schien mir doch nicht gar so kurz!

Mein Weg war bereits vorgezeichnet. Ich sollte auf Kosten des Klosters studieren. Dafür bestimmten die Patres, daß ich einmal, so wie sie, das Kleid des Ordens tragen sollte. Das galt als

große Auszeichnung. Ich war zufrieden, denn wie sollte ich es als Kind anders verstehen?

Jetzt — ja, jetzt, da ich mein Schicksal kannte, ward ich zum Rechner: verläuft alles in der vorgezeichneten Bahn und beende ich die Studien glatt, dann kann ich vier Jahre meines priesterlichen Amtes walten.

Und wie ich walten würde! Mit Wort und Tat, mit Beispiel wollte ich die Menschen führen zu besserem Denken und Handeln. Die Begeisterung eines ganzen langen Lebens wollte ich hineinpressen in die vier Jahre, die mir für dieses Amt vergönnt sein würden.

So dachte ich in jenen kindlichen Tagen.

Damals war es auch, als ich daheim verstohlen nach der farbenbunten Sparbüchse langte. Gleichen Tags, noch ehe die Glocke zur Schule rief, schlich ich zur alten Kramerin. Als ich die Ladentüre aufriß, rasselte schrill die Türglocke. Da wurde mir augenblicks bang. Jähes Erinnern überfiel mich: Du mußt früh sterben! Ganz genau wie es geschrieben steht!"

„Was kriegst denn, Stöffl?" Ein altes, runzeliges Gesicht guckte durch ein Unding von Brille über den Ladentisch. Ich riß mich zusammen: „Bitt' schön, ein Heft möcht ich, ein blaues, kleines, aber dickes!"

Dürre Finger schoben ein paar Hefte auf die Platte des Ladentisches, aus der Düfte von Petroleum und Hering, von Seife und Muskat aufstiegen.

„Was kostet das da?"

„Acht Kreuzer!"

„A-c-h-t Kreuzer? Ich hab ja nur sechse! Aber zwei neue Kreuzer san dabei. Ganz neue, mit der Jahrzahl von jetzt." Umständlich nestelte ich das Beutelchen aus der Tasche —— sechs runde, gute, harte Kreuzer rollten auf das eichene Holz.

Gleichmütig scharrten die dürren Finger das Geld ein. „Die anderen zwei Kreuzer schreib i halt der Mutter auf!"

Draußen war ich, in der Hand das schöne, blaue Heft. Aber meine Kreuzer waren dahin!

In der Mittagsstunde, zu der die Sonne heiß im Klosterhof brütete, flüchtete ich in einen kühlen, halbdunklen Kreuzgangwinkel. Dort zeichnete ich auf je zwei gegenüberliegende Seiten des blauen Heftes zweiundfünfzig Quadrate. Immer zwei Doppelseiten wurden groß numeriert. In die Quadratchen malte ich die Zahlen eins bis zweiundfünfzig. Auf jeder Doppelseite. Siebzehnmal im ganzen. Es war ein hartes Stück Arbeit.

Jede Doppelseite bezeichnete ein Jahr, das mir noch vergönnt schien, und die zweiundfünfzig Quadrate stellten die Wochen dar. Nach Ablauf einer Woche, dies hatte ich mir vorgenommen, sollte das betreffende Quadrat und die in ihm stehende Zahl schräg durchstrichen werden. Alles, um stets zu wissen, wie viele Jahre und Wochen mir noch vergönnt sind zu leben.

Da noch Raum übrig blieb im Heft, zeichnete ich anschließend an das letzte volle Jahr die neunundfünfzig Tage des folgenden, bis zum 1. März ein, damit ich von meiner letzten Lebensfrist Tag um Tag abstreichen könne, mir über jeden einzelnen doppelt Rechenschaft gebe, ihn aber auch doppelt und dreifach nütze.

★

Seltsame Wandlung ging in mir vor. Der Glaube an das genau vorbestimmte Ende meiner Lebensbahn wühlte wie ein schwerer Sturm in meiner jungen Seele.

Allmählich aber glätteten sich die Wogen, und mein Ich schwamm in immer ruhigerem Fahrwasser. Doch um meine Augen hatten sich dunkle Ringe gelegt und mein Blick war fremd und wissend geworden.

Sorgfältig durchstrich ich jeden Samstagabend ein Quadrat. Nach der vierten Woche kam mir das Wandern der Zeit gar langsam vor. Und es währte nicht lange, da spielte und tollte ich in den Schulpausen wie je mit den Kameraden. So verflossen mir drei Jahre wie jedem Knaben meines Alters. Aber ab und an, mitten im fröhlichen

Spiel, zuckte jähes Erschrecken durch meinen Körper. Da sah ich mit geweiteten, starren Augen das genau vorbestimmte Ende — die letzte Sekunde.

Manchmal war es so übermächtig, daß ich mich ohne Erklärung davonschlich und bitterlich schluchzte. Dann aber schüttelte ich die Todesdrohung im Lebensdrang der Jugend doch wieder ab, wie irgendeinen nebensächlichen Gedanken, ich spielte und tollte weiter.

Ob ich aber fröhlich oder ernst war: den unbekümmerten Kinderblick hatte ich für immer verloren. Nicht lange dauerte es, da hieß ich nicht mehr Stöffl und nicht mehr 's Christophle, sondern „der Bub mit den traurigen Augen". Und die Leute im Dorf, die wunderten sich baß, daß der Bub, der nun schon ins vierzehnte Jahr ging, so kränklich er dreinschaute, doch bei fast jedem losen Streich der Klosterschüler mit dabei war.

Ja doch, so: Unserem Kloster stand ein Abt von Gottes Gnaden vor, ein alter Herr mit weißen Haaren und mächtiger Schnupftabakdose. Lang und hager war er geschaffen. Der braune Habit schlotterte um seine Gestalt. Die Nase saß in starkem, eckigem Haken übergroß in dem harten Gesicht. Grünliche Augen blickten in stetem Gefunkel unter buschigen Brauen, die an der Nasenwurzel zusammengewachsen waren. In langen, straffen Schritten durchmaß er die Säle und Räume. Unvermittelt stand er bald da, bald dort, aber sicherlich immer an jenen Stellen, wo er nicht erwartet wurde und immer dort, wo er etwas fand.

Seine metallene Stimme klang dann durch neun Türen, und rings in der Bannmeile setzte der Herzschlag aus. Mensch und Tier krümmten sich wie unter unsichtbaren Schlägen.

Richtig wurde es aber erst, trat der Mann mit den zwingenden Augen in das Klassenzimmer um dem Unterricht beizuwohnen, oder gar hielt er selbst Religionsstunde.

Da duckte sich alles in Strafe gewärtiger Angst. Manchmal ging es gut vorbei. Aber oft war es anders.

Nie leuchtete Zorn aus den Augen des gefürchteten Mannes. Aber immer lag das leise, grünliche Gefunkel darin. Und hatte er wieder einmal Ursache gefunden, die Jugend zu rügen, so geschah es nicht mit den harten, metallenen Worten, mit denen er die Bewohnerschaft, die Dienstboten und die geistlichen Brüder bedachte, nein: er setzte den weißen Strick, der um seinen hageren Leib lag und in dem sorgfältig geknüpfte Knoten schwellten, in rasche, kreisende Bewegung und schritt langsam — ganz langsam und wortlos — durch die linke Bankreihe. Von vorne nach hinten. Dann dort herum und durch die rechte Reihe zurück. Daraufhin säumte er gewissenhaft die Fensterseite ab und als Abschluß die Wandfront

Pfeifend wirbelte der Strick mit den harten Knoten auf unsere Köpfe nieder. Einmal rechts, einmal links. Keiner wurde übersehen, keiner kam aus. Der ersten Runde folgte die zweite, dieser die dritte, und je nach Bedarf gab es bis zu zehn oder zwölf abgeschlossene wirbelige Runden. Sie erfreuten sich naturgemäß spärlicher Beliebtheit und trugen nicht wenig dazu bei, Groll um Groll auf den Priester zu häufen. Der Haß des Kindes ist der ursprünglichste und darum der gefährlichste. Wehe, wen solcher Haß trifft!

„Ringelspiel!" nannten wir das sonderbare Gehaben des Klostervorstandes. Wir dachten nicht daran, wie wir der Prügel entrinnen könnten; ja wir betrachteten sie sogar als etwas Unabänderliches. Um so ungläubiger waren wir, als eines Tages ein Raunen durch die Kreuzgänge und weißgetünchten Säle zog: Abt Demeter ist tot!

Bald aber wurde uns Gewißheit. Der Abt war, als er nach dem Mittaggeläute die Kardinalstiege herabkam, um ins Refektorium zu gehen, plötzlich auf die teppigbelegten breiten Stufen gesunken. Lautlos, mit ausgestreckten Armen. Sein getreuer Adlatus, der junge, blaßwangige Pater Seraphin, der mit dem fast durchsichtig scheinenden asketischen Gesicht, sprang hinzu, doch es war zu spät.

Dies hatte sich nach dem Mittagläuten ereignet. Die Gefühle, die es bei den einzelnen Klosterinsassen und in der Nachbarschaft auslöste, waren sicherlich fast überall gleiche. Wir hegten seit je nur eine Begierde, die mächtig in uns brannte. Stets war im Hagel der Knoten unsere einzige Hoffnung der Gedanke gewesen, es werde doch einmal ein Tag der Vergeltung kommen. Jetzt war uns durch des Abtes jähen Tod jede Aussicht hierzu genommen. Aber dennoch:

Die Schmach, die wir dem Lebenden nicht hätten zufügen können, taten wir nun dem Toten an: er konnte sich ja nicht mehr wehren. Er lag kalt und starr auf dem geschnitzten Katafalk in der kleinen prunkvollen Abteikapelle. Die furchtbaren Augen waren geschlossen. Hohe, schlanke Kerzen warfen wachsfahlen Schein auf das hagere Antlitz. Aus braunen Kutten lispelte es ringsum lateinische Gebete, wisperte und murmelte es in die weihrauchschwere Dämmerung des Raumes und bannte die Schritte Neugieriger.

So kam der Abend.

Nach dem Siebenuhrläuten war es. Die schwatzenden Weiber, die allerwegs standen, hatten eben während des Läutens eine kleine Maulrast halten müssen und bekreuzigten sich nun mit dem letzten Glockenschlag hastig, das einzige Ziel im Sinn, der Nachbarin das erste Wort vorwegzunehmen.

Doch da mischte sich in den verklingenden Ton der von der nahen waldigen Hügellehne lieblic

widerhallte, entsetzliches, markdurchdringendes, ununterbrochenes Schreien. Hoch aus den nachtschwarzen Lüften kam es, vom Glockenturm herüber, langsam dem Orte näher, immer näher.

Unverständliche tierische Schreie höchster Todesnot.

Die Dorfhunde heulten wild auf und verkrochen sich mit eingezogenen Schwänzen in ihre Hütten. Kinder kreischten in bebender Angst und stolperten mit rasendem Herzklopfen in die mütterlichen Rockfalten, die Weiber wankten mit schlotternden Knien in die Häuser, fingerten zitternd den Riegel vor das Tor und kauerten, die Hände an die Ohren gepreßt, in irgendeinem sicheren Winkel. Und die Männer selbst bekreuzigten sich ein ums andere Mal und drückten sich scheu in die Tore, während das Heulen und Schreien immer näher kam . . . immer näher . . . jetzt . . . jetzt war es über dem Platze, etwa zwanzig oder fünfundzwanzig Meter hoch. Als die wenigen Tapferen gegen den blauschwarzen Himmel lugten, sahen sie etwas Grünglänzendes hoch oben über ihre Köpfe gleiten. Herr Jesus, der Teufel! Von dort kam das Schreien! Das furchtbare, schreckliche Schreien!

Gerade in dem Augenblick war es, als ich mit anderen Mitverschworenen aus der Kalvarienberggasse stürmte und wir alle schrien, so laut wir konnten: „Da schauts 'nauf, da schauts 'nauf! Schauts, wie der Teufel dem Abt seine Seel' holt! Da schauts 'nauf!" Durch das ganze Dorf tollten wir und konnten zum Schluß nur noch heiser krächzen: „Der Teufel holt dem Abt seine Seel'!"

Vermehrtes Heulen raste durch das Dorf. Es legte sich erst, als das Schreien mit einem Male verstummt war.

Wir schlichen in das Kloster zurück, wo wir ebenfalls alles in Aufruhr fanden. Im finsteren Vorbau der Kirche trafen wir auf eine zweite Gruppe. Wir tauschten unsere Berichte aus. Die einen erzählten, wie sie Peter, den schönen, schwarzen Klosterkater, an sich gelockt und ihm das Fell mit phosphoreszierender Masse bestrichen hatten. Dann waren sie vorsichtig und leise im Glockenturm emporgestiegen. In der obersten Turmkammer hatten sie dem strampelnden Katervieh an jedes Bein eine luftgefüllte Schweinsblase geknüpft und diese mit einer mitgebrachten Laterne angewärmt, auf daß die Luft darin erhöhte Spannkraft bekäme. Mit dem letzten Schlag des Siebenuhrgeläutes ließen sie dann den sich heftig wehrenden Peter zum Turmfenster hinausschweben, wo ihn der Abendwind erfaßte und langsam über die Häuser trug. Die Todesangst veranlaßte ihn — wir hatten richtig geschätzt — zu dem schauerlichen Geschrei! Soweit der Bericht.

Suchbild



Der Fußball saust in's Tor hinein
Wo mag denn nur der Torwart sein?

Wir zerstreuten uns, nicht ohne nochmals einen Schwur unbedingten Stillschweigens erneuert zu haben.

II.

Durch den mondhellen Abend wanderte ich einsam meiner Heimat zu. Spät ist es 'worden mit dem Spaß! dachte ich. Doch im gleichen Augenblick fuhr mir etwas kalt und schneidend durch die Seele: War das Spaß gewesen? Ich sann betroffen nach: Nein! Rache war es! Rächen wollten wir uns! Und das haben wir getan! trotzte ich gegen eine schüchterne, zweifelnde Stimme, die mir nebenher im Herzen klang.

Aber die Stimme ließ nicht nach, sie wurde fester und lauter, je länger ich durch das mondschattige Gehölz vorwärtsschritt. Ab und zu rief ein Käuzchen aus der Waldtiefe, raschelte ein Vogel schlaftrunken im Gezweig, flatterte eine Fledermaus kreuz und quer um mich, knarrten und scheuerten die hohen Stämme im leisen Luftzug.

In der Nacht bedrängten mich wilde Träume. Abt Demeter erschien an meinem Bett. Die grünlichen harten Augen flackerten unheimlich, seine Nasenflügel sah ich leise beben. Der weiße Strick mit den vielen Knoten hing ruhig an der Seite. Seine linke Hand faßte nach dem Kreuze, das er an der Brust trug, die Finger der Rechten streckten sich langsam nach mir. Wie riesengroße Krallen, bereit, sich beutegierig in warmes Fleisch zu graben. Bluthungrig kamen sie näher und näher.

Ich litt Todesangst. Rufen wollte ich: „Abt Demeter, erbarmt euch!" Aber über meine erstarrten Lippen kam kein Wort. Jetzt war der schreckliche Griff an meinem Hals, fingerte dicht an meiner Haut, ich bäumte mich auf. Da hörte

ich eine ruhige Stimme: „Was willst du, Knabe? Sei still, ich segne dich!“

Mein eigener Angstschrei hatte mich wachgerufen. Mit entsetzten Augen starrte ich in die Finsternis der Stube. Aufatmend lag ich eine Weile wach.

Es wird nicht lange gedauert haben, bis mir wieder die Augen zufielen zu neuen Träumen. Sicherlich waren sie aber diesmal nicht so beängstigend, denn ich weiß mich eines zweiten, schreckhaften Erwachens nicht mehr zu entsinnen. Im Gegenteil: als ich am nächsten Morgen zur Suppe gerufen wurde, war ich wohl noch körperlich müde und zerschlagen, aber es erfüllte mich stille Zuversicht.

★

Auf dem Wege zur Klosterschule kam wieder das Sinnieren über mich. Wir hatten uns gegenseitig unter blutfordernden Schwüren mit schauerlichen Formeln unverbrüchliches Stillschweigen gelobt. Ich hatte mitgetan, hatte an meine Berufung als Rächer geglaubt und war über Nacht gescheitert. Wie sollte ich mich nun geben? Für mich selbst war ich reuig entschlossen, die Wahrheit zu sagen und jede Strafe als Buße für meine Anmaßung gelten zu lassen. Wohl aber müßte ich auch meine Mitschuldigen an den Pranger stellen. Und das wäre Wortbruch gewesen.

Im Kloster war die Aufregung über den Vorfall noch nicht verebbt. Die Patres warfen scheele Blicke auf uns Schüler. Mehr als einmal trat mir unter solchem Schauen dunkle Glut in die Wangen.

Unbemerkt von den anderen tauschten wir Verschwörer unser Wissen aus. Ich war sehr schweigsam. Dagegen erfuhr ich, daß Peter, der Kater, noch am späten Abend mit struppigem, nassen Fell, zwei zerplatzte Schweinsblasen an den Pfoten nachschleifend, ins Kloster zurückgekommen war. Sowohl das Gesinde als auch die Mönche wußten erst dadurch die peinliche Ursache des schrecklichen abendlichen Unfuges, worauf sich die einen halbtot gelacht, die anderen zum Großteil ganz unpriesterlich heftig geärgert hatten.

Für zehn Uhr war hohes Strafgericht anberaumt. Im zweiten Hof mußten wir Schüler stehen, wie die armen Seelen am Jüngsten Tag. Der gestrenge Pater Markus wollte die schwarzen Schäflein aus der Herde holen. Aber die Buben standen wacker und verstockt. Alles Grollen und Drohen half nichts. Und ich? Ich zögerte von einem Herzschlag zum anderen und — schwieg ebenfalls.

Zwei Tage später dröhnte der Klosterglocken schwerer, dumpfer Klang durch das Tal. In der prunkvollen Kirche wohnte eine schaulustige Menge den Begräbnisfeierlichkeiten für Abt Demeter bei. Wir Schüler standen in langen Viererre hen eingekeilt zwischen den Erwachsenen, die s im Flüsterton über die Strenge des Abtes unte hielten und den Vorgängen beim Altar nur be läufige Aufmerksamkeit schenkten. Der Weihrau und die Feierlichkeiten gingen zu Ende.

Zum Schluß machte ich ganz für mich ein Handel mit Abt Demeter. Eindringlich spra ich im Geiste zu ihm: „Lieber Abt Demeter! J gebe zu, daß ich schlecht an dir gehandelt hab Wäre mir nur ein kleiner Wink von dir zugekom men, ich hätte es wirklich nicht getan. So ab hat mich der Teufel erwischt. Er hat schon lang ein Auge auf mich geworfen. Gar so arg wa das Ganze ja nicht gemeint, wenn wir auch gro ßen Zorn auf dich gehabt haben. Du weißt schon wegen des Strickes mit den Knoten! Warst ha gar zu streng, lieber Abt Demeter. Weißt, es i schon viel verlangt, und wenn es auch in der Bib befohlen wird, sich schlagen zu lassen und dab keinen Zorn zu kriegen! Aber gelt, wir verzeihe dir und du verzeihst uns. Und wenn es die an deren nicht tun, ich für mich tu's schon. Verzeih halt mir alleine und ich dir. Gelt, lieber Ab Demeter, du sagst jetzt ‚ja‘?“

Angestrengt sah und horchte ich in den weih rauchgeschwängerten Raum nach einem Zeichen das mir der Tote gäbe. Aber nichts geschah. Nu schlug mir das Herz wieder schwer und bang Schon wurde der Sarg hochgehoben und im To tenzug aus der Kirche getragen.

Ich schauerte wie im Frost. Plötzlich tönte ein Stimme hinter mir: „Christophle!“ Ich dreht mich um. Die Kirche war fast leer. Nur de Miglbauer stand noch da. Er legte seine schwer Hand auf meine Schulter und sagte mahnend „Es ist kalt in der Kirchen, draußen scheint d Sunn“.

Still ging ich mit ihm aus der Kirche und schlos mich dem langen Totenzug an.

★

Mit bedeutsamen Worte hatte man nach de Trauerfeierlichkeit die Schülerschar des Kloster gymnasiums in den großen marmornen Festsaal gerufen. Bald erfüllte erwartungsvolles Gemur mel den prunkvollen Raum.

Etwa einmal im Jahre nur sah der Saal inner halb seiner gleißenden Pracht viele Menschen Ansonsten öffnete sich das große, schwer beschla gene Tor selten. Zögernde Schritte tappten dann herein, ein Dutzend Augenpaare, manchmal auch mehr, tasteten mit neugierigen Blicken die Wände ab, versenkten sich in die Schönheit der Decken malerei und der Skulpturen, während der ge beugte Mann dort mit dem großen Bund Schlüs sel in der Hand, der alte Klosterdiener, sein Sprüchlein aufsagte, dem die Besucher mehr oder weniger aufmerksam lauschten. Zum Schlusse



In jedem Gemeinwesen sind Leute, die gesund erhalten werden durch Saskasal, das Karlsbad von Nord-Amerika, das Mineral-Salz von Lake Manitou.

klingelte der harmlos listige Alte jedesmal einladend mit dem großen Schlüsselbund, und die Schaulustigen wimmelten weingelüstig zum hohen Tor hinaus, hinunter in den Weinkeller des Stifts. Zum Abschied tönte noch das Kreischen des Schlüssels herein. Der Saal konnte weiterträumen von all der Ueppigkeit, die er früher gesehen, und die ihm der alte Klosterdiener in Erinnerung gerufen hatte.

So lag der festliche Raum immer wieder in beschaulicher Ruhe, und seine großen Fenster lugten beobachtend nach drei Seiten in das Land. Bis nach einiger Zeit wieder der Schlüssel knarrte, wieder neugierige Blicke herumstreiften und der Alte mit dem Schlüsselbund genau dasselbe Sprüchlein aufsagte, dessen endgültigen Schluß der Saal nie hörte, weil er erst im Klosterkeller beim klargrünen Weine gesprochen wurde.

Und nun hatten sich Patres, Klostergesinde und Schüler hier versammelt. Geraume Weile schon standen sie in Gruppen beisammen.

Aber mit einem Male verebbte der Lärm: der Prior, Pater Norbert, war mit schnellen Schritten in den Saal getreten. Ein Mesnerbub, der mit ihm kam, trug ein vierstimmiges Meßglöcklein. Mit dem bimmelte er auf Geheiß des Paters zum Zeichen, daß Ruhe herrschen solle.

„Mitbrüder, Klosterleute und Schüler! Wir haben einen schweren Verlust erlitten. Seine Gnaden, unser hochwürdigster Herr Abt, schlummert in der Aebtegruft unseres Stiftes dem Jüngsten Tag entgegen, woselbst er einstens auferstehen wird, um Rechenschaft abzulegen vor seinem allerhöchsten Herrn und Richter, wie es uns allen einmal beschieden sein wird. Der in Gott Ruhende will sich aber nicht nur vor seinem himmlischen Richter verantworten, sondern auch vor jenen, denen er im diesseitigen Leben durch Gottes Macht Herr und Führer war. Das sind wir, die wir hier versammelt stehen. Durch viele Jahre leitete Seine Gnaden, unser hochwürdigster Herr Abt Demeter, die Klostergeschäfte, war er uns allen Vorgesetzter und Vater. Abt Demeter galt als harter Mann. Es forderte von uns mehr, als die Ordensregel verlangte und er wollte jeden einzelnen von euch erwecken zum Besten und Höchsten. Seine Strenge war die eines wahrhaft sorgenden Vaters; sie ist nur nicht richtig verstanden worden, weil er sein Herz dabei nicht ausbreitete. Aber ich sage euch, er, der so verlästert und verunglimpft wurde, dem man noch nach seinem Sterben unermeßliche Schmach zufügte" — die Stimme des Sprechers schwoll zu gewaltiger Stärke —, „ich sage euch, er, der Tote, war im Recht, selbst in der härtesten Strenge, und niemand hat auch nur die geringste Ursache das Andenken des Verewigten herabzusetzen.

„Hört, Leute, und besonders ihr Schüler, horcht auf: Abt Demeter will noch einmal zu euch sprechen und er will euch heute auch sein Herz öffnen. Er hat seinem letzten Willen ein Schreiben beigeschlossen, welches vor allen Klosterinsassen verlesen werden soll."

Leises, aufgeregtes Gemurmel wogte durch die kurze Atempause, die sich Pater Norbert gönnte. Aber schon bimmelte das Meßglöckchen darein und gespannt hingen aller Augen an dem Mund des Sprechenden, der vorzulesen begann:

„An alle, die ihr mir durch Gottes Willen untertan waret! Ich segne euch, soferne mir priesterliche Macht noch zusteht, im Namen des ewigen Vaters und des gekreuzigten Sohnes und des Heiligen, immerwährenden Geistes. Ich segne euch, und ahne doch, daß ihr Groll gegen mich in der Seele tragt, denn ihr habt meine Strenge gefürchtet. Ihr habt mich nicht hören wollen, weil mein priesterliches Wort keine Gnade kannte. Es durfte keine kennen, denn es entsprang meiner besten Einsicht. Am jüngsten Tag wird Gott Gericht halten und auf ewig verdammen, wer nicht zu ihm gefunden hat. Ich war hart zu euch aus Liebe und ich leide um euch — ihr ahnt nicht wie! Darum will ich noch einmal zu euch sprechen, an eure Herzen rühren, vielleicht versteht ihr dann den Priester besser, den eisernen Abt, wie ihr mich nanntet. Was wißt ihr, wie ich manchmal im stillen nach einem freundlichen Blick, nach einem aus dem Herzen kommenden Wort gelechzt habe? Was wißt ihr, wie ich mich sehnte, nicht nur unnachsichtiger Mahner, sondern auch Helfer und Tröster sein zu dürfen! Was wißt ihr, welche Ueberwindung es mich gekostet hat, der harte Abt zu werden, den ihr gefürchtet habt? Oh, hättet ihr, nur ein einziger von euch, einen Angriff auf mein Herz gemacht: der Schein des Grausamen wäre von ihm gefallen. So aber blieb mein Panzer unangegriffen bis zu meinem Ende. Es ist gut so. Denn wir Menschen brauchen die Peitsche, brauchen das Leid! Es sind ihrer zu viele auf dieser Welt, die einen glatten Weg gehen wollen und dann straucheln, wenn ein Steinchen in der Bahn liegt. Lernt gehen auf dem harten Pfad des Lebens, auf daß ihr besser gerüstet seid gegen die Fährnisse des Daseins, gegen die Tücken des bösen Geistes. Dann werdet ihr nicht so leicht straucheln, sondern Halt finden. Nur die Glätte ist verderblich. Ihr sucht hungrig und neidvoll das Glück und glaubt es in der Erfüllung eurer unreinen Sehnsüchte, eurer wirren Träume zu finden? Nein, Glück ist nicht Erfüllung, Glück ist Erkennen. Was ihr Erfüllung nennt, bedeutet unendliche Leere, denn die göttliche Vorsehung hat die wahre Erfüllung in die Ewigkeit gerückt, ungreifbar und unfaßbar im Leben.

„Aber nicht nur Glück, auch Unglück ist Erken-

nen. Ich sage euch: Es gibt kein Glück wie ihr es sucht, und es gibt kein Unglück wie ihr es fürchtet. Das alles sind menschliche Gefühlswerte, denen viel zu viel Bedeutung beigemessen wird. Ihr selbst seid täglich, ja stündlich geneigt, sie abzuändern, scheint es euch als notwendig. Dennoch wollt ihr euer Leben darauf bauen? Diese Gefühlswerte verfälschen das Leben und wollen ihm einen Inhalt geben, den es nicht hat. Sie lassen es in einem Lichte erscheinen, von dem ihr die einzige Wahrheit nicht glauben wollt, die es in sich trägt: daß es nur Irrlicht ist.

„Meine Brüder, die ihr den Frieden in Gott suchet, schlaget die Aebtechronik nach, in die ich mit eigener Hand die Geschichte meines Lebens, die euch bisher vorenthalten war, eingetragen habe. Dies Bekenntnis möge euch ein Helfer sein, die Menschen aus Verirrung und Schuld zu Gott zu führen. Ihr Klosterleute und ihr Schüler aber, besonders ihr Schüler, die ihr auf der Straße des Lebens gierig vorwärtsstürmen wollt, euch rufe ich warnend zu: Was erwartet ihr so viel von dem vergänglichen Leben? Ihr wollt euch anmaßen, das Leben zu meistern und werdet von ihm gemeistert! Merket euch: alles, was euch hier bindet, entfernt euch von dem ewigen Reich Gottes. Lernet dieses Leben verachten, es wurde nur gegeben, um überwunden zu werden. Das Heil ist nicht in dieser Welt, in ihr ist die Sünde.

„Möge Gott in Güte seine Hand über euch halten und euch zum ewigen Heile führen. Ich segne euch im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Abt Demeter Basilius."

Ja, das war noch einmal die lebendige Stimme Abt Demeters — gütiger als sonst, aber doch beharrlich dem Leben den einen Sinn gebend, daß es nur Brücke bilde zu Verdammnis und Höllenqual oder zum Himmelreich.

Stumpfsinnig glotzte das Gesinde den Sprecher an. Ein Knecht raunte dem Nachbar zu: „Siehgst es, narrisch is er g'wesen! Ich hab's immer schon gesagt!"

„Habt ihr verstanden, Leute?"

„I — ja", kam es zögernd über einzelne Lippen, die meisten blieben stumm.

Murmelnd entfernte sich die Menge. In wenigen Augenblicken lag der Marmorsaal in altgewohnter Ruhe.

Diese Stunde der Totenfahrt des Abtes und des Vorlesens seiner Botschaft sollten Wendepunkte meines Lebens werden. Es stand soviel Dunkles, Geheimnisvolles hinter seinen Worten. Welch gefährliche Falle war dieses Leben, in der man wie gefangen saß? Ich wurde von dem heftigen Verlangen gepackt, Abt Demeter besser verstehen zu können. Dereinst würde ich, selbst die braune Kutte tragend, in dem großen, breitrückigen Aebtebuch lesen dürfen, in welchem des Verstorbenen Lebensgeschichte eingetragen sind.

Wem das Leben nur kurz bemessen scheint, der hat wenig Geduld mit dem unbestechlichen Gang der Zeit. Ich glaubte, nicht warten zu können; ich wollte, ich m u ß t e die Geschichte des Abtes jetzt schon kennenlernen. Sie würde die Lösung aller Rätsel bergen.

Nicht Neugier war es, sondern ein unerklärlicher Zwang, der mich trieb, in den Besitz der Aufschreibungen des Abtes zu kommen. Stundenlang quälte ich Pater Marian mit meiner Bitte. Aber so gern er mich anregte, an den Exerzitien, Schweige- und Fastenübungen der Mönche teilzunehmen, so wenig Neigung zeigte er, mir Einblick in die Abtgeschichte zu gewähren. Sein anfänglich starres, entrüstetes „Nein!" war im Raume dieser Zeit weicher geworden. Aber es blieb doch ein Nein!

Er sprach es so entschieden, daß ich spürte, ich müsse mich fügen.

Ich fügte mich nur dem Anscheine nach. Immer bewußter schälte sich aus meinem wirren Denken ein schwarzer Plan, der in der Zeit bis zum Sonntag feste Formen bekam.

Kaum konnte ich im Hochamt das „Deo gratias" erwarten, das langgezogen durch die Kirche hallte und nun den baldigen Schluß kündete. Mit den ersten, welche die Kirche verließen, stolperte ich hinaus. Unter dem Hemd knisterten leise etliche Bogen Papier. Ich wollte die Abtgeschichte nicht nur lesen, sondern sie Wort für Wort mir aneignen.

Mit schlechtem Gewissen stahl ich mich in die Abteizimmer, die jetzt vereinsamt lagen. Durch das offene schmale Gangfenster eines Nebenraumes stieg ich ein. Wie ein Dieb. Tiefe Stille umfing mich. Ich schritt wie im Fieber durch die Räume.

Auf meinen Wangen brannte die Röte der Scham. Wenn Pater Marian wüßte! Die Kunst der Kurzschrift, die er mich gelehrt hatte, sollte mir nun zum erstenmal praktische Dienste leisten.

Absichtlich langsam und überlegend rückte ich mir einen der beiden Sessel zurecht. Das messingene Schloß lag offen. Meine Finger griffen schon in die Seiten des großen Bandes.

Seit mehr als zweihundertachtzig Jahren trugen die Aebte des Klosters in diesen Folianten ihre Geschichte ein.

Da war Abt Demeters schicksalschwere Geschichte!

Ein lateinisch Vaterunser stand voran. Noch einige Sätze in Latein und dann — ich schöpfte tief Atem —— reihte sich deutsches Wort an deutsches Wort. Seite um Seite.

Ruhig ward es um mich. Meinen Herzschlag konnte ich hören. Oder war es der Herzschlag

Abt Demeters? Blickte mir der Gestrenge über die Schulter und las er mit, was ich da schrieb, ob ich ja kein Wort verfehle?

III.

Also stand geschrieben in diesem Buche von einstigem Leben:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. So wahr mir Gott der Allmächtige hilft: Ich will hier meine Lebensbeichte niederschreiben, an der nichts wissentlich falsch sein soll. Und ist es noch so demütigend für mich, sie hier für alle Zeit festzulegen, ich werde es in voller Wahrheit tun. Viele Jahre lang mußte ich Buße tragen um das, was ich fehlte. Und ich selbst weiß, daß ein ganzes Leben zu wenig ist, um genug an Buße tun zu können. Ich will mich nicht verteidigen, ich will nur gestehen. Höret mich an, meine Brüder, und betet für mich!

Als Sohn eines ungarischen Magnaten — man rief mich „Bandy" — wurde ich verzärtelt und verzogen. Wunderbar schön schien mir die Welt. Und unvergänglich sonnig! Gespottet hätte ich jedes Warners, der da gekommen wäre, um mir weiszusagen, daß die Sonne des Glückes nicht ewig scheine. Verhöhnt hätte ich ihn.

Auf meinen frischen Körper würde ich verwiesen, und gezeigt haben, wie man die wilden Pferde aus der Koppel holt und sie gefügig reitet. Ich hätte vielleicht auch auf die Mädchenblicke aufmerksam gemacht, die lockend um mich spielten.

Aber ich traf keinen Warner, keinen Künder der Gefahr. Es kam niemand, der mich sehen lehrte. Alle in meiner Umgebung waren besorgt, mir nur das Schöne und Glänzende der Welt zu zeigen, waren bestrebt, mir die Splitter und Steine aus dem Weg zu räumen. Wie im Traumland war es und es schien mir Wirklichkeit zu sein, weil ich es nie anders gekannt hatte.

An meinem fünfzehnten Geburtstage ließ mich der Mann rufen, den ich ‚Vater' nannte.

‚Wie stellst du dir dein ferneres Leben vor?' war seine Frage.

‚Ich — ich stelle mir gar nichts vor,' antwortete ich verwundert.

„Nun, ich meine, du solltest dich für irgendeinen Beruf entschließen, sei es auch nur um der Sitte willen. Denn, Gott sei Dank,' — er zwirbelte sich bei diesen Worten lächelnd den langen, schwarzglänzenden Schnurrbart —, ‚du hast es nicht nötig, Geld zu verdienen!'

Ich überlegte lange. Schließlich meinte ich, Offizier werden zu wollen. Mein Vater gab freudig seine Zustimmung. ‚Aber', schloß er daran die Worte, ‚nun ist es Zeit, dir die Wahrheit zu sagen'. An beiden Händen faßte er mich: ‚Bandy, du bist nicht mein eigenes Kind!'

Entsetzt sah ich den Mann an. Blitzartig schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: ‚Bin ich vielleicht das Findelkind, von dem Ilonka so oft und so seltsam erzählt hat?"

Mein Vater nickte.

Mich erfaßte Schwindel. Ich war auf den alten Adelstitel, in den mein Name gefaßt schien, so unbändig stolz gewesen und hatte ihn doch nur der Adoption zu verdanken! Meinen wirklichen Namen wußte man nicht! Ein Findelkind, ein Zigeunerkind war ich also!

Ich fühlte mich zutiefst getroffen. ‚Erzähle', bat ich schluchzend.

Der Mann vor mir war fast noch mehr erregt als ich. ‚Es gibt nicht viel zu erzählen. Heute vor vierzehn Jahren, als die Sonne schon tief stand, fanden unsere heimkehrenden Schnitter draußen auf einsamem Pußtaweg ein kleines Bündel: drinnen lag ein Säugling. Das warst du. Nirgends eine Spur, wer dich ausgesetzt hatte. Nur Ilonka, die wußte von einem sehr jungen blassen Mädchen zu erzählen, das in den ersten Nachmittagsstunden im Gutshofe um Milch gebettelt hatte. Es sprach schlecht ungarisch. Ilonka glaubt, es sei eine Deutsche gewesen. Das ist alles, was wir über deine mutmaßliche Mutter erfahren haben. Der siebente Juli ist also nicht dein Geburtstag, sondern dein Auffindungstag. Wir haben dich an Kindesstatt genommen. Meine Frau wünschte sich ja so sehnlich ein Kind. Und ich wünschte mir einen Erben für unsere Güter. Sie war zu schwach, zu leidend, um einem Kinde das Leben schenken zu können. Da begruben wir unsere Sehnsucht nach dem eignen Kinde und liebten es fortan in dir. Du hast eine gute zweite Mutter gehabt, du hättest keine bessere finden können. Sie umhegte dich voll Liebe und blühte selbst dabei auf. Sie wurde froher und frischer. Schon hoffte ich, sie würde ganz gesunden. Ihre Lebenskraft aber war doch zu schwach. Vor vier Jahren — du hast viel um sie geweint — starb sie uns und ich war mit dir allein. Du wurdest erzogen, ich sagte schon, wie ein eigenes Kind. Und du trägst auch unseren Namen, dem du hoffentlich Ehre machen wirst. Das erwarte ich von dir! Alles andere weißt du!'

‚Und meine Mutter? Erfuhr man gar nichts von ihr?' Leise und schmerzlich fragte ich es.

‚Nein, alles Forschen war vergebens.'

Die Bestürzung über die schwerwiegende Eröffnung schwand langsam. Dafür aber bohrte heiße Sehnsucht in meinem Herzen, die mich erneut aufschluchzen ließ.

O Mutter! Tiefes Mitleid für sie, die mich geboren und, von irgendwelcher Not getrieben, preisgegeben hatte, erfüllte mich. In kindlicher Selbstsucht gedachte ich kaum noch der Frau, die mich liebevoll aufgenommen und betreut hatte und mir bisher als Mutter galt.

Tag um Tag verging. Ich blieb wenig zu Hause. Grübelnd strich ich durch die ungemessenen Weiten der Pußta, bis mich fahle, graue Dämmerung umwitterte. Da schlich ich dann den einsamen schmalen Weg hin zu dem Felde, dessen Erde einst die Tränen meiner Mutter genetzt hatten. Und ich träumte von ihr, der Unbekannten, und ich liebte sie, ohne von ihr zu wissen, mit der großen, ungeteilten, abgöttischen Liebeskraft eines jungen Herzens. Wunschbeladen pilgerte meine Sehnsucht durch endlose Steppen, durch Dörfer und Städte, suchend und rufend: **Mutter!**

Kam ich dann heim, mied ich die Blicke meines Vaters, denn sie ruhten sorgenvoll fragend auf mir. Ich saß schweigend bei Tische und fuhr erschreckt zusammen, sprach mich jemand an. Da wurde auch mein Vater wortkarg. Eines Tages aber nahm er meinen Kopf zwischen seine Hände und fragte mit belegter Stimme: ‚Bandy, hast du kein Vertrauen mehr zu deinem Vater?'

Da warf ich schluchzend die Arme um seinen Hals und bat: ‚Hilf mir die Mutter suchen! Sie muß zu finden sein! Hilf mir, Vater!'

Ueber das Antlitz des Mannes vor mir lief leidenschaftliches Zucken. ‚Du bist mein Kind! Willst du es nimmer sein, willst du von mir gehen?'

Ich verneinte weinend.

Die Hände meines Vaters strichen schwer und langsam durch mein Haar. Und dann sagte er ein Wort, für das ich ihm zeitlebens danken wollte: ‚Ich werde nochmals nach deiner Mutter suchen!"

Er hielt sein Versprechen.

Lange forschte der gütige Mann, der mir fremdem Kinde Vater war, nach meiner Mutter. So sehr er sich mühte, soviel Geld er hingab, es war alles vergebens. Sie blieb verschollen.

Mein Vater aber war zärtlicher zu mir denn je. Und langsam legte sich der Sturm in meinem aufgescheuchten Herzen und machte einem Gefühl scheuer, rätselseliger Verehrung für die ferne Mutter Platz. Sie lebte von nun ab in meinem Herzen ein wundersames Heiligenleben.

★

Als im Herbst von den mächtigen Bäumen die rings um Gutshof und Schloß von Vargaudvar gegen den Himmel strebten, die Blätter niederrieselten, da stampften unruhig die sechzehn Hufe des Viererzuges. Nervös zuckten die Pferdeleiber. Janos, der alte Kutscher, hatte Mühe, die Tiere in die Zügel zu zwingen.

Rundum stand das Gesinde; Männer wie Frauen. Jeder und jede wollte mir die Hand zum Abschied reichen. ‚Unser junger Herr fährt nach Pest, er wird Offizier!'

‚Ja, ich hatte sie alle lieb, die einfachen Leute. Wie oft war ich mit Ferenczi, dem blühenden braunen Burschen, draußen in den Vorwerken, in den Pferdekoppeln gewesen. Dort lehrte er mich, auf den ungebärdigen Tieren zu reiten. Wie oft bin ich mit ihm, mit Pista und all den anderen schwarzschopfigen Gesellen über die Steppe geritten, daß die rauhen, langen Grashalme bang erzitterten im Rhythmus des Gestampfes unserer Pferde! Und draußen, weit draußen in der Steppe, in Richtung gegen Abend, dort klebte an der Erde, im Schatten zweier einsamer, mächtiger Bäume, eine Hütte. Ein regenzermorschtes Brett, quer über der Haustür, trug verwaschene Buchstaben ‚Csarda' — Wirtshaus hieß dies zu deutsch.

So oft wir dahergestürmt kamen, fiedelten braune Zigeuner in der schwarzrauchigen Stube, drehten sich Burschen und Mädel in wildem Tanz. Im Mondlicht ging es dann spät, oft sehr spät, zurück.

Sie alle, die Genossen und Genossinnen meiner Jugend, standen ringsum und nahmen Abschied.

Da kam noch Ilonka. Nicht die alte, nein, die kleine, junge. Sie drängte sich zwischen den Leuten durch, im steifgebügelten, faltigen Rock, die schwarzen Stiefel klapperten eilig näher. Dann stand sie bei mir. Dunkle, nachtschwarze Augen blickten verstört aus dem braunen, ovalen Gesicht. In der Stirn zitterten goldblonde Haare. Jetzt beim Abschied sah ich wieder ihre eigenartige

Schönheit: schwarze Augen und goldblondes Haar. Und war sie erregt, wie zu dieser Minute, dann flackerten geheimnisvoll Goldsplitterchen in ihren Augen auf.

Sie reichte mir die feste kleine Rechte.

‚Vergiß mich nicht, Bandy!' stammelte ihr Mund. ‚Bitte, bitte, vergiß mich nicht!'

‚Nein, Ilonka, nein! Ich werde immer an dich denken und — an den Junitag im Maisfeld!'

Leise zuckte sie zusammen und entzog mir schnell die Hand.

In diesem Augenblick setzten die Pferde zur Fahrt an, die Menschen brachen in ein letztes Abschiedsrufen aus, winkten mit Hüten und Tüchern; ich grüßte zurück.

★

In sausender Fahrt jagte der Viererzug durch die Pußtalandschaft. Ich dachte an Ilonka, die kaum um ein Jahr älter war als ich. Gerne hatten wir mitsammen gespielt, oft waren wir in die Steppe geritten, als Kinder noch. In heiterem Spiel sind die Jahre der Kindheit verflossen, und wir beide merkten es kaum, bis — ja, bis zu dem Junitag. Da spielten wir im grünen Gehege des Mais Verstecken und suchten eines das andere, bis wir, müde geworden, uns inmitten der hohen Pflanzen zur Rast hinstreckten. Ich lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopfe gekreuzt. Ilonka neben mir, mit einem Arm aufgestützt.

‚Schau, wie tiefblau der Himmel ist', machte ich sie aufmerksam.

Sie sah mich genau an. ‚Ja', sagte sie dann, und das Flackern von Goldkörnern trat in ihre Augen.

‚Aber du siehst doch gar nicht zum Himmel auf!' meinte ich verwundert.

Heftiger flackerten die Goldkörner. ‚Ich seh den Himmel in deinen Augen, wie er sich da drinnen spiegelt!'

‚Ilonka!' flüsterte ich.

Ihr Körper kam näher, ihr Gesicht sank immer tiefer auf meines herab. Auch sie zitterte leise. Ich spürte ihren schnellen, warmen Atem.

Reglose Stille war um uns. Zeit und Raum schienen ausgelöscht. ‚Bandy, wie schön der Himmel in deinen Augen widerscheint!'

‚Wirklich?'

‚Bandy!'

‚Ilonka!'

Unversehens hielten wir einander umschlungen, preßten Mund auf Mund und bebten und bangten vor dem Geheimnis, das sich uns zu offenbaren schien.

Ob ich die kleine Ilonka nochmals sehen werde? Der Wagen jagte weiter über die herbstliche Pußta. An Viehherden vorbei, an niederen Hütten, um die Scharen von Gänsen watschelten und schnatterten.

Endlos dehnte sich die weite Ebene. Ich h
Zeit zu denken. Viele, viele Stunden Fahrt
ren bis Pest.

Nach vier Jahren Kadettenschule wurde ich
Fähnrich ausgemustert. Frohgemut lachte ich
die Tage.

Die kleinen Widerwärtigkeiten des Soldat
berufes schienen mir wie eine liebe Abwechslu
ja, wie das notwendige Körnchen Salz, das all
erst die rechte Würze gibt. Die kleine Ilonka h
te ich beinahe vergessen. Zwar kam ich ein
Male nach Vargaudvar, aber Ilonka weilte ni
dort. Es hieß, sie sei auf eine weit entfer
Meierei gekommen.

Ich kürzte meinen Urlaub häufig ab, denn
fühlte mich glücklicher, umgab mich der dunst
Atem der Großstadt. Dort waren meine Kam
raden, dort waren die fröhlichen, schwarzäugig
Mädchen, mit denen es sich scherzen und lach
ließ, die tanzen konnten wie die Windsbraut.

Oh, wie das lockte und leuchtete! Es war i
Ballsaal des Csaszarfürdö. Seide rauschte u
mich, warmer Atem streifte meine Wangen. I
wirbelte durch den Saal, nahm ein Mädchen n
dem anderen in die Arme, bis, ja, bis ein g
seltsamer Blick aus grauen Augen auf mir haft
blieb, mich verfolgte und nimmer von mir li
Ich wurde unsicher, ich stockte. Und als weich u
betörend der nächste Walzer zu klingen anhu
verneigte ich mich vor der königlich schönen, rei
Frau, deren rätselhafter Blick mich gebannt hat

Ich lernte in dieser Nacht das Mysterium d
Liebe kennen. Dann sah ich die Frau nie wied
Sie war am nächsten Tag abgereist.

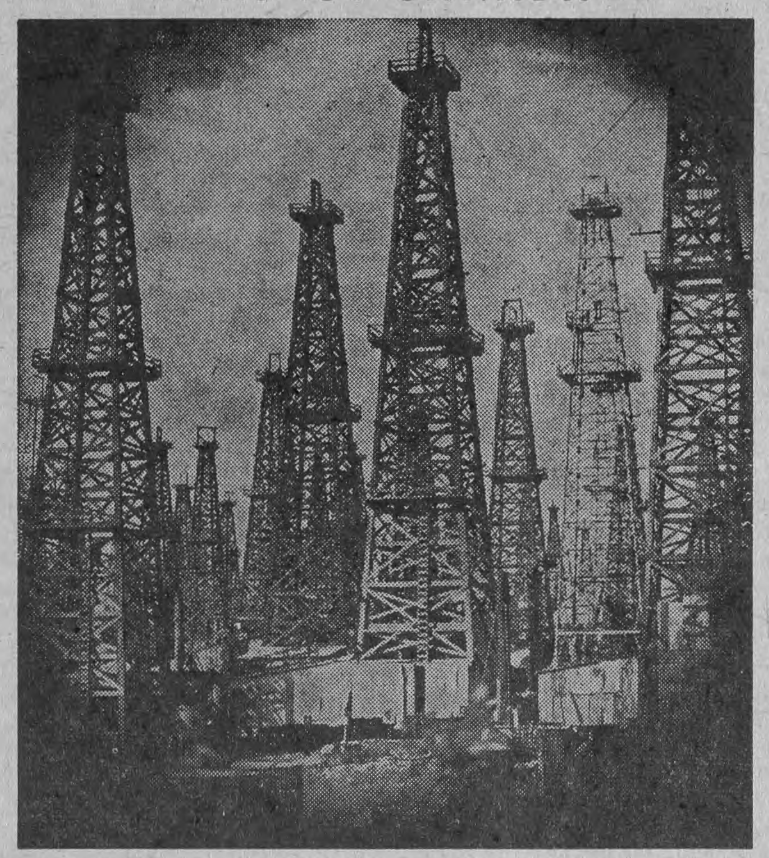
Aber da ich durch die vielleicht Fünfunddreiß
jährige das süße Gift gekostet hatte, packte mi
der Hunger; der Hunger meiner zwanzig Jah
Und viele wurden mein. Doch Unrast fieberte
meinem Herzen weiter. Verlangen quälte mi
— Verlangen nach dem einen ersten Weibe, da
in dem unwissenden Knaben den Brand der Le
denschaft entfacht hatte.

In diesen Tagen dachte ich oft an meine Mutte
So vergingen sechs Monate.

Da kam der Tag, der mir zum Schicksal wurd
Der Tag von dem ich sprach, war von lauter Spä
sommerwärme überflutet. Müßig schlenderte ic
langsam höher steigend, durch die Weingärten u
sah hinunter auf die Stadt, die sich in der Ebe
dehnte. Ihr Lärm brandete fast bis zu den Be
gen herauf.

Begierig sog ich die köstliche Luft ein, doch d
bei zog Sehnsucht nach der unendlichen Weite d
Pußta in mein Herz. Sprunghaft tauchten Bi
der auf: wie ich auf ‚Tunny', dem edlen Vollblu
durch die silbrige Mondnacht über die Pußt
preschte, wie ich an heißen Erntetagen Weize
schwaden bündelte, wie ich an den mächtigen Ei

DAS IST CANADA



Der Oelrausch des Westens hat nicht nur die gesamte Provinz Alberta erfaßt, er hat sich auch auf Saskatchewan und Manitoba ausgedehnt, wo man ebenfalls reiche Lager des „schmutzigen Goldes“ zu entdecken glaubte. So überziehen heute auch hier weite Gebiete fruchtbarer Prärieerde die klotzigen Strukturen der Bohrtürme der Oelgesellschaften — ein neues Zeitalter symbolisch kündend und reichen Segen in unsere Heimat bringend.

chenbäumen von Varga-udvar bis in die obersten Wipfel kletterte und wie ich mit Ilonka, dem blonden Mädel, im Maisfeld lag.

Da drängte sich, hinein in das bunte Bilderwerk aus goldener Knabenzeit, ein neues Erinnerungsbild. Frisch, lebendig, wie greifbare Wahrheit. Das Bild der Frau war es, die mich die Liebe gelehrt hatte. Schneller setzte ich Fuß vor Fuß und doch vermochte ich nicht, den heißen Gedanken zu entfliehen, die wie Höllenfeuer in mir brannten. Meine Finger krampften sich zu Fäusten, die Nägel trieben sich in das Fleisch. Mit heiserem Aufschrei warf ich mich in das rauhe Gras.

‚Herr Fähnrich, was ist Ihnen?‘ Eine Frauenstimme klang fragend und besorgt auf. Schreck und Beschämung zugleich ergriffen mich. Halb spöttisch, halb mitleidig sahen graue Augen auf mich herab.

Sprung auf, ich stand! Aber in rasenden Schlägen pochte mein Herz. Heiß und beklemmend enge ward es mir um die Brust. Narrten mich die Augen? Ungläubig starrte ich die Frau vor mir an.

Sie wich erstaunt und ängstlich zurück. ‚Was haben Sie?‘

‚Nichts, Gnädigste, nichts!‘ Ich bekam mich allmählich wieder in die Gewalt.

Zweifelnd lag der Blick der Frau auf mir. Da nannte ich meinen Namen. Nun schien sie beruhigt zu sein.

‚Darf ich erklären —?‘

‚Ja, Sie dürfen! Kommen Sie!‘

Wir beschritten gemeinschaftlich den breiten

Weg, der in den herbstfarbenen Wald führte. Verstohlen konnte ich sie beobachten. Wie glich sie doch der Frau, die mir mit dem Geschenk der Liebe alle Ruhe und Besonnenheit genommen hatte. Vielleicht schillerten die Augen dieser hier mehr ins Bläuliche, vielleicht war das Haar blonder, als es die eine besaß, aber sonst: Linie um Linie gleich.

Sie sprach völlig unbefangen. Das gab mir allmählich meine Ruhe wieder. Auf meine Bitte um ihren Namen hatte sie gesagt: ‚Nennen Sie mich nur Frau Gabriele, mehr brauchen Sie nicht zu wissen.'

Hundert und tausend Dinge sprach ich, da wir durch die freundliche Landschaft langsam der Stadt zuschritten. Aber ich behielt nichts von all diesen Gesprächen, ich sah immer nur die Frau —sie nahm alle meine Sinne gefangen.

Wir trennten uns erst unter dem Torbogen des großen Hauses, in dem sie wohnte.

‚Auf Wiedersehen!'

‚Aber nur zu einem Spaziergang, Sie dummer Bub'.

Voll von Seligkeit und krausen Plänen zog ich durch die nächtlichen Straßen der Stadt. Jungenleichtsinn jubelte in mir.

Schon am frühen Morgen des nächsten Tages wußte ich den Namen der Frau. Sie galt als Witwe eines Großkaufmannes aus Szegedin. Ihr Alter nannte man mir mit etwa siebenunddreißig Jahren. Siebenunddreißig Jahre! Und ich kaum zwanzig!

Tagtäglich waren wir beisammen. Die reife Frau und der unfertige Jüngling. Immer flehender, dringender, stürmischer wurde mein Werben. Und Sie? Sie war voll gleichmäßiger Heiterkeit und Ruhe, voll Harmlosigkeit und doch von strahlend fraulicher Würde, so daß ich nicht einen Schritt näher an sie herankam, obwohl inzwischen schon Monate heißen Werbens vorüber waren. Oft sprach sie mahnend: ‚Sie dummer, dummer Junge!'

Sechs Monate schon dauerte dieser Sturmlauf. Alles schien vergebens zu bleiben. Bis eines Tages Frau Gabriele wie verwandelt war.

Ich holte sie, es geschah an einem frühlingssonnigen Märznachmittag, in ihrer Wohnung ab.

‚Was sehen Sie mich so entgeistert an?' fragte sie, als ich sie verwundert anstaunte, da sie ein schalkhaftes Liedchen trällerte und mir dabei wie liebkosend durch den Haarschopf strich.

‚Frau Gabriele, Sie sind nicht wie sonst!'

‚Nein! Das brauchen Sie dummer Junge mir gar nicht zu sagen, das spüre ich selbst! Was mit mir ist? Gott, ich weiß nicht, ich fühle mich so jung! Ach, du —!'

Heiß spürte ich ihre Lippen auf meinen. Schnell und wild pochten unsere Herzen, aber doch war es ein Zusammenklingen. Mit leiser Gewalt wollte ich den letzten Schritt wagen. Da wehrte sie sich: ‚Nein, Bub, nein — sei gescheit, nicht alles auf einmal!'

‚Komm, gehen wir an die frische Luft!'

Gehorsam und willenlos folgte ich. Wir schritten wie immer durch Straßen, durch Parks und über Plätze, sprachen Belangloses, bemühten uns jedes nach Kräften, das Erlebnis mit keinem Wort zu streifen. Die Stunden vergingen. Längst schon warfen die Lichter der wenigen Straßenlaternen ihren matten, unruhigen Schein durch die Häuserzeilen, als wir vor Gabrielens Haus anlangten.

Ich gab nach.

‚Also servus, Bub, schlaf gut!' Sie reichte mir nachlässig die Hand.

‚Gabriele!'

Da fuhr sie mir mit der Hand an den Mund, als wollte sie mich am Sprechen hindern. Ich nahm diese Hand jäh und heftig in meine und drückte sie schmerzhaft.

‚Wildfang!' sagte sie vorwurfsvoll zärtlich. Noch einmal sah sie mich prüfend an, dann zog sie mich in das Haus. ‚Komm!' Sie schloß hinter uns ab."

Ich machte beim Abschreiben eine Pause. Ich hatte ob dieser verwirrenden und unerhörten Dinge aus der Jugend unseres Abtes Demeter kaum bemerkt, wie mir die schreibende Hand schwer wurde. Und doch las und schrieb ich weiter:

„Es schien, als sollte diese glückliche Weile kein Ende nehmen. Wohlige, dämmerungumhüllte Müdigkeit lag im Raum.

Plötzlich klang Gabrielens Stimme wieder auf: ‚Ich muß dir wohl sagen, warum ich vorhin so seltsam war? Ich will dich in mein Leben hineinsehen lassen.'

‚Ja, Gabriele! Du hast mir noch nie von dir erzählt!'

‚Es war viel Bitteres um meine Jugend. Als ich nach Budapest kam, zählte ich knapp achtzehn Jahre. Das weißt du schon, daß ich hier als kleine Schauspielerin anfing und schließlich die Frau jenes gütigen Menschen wurde, der mich liebte und verwöhnte. Und doch war ich unglücklich!'

‚Warum das, Gabriele?'

‚Ach, du kennst das Leben wenig. Du hast noch nicht erfahren, daß man alles bezahlen muß, jede Schuld, jedes Unrecht. Ich hatte einen großen Fehler gemacht. Ich verschwieg meinem Gatten, daß ich ein Kind hatte, und nach der Hochzeit getraute ich mich nicht, es zu sagen. So lebte ich wie ein Verbrecher, immer in Angst, immer in Zwiespalt, oft bereit zu bekennen und dann doch wieder zu feige.'

Ich weiß nicht, wie es kam: ich sah urplötzlich

in greller Deutlichkeit den Gutshof von Varga-udvar, sah ein junges Mädchen, das schluchzend ein kleines Kind vor sich auf den Weg legte und in das Maisfeld flüchtete.

‚Du hattest ein Kind, Gabriele?' Gepreßt fragte ich das und ich rückte unwillkürlich ein wenig von ihr ab.

„Ja, einen lieben, blonden Buben. Mein Vater, ein überaus strenger Mann, war hoher Staatsbeamter in Wien und ich ein kaum siebzehnjähriges Mädl. Er hätte mich halbtot geschlagen, würde er erfahren haben, daß seine Tochter von einem durchwandernden Studenten„ der nichts als eine schöne Stimme und ein sorgloses Herz besaß, ein Kind empfangen sollte. Den Vater fürchtete ich, und der Mutter wollte ich den Schmerz ersparen. Mein Freund war fort und ließ nichts mehr von sich hören. Als sich mein Zustand immer schwerer verbergen ließ, ging ich heimlich aus dem Elternhaus. Mit wenig Geld und viele Sorge mietete ich mich in einem Dörfchen nahe der ungarischen Grenze ein. Dort kam das Kind zur Welt. Nach sechs Monaten war das Geld verbraucht, die Sorge ins Unendliche gestiegen. Nach Hause konnte ich nicht mehr, ich mußte verschollen bleiben.'

Von überströmendem Mitleid erfaßt, nahm ich Gabrielens Hände und streichelte sie. Mein Gefühl für die Frau war ein kindliches. Ich sah nicht mehr das Weib, sondern eine Mutter in ihr.

Mit leisem Seufzen fuhr sie fort, zu erzählen. Langsam rang sich jedes Wort von ihrem Munde, im Dunkel verzitternd.

Scheu tröstend strich meine Hand noch immer über ihre Hände, während ich bangen und ergriffenen Herzens den halblauten Worten, dem Geständnis einer Frauenseele lauschte, bis ich selbst im Innersten erschauerte, zutiefst getroffen, aufgewühlt von einem plötzlich hereinbrechenden Orkan, mit wildklopfendem Herzen, mit angststarrenden, wirren Augen um mich sah und meine Umgebung nicht mehr erkannte.

Wie festgebannt lag ich.

So hörte ich ihre Stimme:

‚— — — wanderte nach Budapest. Bettelte mich durch, schlief in Maisfeldern und Strohtristen, und die Hunde jagten mich. Mein Kind teilte alles Leid, es hungerte mit mir, es wimmerte nachts, klatschte der Regen gewittertoll in die Maisstauden, es lächelte sein erstes zartes Kindeslächeln, reichten ihm mitleidige Menschen irgendwo ein Fläschchen Milch — wie damals, an jenem Tage, da ich sein Lächeln zum letztenmal sah. Irgendwo, ich gäbe mein Vermögen, wüßte ich den Ort, irgendwo in der Pußta — sonnglutig war der Tag — stand massig und vornehm ein Gutshof. Ach, wie selig es lachte! Da packte mich wieder das Fieber, das schon lange in mir fraß. Müde, todmüde war ich und so sterbenselend. Ich empfand nur noch die Furcht, das Kind einem ungewissen Schicksal entgegenzutragen. Hier war ein stolzes, festes Haus, hier würde es eine Heimstatt finden. Und als Leute kamen, fröhliche, lustige Leute, da legte ich meinen Kleinen in jähem Entschluß an den Weg. Nie wieder fand ich das Haus, nie die Gegend, so sehr ich nach Jahren auch suchte.'

Mir dröhnte Wort für Wort ins Gehirn. Feurige Blitze tanzten vor meinen schreckstarren Augen. Schweres Keuchen rang sich aus mir.

‚Bub, was hast du?'

‚So sprich doch ein Wort, Bub, du machst mir Angst!'

Krampfhaft weiteten sich meine Augen, gräßlicher Schmerz stach mir durch den Kopf, meine Hände sprangen vor, griffen nach dem schlanken weißen Hals, krallten sich darein, blindwütig, unverrückbar, tiefer und tiefer — eisern —.

Der Frauenkörper zuckte auf in wilder lebenshungriger Abwehr, bäumte sich sekundenlang, Hände, Fäuste schlugen im Todeskampf ziellos umher, immer schwächer wurde das Schlagen, schwächer das Zucken, dann sank die schwere Last des erschlafften Körpers auf mich.

O Gott, was ist geschehen? In mir hämmert und klopft, stürmt und tost es. Blutrotes Flimmern liegt vor meinen Augen. Ich kann nicht klar denken, ich kann nicht! Ich weiß nur eines, meine Sinne haben nur eines verzeichnet: ‚Ich habe meine Mutter erwürgt!'

Alles ringsum in der rosaroten Dämmerung, all die leblos gewesenen Dinge rufen es mir zu, dringen auf mich ein: ‚Du hast deine Mutter erwürgt!'

Tausendfach widerhallt es: ‚Erwürgt! Erwürgt! Erwürgt!'

Mich packte kaltes Grauen. Ich springe in toller Angst auf. In den Kleidern ist die Waffe. Jetzt habe ich sie. Dort — dort — dort, von überall dringen Rächer ein. Die Bilder, sie leben, die Möbel, sie wandeln sich zu Häschern, die kleinen Sächelchen in der Runde, sie schicken sich an, mich zu fassen, sie alle greifen nach mir.

Bin ich wahnsinnig?

Ich schieße. Ich schieße in den Spiegel, in den Kasten, in — ach, was ist das? Der Leichnam bewegt sich — er facht nach mir! Nein, nein! Laß mich! Du mußt tot sein! Tot! Die Schmach — ach, diese Schmach! Ein Schuß knallt durch den Raum, ich stürze . . .

Brüder, die ihr meine Beichte aufnehmet, wisset: alle Schrecknisse jener Nacht und jener Stunden habe ich jetzt wieder miterlebt, all das unheimliche Grauen war bei mir, hielt Rast und lachte verächtlich, als es sah, wie mich die Erinnerung niederwarf.

Brüder, ich habe getreulich bekannt. Tagelang rang ich mit dem Tode. Die Schußverletzung, die ich mir beigebracht hatte, war sehr schwer. Im Fieber liegend, mußte ich die wilde Jagd peinigender Phantasien über mich ergehen lassen. Dann, als ich Stunden klarer Besinnung hatte, als Einzelheit um Einzelheit sich in meinem Geiste zeichnete, riß ich in Entsetzen die Verbände von meinem Kopf und fluchte allen, die mich nicht sterben ließen.

Warum sollte ich noch atmen? Mein Leben war zerbrochen und mein Herz war ausgebrannt, samt dem darin aufgebauten Altar jahrelanger Sehnsucht. Meine Mutter, ach nein, ich konnte das Fürchterliche nicht zu Ende denken, ich wußte nicht und weiß es auch heute noch nicht, ob sie es wirklich war, an der ich zum Mörder wurde; ich hatte nur noch einen einzigen Wunsch: zu sterben!

Aber man bewachte mich streng. Gott und die Menschen forderten meine Buße: ich genas.

Einige Zeit später stand ich in einem großen Saal. Männer in schwarzen Talaren lasen aus Akten.

Sie fragten mich dies und das.

Ich schwieg.

Im Rücken stockte einer vielhundertköpfigen, neugierigen Menge der Atem, so oft das Wort ‚Mord' durch den Saal schwirrte. Ich fühlte, wie brennende Blicke auf mir lasteten.

Ich schwieg.

Drei Tage dauerte der Prozeß. Ich hatte nicht zehn Worte gesprochen. Alle Annahmen der Behörden waren falsch. Niemand ahnte den Zusammenhang.

Am Abend des dritten Tages trappelte auf ein Glockenzeichen alles hoch, stand mit vorgestrecktem Hals und angehaltenem Atem, lauschte lüstern und gierig den Worten des Urteils: vier Jahre schwerer Kerker!

Ich schwieg.

Man führte mich ab.

Und dann kamen vier lange, schwere Jahre. Aber eines Tages war ich frei. Jedoch nicht frei von unermeßlicher Schuld.

Mein erster Weg führte mich zu einem Grabhügel. Dort brach ich nieder.

Als ich zu mir kam, sah ich ein schmales, blasses Mönchsgesicht in brauner Kutte über mich gebeugt.

‚Laßt mich zu euch!' war mein Flehen.

Bald trug ich das braune Kleid und hieß Bruder Demeter. Seither sind an die fünfzig Jahre verflossen. Tag für Tag war der Sühne und büßender Selbstzüchtigung geweiht.

Als hier im Münster Abt Kornelius zu Gott berufen wurde, sandten mich meine Oberen hierher, mir die Führung dieser altehrwürdigen Stätte anvertrauend.

Ich wehrte mich, denn ich wollte Diener sein und nicht Gebieter über andere. Da befahl man mir. Ich mußte gehen und wurde Abt.

Als solcher bin ich ein achtsamer Hüter des Hauses und der mir anvertrauten Seelen. Viele werden sagen: ein strenger, ja ein harter Hüter.

Meine Strenge aber ist keine Strenge. Sie ist ein Wall, hinter dem ich mich verberge, ein Damm, der mich und euch allem irdischem Empfinden fernhalten, unsere Schüler und die gläubige Gemeinde aber aus ihrer diesseitigen Lebensgebundenheit zu einem besseren Jenseits hinweisen soll. Dies bleibt neben der Buße, die ich immer üben will, die mir von Gott gegebene Aufgabe meines Lebens.

Ich schließe mit dem Zeichen des Kreuzes: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. Der Herr segne euch und führe euch in Wahrheit zum Guten. — Demeter."

IV.

Meine heißen, fiebernden Hände klappten zögernd das Aebtebuch zu. Scheu barg ich die Seiten vollgekritzelten Papieres an meiner Brust.

All das Gelesene, die Vielfalt fremden Erlebens, das auf mich einstürmte, das Unheimliche, das Grauen, das in der Geschichte Abt Demeters lag, das unvollständige Erfassen mancher Einzelheit und noch dazu das bedrückende Gefühl einen Diebstahl begangen zu haben: es brachte mein Denken in seltsamen Aufruhr.

Drei Glockenschläge hallten durch das Fenster. Unwillkürlich sah ich nach der Uhr. Fast viereinhalb Stunden war ich hier gesessen. Jetzt spürte ich mit einem Male, wie mich die Glieder vom langen Sitzen schmerzten, mir die Augen vom Lesen und Schreiben brannten, sich die Muskeln in den Fingern der rechten Hand krampften. Mir war sterbenselend zumute.

Am ganzen Körper zitternd, saß ich in der Einsamkeit des Raumes und weinte. Ich weiß nicht, was mich mehr bedrückte, Abt Demeters schuldschweres Bekenntnis, das in der Verneinung des Seins nach Erlösung suchte oder die Angst vor meinem eigenen Leben, das sich plötzlich mächtig in mir regte und fragend in die Zukunft vorstieß. Würde ich den richtigen Weg finden? Wo war er? Gärende Unruhe erfüllte mich. Ich dachte nicht an das Heimgehen, nicht an die Gefahr des Entdecktwerdens, ich merkte nicht, daß die Sonne weit nach dem Westen abgewandert war und ihre Strahlen längst nicht mehr im Zimmer spielten, ich merkte nicht, daß der Raum bereits im Schatten des herbstlichen Nachmittags lag.

Mein Blick war in nie gekannte Fernen gerichtet. Ich schaute die ungarische Landschaft, die sonnglastige Unendlichkeit der Pußta tat sich vor mir auf. In ihrer Weite das Schloß Vargaudvar, rundum alte, kleine, geduckte Hütten, dar-

über die Ewigkeitsglocke des Himmels. So stellte ich mir die Heimat Abt Demeters vor. Und Budapest sah ich, die große, lebendurchpulste Donaustadt. Ach, ich hatte noch keine Stadt gesehen, nur die kleine Ortschaft kannte ich, die im Schatten des Klosters lag.

Unnennbares Gefühl erfaßte mich. Zu den erregend wirren Bildern trat das Denken an die wenigen Jahre, die mir noch gegeben waren.

Alles in mir wehrte sich mit einem Male heftig gegen Lebensabwendigkeit und Entsagung, die ich all meine Tage üben sollte.

Erschauernd sah ich mich in dem Raume um. Wie ein Gefängnis erschien mir plötzlich das Kloster. Aber ich wollte nicht eingesperrt werden und in Bußübungen das Leben ertöten. Nein! Tausendmal nein! Noch war mir der Gedanke neu, noch zitterte ich davor, ihn auszudenken. Aber ob ich mich auch vor Abt Demeter schuldig fühlte — und ob ich auch die ewige Seligkeit verlöre und grausame Höllenqualen dafür leiden müßte —, ich wollte nimmermehr als meine Berufung ansehen, was die Patres von mir erwarteten: einer der ihren zu werden!

Die vier Stunden hatten große Veränderung in mir bewirkt. Dem Widerstreit meiner Gefühle hingegeben, vergaß ich meine Umgebung vollends. Erst als draußen im Kreuzgang schlürfende Schritte nahten, schreckte ich auf. Wenn man mich hier als Einbrecher erwischte?

Nein, niemand kam. Vorsichtig schlich ich durch die Räume, kroch durch das Fenster hinaus und stand alsbald wie von ungefähr im Kreuzgang.

Eben als ich durch die breite Klosterpforte schritt, um schleunigst den Heimweg zu nehmen, kam von draußen her Pater Marian.

Mir wollte im Augenblick das Herz stillestehen. Mit schnellem Gruß trachtete ich vorbeizukommen. Aber Pater Marian verhielt mich zum Stehen. Er fragte, was ich gemacht habe. Ich belog ihn und wollte weiter.

„Bist aber heut wunderlich, Christopf! Na, geh' nur! Hast sicher schon Gusto auf die Jausen?"

Dankbar um die Ausrede, die er für mich ausgesprochen hatte, antwortete ich: „Ja, Pater! Dampfnudeln gibt es heute!"

„Also, da lauf zu, Bub! Sonst frißt's die Katz!" Er verabschiedete mich kopfschüttelnd.

Stundenlang war ich dann im Walde herumgetrieben. Ich entsinne mich, daß mir die Mutter keine Dampfnudeln mehr gab, weil ich so spät nach Hause kam, und ich weiß auch noch, wie ich in meiner braungestrichenen Bettstatt auf knisterndem Stroh lag und voll gärender Gedanken durch das kleine, eisenverkreuzte Fenster blickte, wo gegenüber am Rand des Hüttendaches der Mond stand und in gutmütigem Spott breit grinsend auf mich sah. So, als wüßte er um meinen Zustand und als wollte er sagen: „Ja, ja, so geht es! Solche Sturmzeiten muß jedes junge Herz mitmachen!"

Je mehr ich mich mit meinen Gedanken herumschlug, um so drängender wurde meine Sehnsucht, die Welt, der ich entsagen sollte, kennenzulernen.

In jenen mondlichtdurchgeisterten Nachtstunden faßte ich den Entschluß, heimlich in die Welt zu gehen. Das Waldhaus, den still träumenden Waldteich, die weihrauchdurchströmten Klosterräume wollte ich verlassen. Genau begann ich alles auszuklügeln, doch mitten im Plänemachen — o gottvolle Jugendzeit! — schlief ich ein.

Diese Nacht war erfüllt von wirren Träumen. Das Leben in vielbunter Gestalt huschte an mir vorüber. Die Mutter sagte mir am Morgen, sie habe meine Unruhe bis in ihre Kammer gehört. Dreimal sei sie aufgestanden, um fürsorglich nach mir zu sehen.

★

Weihnacht kam und ging vorüber. Lautlos und kaum merkbar anders waren die Festtage gewesen. So, wie es sich für das stille Waldhaus schickte.

Immer näher kam der Tag, den ich mir festgesetzt hatte. Der Tag, an dem ich die Heimat verlassen wollte. Mutter und Vater, das Waldhaus mit seiner mir so vertrauten Umgebung, das alte Kloster mit den gestrengen Patres, die mich vielleicht verdammen würden, alles wollte ich zurücklassen. Nichts würde ich mitnehmen als das Nötigste an Wäsche und Kleidern und die wenigen Sparkreuzer, die sich inzwischen wieder in der buntbemalten Sparbüchse angesammelt hatten. Das alte Pergament und das blaue Lebensbüchlein sollten auch nicht vergessen werden. Diese beiden Dinge würden meine Wegbegleiter sein bis zur letzten Stunde. Und noch etwas wollte ich mitnehmen und treu behüten: das Heft, in das ich Abt Demeters traurige Geschichte geschrieben hatte.

Mit seltsamer Ruhe und Festigkeit des Gemütes traf ich die kleinen Vorbereitungen. Ein paar abgegriffene Karten aus meinem Schulatlas waren bestimmt, mir gute Dienste zu leisten. Niemand ahnte auch nur das geringste von meinem Vorhaben. Wohl merkte meine Mutter, daß ich sie oft verstohlen lange anblickte. Ich wollte ja ihr Bild meinem Geiste fest einprägen, es mitnehmen, damit es mir ein Talisman sei in notvollen Stunden.

Am ersten März dieses Jahres, man schrieb neunzehnhundertundvierzehn, und der Tag war mein Geburstag, verabschiedete ich mich zärtlicher als sonst von meiner Mutter, die mich darob verwundert anblickte, so daß ich die Augen senken mußte.

Rundum wanderte dann noch einmal mein Blick im Raume, ehe ich über die Türschwelle schritt. Da draußen lag der Wald in sehnendem Frühlingsahnen. Unruhegetrieben eilte ich zum

Waldteich, der fast winterlich kalt noch, in schwingender Stille glänzte.

Schon tauchten die altersgrauen Mauern des Klosters auf — aber ich ging nicht wie sonst auf sie zu. Nein, ich schwenkte in die steinige Straße ein, die fortführt aus dem Tal, und die, wie ich aus der Karte wußte, in die große, breite Heerstraße mündete, auf der ich in das Leben wandern wollte.

Noch am ersten Tag, schon im nächsten Oertchen, das ich durchquerte, vertraute ich zwei längst vorbereitete Briefe einem gelben Postkasten an. Einen an die Eltern. In steiler Knabenschrift stand darin zu lesen:

„Liebwerte Eltern! Eine große Sehnsucht treibt mich fort. Ich wandere in die Welt. Seid nicht böse deshalb. Es wird mir sicherlich nichts geschehen. Fragt nur Pater Marian, er wird Euch alles erklären. In einigen Jahren komme ich wieder als tüchtiger Mann. Bitte, liebe Eltern, laßt mich nicht verfolgen durch Gendarmen, seid gescheit. Laßt mich meinen eigenen Weg suchen. Im Kloster kann ich nimmer bleiben. Auf Wiedersehen! Euer Christopf."

Der zweite Brief war für Pater Marian bestimmt. Ich versuchte ihm verständlich zu machen, warum ich fortmußte, und ich bat ihn, mir zu verzeihen. „. . . Zwölf Jahre habe ich noch zu leben. Sie selbst haben es im Pergament gelesen. Und da will ich hinaus über den Schatten der Klostermauern, will die Weite der Welt kennenlernen. Sagen Sie, lieber Pater, ist es schlecht von mir, wenn ich das tue, wenn ich fortgehe? Nein, ich glaube nicht. Und vielleicht werden Sie mich auch nicht verurteilen. Sie waren nie so streng wie Pater Gerhardus und die anderen, die so viel vom ewigen Verderben sprachen, daß man Angst bekam, es könnte zu leben allein schon Sünde sein. Ich will nicht schlechter zurückkehren in die Heimat, als ich von ihr fortgegangen bin. Und ich fühle, daß dies ein großes Versprechen ist.

Freilich ist es jetzt mit dem Priesterwerden vorbei. Ich glaube aber, der liebe Herrgott wird es mir nicht nachtragen. Der wird ein Einsehen haben, daß ich die zwölf Jahre anders nützen muß, als mit Beichthören und Messelesen. Sonst hätte er es gar nicht zugelassen, daß ich in die Welt gehe. Lieber Pater Marian! Und jetzt wandere ich halt in Gottes Namen, und über Jahr und Tag bin ich wieder bei Euch . . ."

★

Freunde, laßt euch genügen, erzähle ich von meinen ersten Wandertagen nur, daß ich rüstig und wohlauf gegen Osten sah, immer der Sonne, dem Licht entgegenging. Laßt euch sagen, daß ich bei gutherzigen Menschen zu Gast blieb, die mich willig speisten, die mir ein sicheres Plätzchen zur Nachtruhe boten und, ehe ich am Morgen weiterwanderte, mir in den Rucksack ein Stück Brot packten und noch mehr gute Wünsche mitgaben. Mir, dem unbekannten Wanderburschen, der irgendwohin in die Fremde ging.

So zog ein Tag nach dem anderen über silberne Sternbrücken in einen neuen Morgen.

Südlich der Donau wanderte ich dahin. Mit großen, erstaunten Augen schaute ich die tausend Wunder, die sich mir auftaten, das vielfältige Neue, das auf mich einstürmte. Wenn ich abends in ein Bauernhaus trat, das am Wege lag, um ein Nachtlager bat und dann im Stroh des Pferdestalles oder der Scheune, mitunter sogar in einem regelrechten Bette mich zur Ruhe legte, sah ich all das Schöne im Traume nochmals. Mein Leben war in jenen frühlingsseligen Tagen ein ununterbrochenes Schauen, Lernen und Staunen.

Am sechsten Tag, zu obendgoldener Weile, sah ich im Norden einen ungeheuren Lichtschein. Ein Brand? Nein, der Schein lag ruhig und gleichmäßig am Horizont. Neugierig fragte ich einen alten Mann, der kurzatmig den schlehengesäumten Weg heraufkeuchte. „Na, das ist doch die Wienerstadt!" erhielt ich zur Antwort.

Daß Wien nicht mehr weit sein konnte, wußte ich aus meiner Karte. Aber nun war ich doch erstaunt und beschämt. Heftig drängte es mich,

nach Wien zu wandern; ich hätte die Stadt gerne gesehen, von der ich schon viel in Büchern gelesen hatte. Aber ich war ein schüchterner Landbub, in abgetragenen Kleidern, und getraut mich nicht in die alte Kaiserstadt. So wanderte ich am nächsten Tag an Wien vorbei und dann weiter nach Norden, bis ich an dem breiten Band der Donau stand.

Herrgott, so viel Wasser! Was war dagegen mein Waldteich daheim? Am jenseitigen Ufer strebte ein steiler Berg zum Himmel. Oben war eine Ruine. Auch eine Säule oder ein Denkmal leuchtete herab.

Als ein Schiffer sich an einem Kahn zu schaffen machte, bat ich ihn, mich über das Wasser zu fahren.

„Wo willst du denn hin, Bürschl?"

„Nach Varga-udvar!" gab ich zur Antwort. Wirklich hatte ich mir Abt Demeters ungarische Heimat als erstes Reiseziel **erkoren.**

„Das kenn ich nicht!" maulte der Mann mürrisch.

„Es ist ein Gut in der Pußta!"

„Da mußt nit grad über die Donau fahren!"

„Ich möcht auf den Berg dort hinauf!"

„Ach so, auf Theben. Ja, das ist was anderes, also setz dich herein!"

Im Nu saß ich in dem schwankenden Kahn. Die kräftigen Arme des Schiffers lenkten kundig das Fahrzeug. Weit drunten kamen wir an das linke Ufer.

„Was bin ich schuldig?" meinte ich zaghaft. Bisher hatte ich von meiner kargen Barschaft nichts verbraucht, im Gegenteil: ich war einmal von einem mitleidigen Dorfschulmeisterlein mit einem Fünferl beschenkt worden.

„Geh, Lump, notiger, hast eh selber nix, was fragst da noch lang!" lachte der Mann gutmütig. „Die Fähr' über die March, die ist bei Neudorf oben", rief er mir nach, als ich mich mit einem erleichterten „Danke schön!" verabschiedet hatte.

Ja, ich mußte auch noch über die March. Frisch wanderte ich weiter. Nahe vor mir lag nun der steile Hang. Aber zwischen ihm und mir floß die March, die sich am Fuß des Berges mit der Donau vereint.

Diesmal mußte ich ein blankes Zehnhellerstück für die Ueberfahrt opfern. Ungern gab ich es her.

Drüben wartete mit strenger Miene ein schnurrbärtiger Zollbeamter. Er durchsuchte meinen Rucksack, fragte nach Woher und Wohin und ließ mich erst laufen, als ich versicherte, nur die alte Burg auf dem Berge dort oben besichtigen und dann wieder nach Oesterreich zurückgehen zu wollen. Ich war ja nun in Ungarn! Im Heimatland, eigentlich in der zweiten Heimat Abt Demeters.

In jugendlichem Eifer kletterte ich die jähen Hänge empor, sprang über uralte Mauerreste, sah verschüttete Eingänge zu alten Bergkellern, eilte über steile, glatte Stufen aufwärts; stellenweise ging es gefährlich nahe an einer Felswand vorüber. Auf einmal stand ich auf dem Berge, zuoberst auf dem Gemäuer, wo ich an vorspringender Stelle das mächtige Denkmal König Arpads fand, das weit hinaussah in die Lande, die ringsum in der Ebene sich breiten.

Zu meinen Füßen lag die Welt, volle zwei Stunden lang. Dann stieg ich nachdenklich nieder und wanderte nicht mehr zurück zu dem Zollbeamten, sondern hinein in das weite Ungarland. Noch sah ich linker Hand niedere Berge. Aber mit jedem Wandertag traten sie mehr und mehr zurück, und schließlich verschwanden sie tief im Horizont.

V.

Auch hier in Ungarn waren die Menschen freundlich zu mir. Kaum ein- oder zweimal geschah es, daß mir ein Nachtlager verweigert wurde. Da wanderte ich dann um ein Haus weiter und fand dort gastliche Aufnahme. Den ungarischen Gendarmen wich ich ängstlich aus. Sie hätten mich sicher nicht unbehelligt gelassen.

Zwei Wochen war ich nun von der Heimat fort. In manch dampfigen Pferdestall hatte ich vom fernen Waldhaus geträumt und den blauschimmernden Waldteich in seiner wundererfüllten Einsamkeit prangen gesehen. Gerne gedachte ich der Heimat, gerne träumte ich von ihr, aber das Verlangen heimzueilen, erfaßte mich nicht.

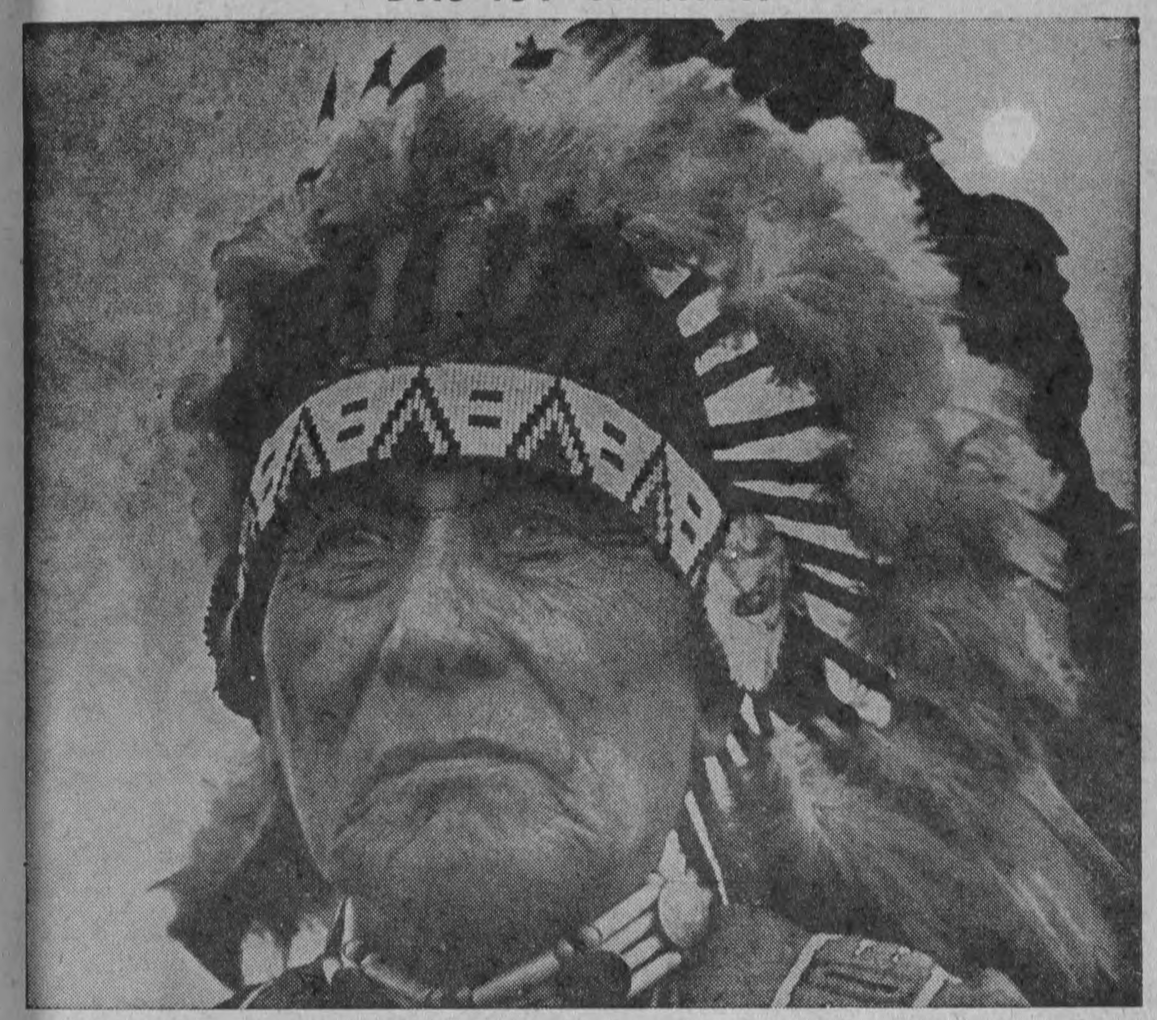
Je tiefer mich die Tage in das Ungarland trugen, um so seltener fand ich Menschen, die deutsch sprechen konnten. Doch es gelang mir durch Gesten und Gebärden meine kleinen Wünsche den Leuten verständlich zu machen. Auch hatte ich in den vierzehn Tagen schon mancherlei ungarische Wörter erlernt.

Als erstes Reiseziel dachte ich an Abt Demeters Jugendheimat. Ich wußte nicht, warum es mich gerade nach dem einsamen Gutshofe in der Pußta zog, dessen genaue Lage ich nicht kannte. Was trieb mich, was wirkte in mir? Führte mich Abt Demeter? Wollte er mir sein fernes glühes Leben noch näherbringen? Ich konnte keine Antwort geben. Aber ich fragte jeden Menschen, der ein deutsches Wort verstand, wo hier in der endlos scheinenden Pußta der Gutshof von Varga-udvar liege.

Einige Tage schon durchwanderte ich die eigentliche Pußta. Auf meine Frage erhielt ich noch immer ein „Weiß nicht!" zur Antwort.

Kennt ihr die Pußta, Freunde? Kennt ihr das Land, darüber der Herrgott in seliger Schöpferlaune mit seiner mächtigen Hand gefahren sein soll? Kraftvoll hat er alles hinweggeräumt, was nicht nach weiter, sehnsuchtsvoller Ebene aussah,

DAS IST CANADA



Wieviel Ernst, wieviel Enttäuschung und Grimm liegt doch in den Gesichtszügen dieses alten Indianerhäuptlings, einer der wenigen Ueberlebenden jener ehemals kühnen Nomadenvölker, die das weite Gebiet unserer jetzigen Heimat von Küste zu Küste durchstreiften und dem Eindringen des weißen Mannes erbitterten Widerstand entgegensetzten. Heute leben nicht mehr als 100,000 von ihnen in wenigen von der Regierung unterhaltenen Reservoirs oder bevölkern die Slums der Großstädte. Wenig ist von der früheren Pracht, den uralten Sitten und Gebräuchen übrig geblieben. Die Indianer haben als Volk zu bestehen aufgehört.

damit die Sonne am Abend recht lange ihren goldenen Schein über die rauhen Steppengräser leuchten lassen könne.

Kennt ihr das Land ohne Berge und Felsen, das sich unendlich vor euch breitet, ihr möget in der Runde schauen, wohin ihr wollt? Der Horizont ist eine ungeheure, feingezeichnete Kreislinie, nirgends gebrochen, kaum da oder dort leicht ansteigend in sanftwelliger Hügelkette. Es ist, als träte man in eine andere Welt. In eine Welt, die viel Zeit hat, die nicht ruhelos nach Tag und Nacht fragt, nicht nach Licht und Schatten. Ein stetes Einerlei von riesigen, herben Steppenbezirken, kurzgrasig da, langgrasig dort. Dann aufgerissene, dampfende Felder, über die arbeitsfrohe braune Männer gingen und mit weitem Schwunge Korn säten.

Tag für Tag meiner Wanderung sah ich das gleiche Bild. Die gleichen dunklen, kräftigen Mannsgestalten und die Weiber in bunten Kopftüchern, hohen Stiefeln und mit schweren, schmutzigweißen Schafpelzen um die Schultern. Nachtschwarze Augen sahen mich prüfend an. Wie leise Schwermut lag es in den meisten, und doch

knisterten ab und zu seltsam fremde Lichter darinnen auf, die den Gesichtern eigenen Reiz verliehen und selbst alten Frauen einen Abglanz heller Jugendlichkeit schenkten.

Tief in der ungebundenen Weite des Alföld war es. Mit keinem Gedanken bereute ich meine Tat. Warum auch? Mir ging es gut. Ich besaß noch meine Barschaft, hatte überall Essen und Quartier geschenkt bekommen. Kleider und Schuhe waren noch nicht zerschlissen. Gesund fühlte ich mich auch. Die traurigen und düsteren Gedanken regten sich immer seltener; ich war glücklich.

Hundertmal hatte ich auf meine Frage nach Varga-udvar ein „Weiß nicht!" zur Antwort bekommen. Unbeirrt fragte ich weiter.

So auch am vorletzten Märztag. Ein großes Gehöft, dessen weiße Mauern mir bereits in den Nachmittagsstunden ein „Komm!" gewinkt hatten und auf das ich nun zugewandert war, um geborgen zu sein vor der Kühle und Feindlichkeit der Nacht, nahm mich freundlich auf. Mägde und Knechte begafften wohl ein wenig den seltsamen Gast, der kein Zigeuner und auch kein Landsmann war, aber ich gab ihre neugierigen Blicke zurück: sah ich doch zum erstenmal einen großen Pußtahof.

Im weiten Vorhaus, in dem ländliches Handwerkzeug stand und lag, hieß man mich an den Klobentisch niedersetzen. Ein flinkes Mädchen in buntem Rock und noch bunterem Kopftuch, aus dem zwei lange pechschwarze Zöpfe zur Erde wallten, brachte auf hellgescheuertem Holzteller weißes Brot und paprikaroten Speck. Mit einem Gehagel munterer Worte, die ich nur zum kleinen Teil zu deuten wußte, lud sie mich zum Schmauß ein.

Mutter daheim hatte mir als Knaben einmal eine kleine Wahrheit offenbart: „Gibt dir jemand etwas gern und aus freien Stücken, dann darfst du es nicht verschmähen."

Nun, das tat ich keineswegs. Auch dann nicht, als mir das fröhliche Kind, das so runde Augen machen konnte, wie unser schwarzer Kater daheim, erzählt man ihm von einer Maus, ein irdenes Krüglein voll klaren scharfen Schnapses über die eichene Platte zuschob und mich freundlich aufforderte, zu trinken. Sie lud mich dadurch ein, daß sie selbst, ehvor sie mir das Krüglein wohlwollend unter die Nase brachte, einen herzhaften Schluck nahm. So hielt ich ein fröhliches Gelage und lachte mit meiner jungen Wirtin um die Wette. Das Wortgequetsche, das wir beide von uns gaben, war aber auch danach! Sie verstand nur etliche Brocken deutsch, etwa genau soviel, wie ich ungarische Wörter sprach.

„Hallo, da ist ja ein Deutscher!" dröhnte plötzlich eine tiefe Stimme durch die Einfahrt. Siefel, schwer und wuchtig, knarrten über den ästigen Holzboden, der in den Fugen knirschte. Eine massige Gestalt schob sich zur Türe herein.

„Der Verwalter!" raunte die Kleine.

Ich sagte mein Sprüchlein. Gerne wurde mir das erbetene Nachtlager gewährt.

„Erzähl! Woher? Wohin?"

Frischfröhlich log ich drauf los, ich wolle in der Pußta einen Posten suchen, um die großzügige Weidewirtschaft kennenzulernen. Der Mann, ein Ungardeutscher, glaubte meinen Worten. Wie von ungefähr fragte ich nach Varga-udvar.

„Kenn ich beiläufig", war seine Antwort. „Doch komm, wir wollen besser schauen!" Wir schritten über den großen stallriechenden Hof, mitten durch lebhaftes Gänsegeschnatter. Er stieß eine Türe auf und wir befanden uns in der einfachen, nüchternen Gutskanzlei.

Auf staubigem Bücherregal standen in bestem Durcheinander Bücher und Büchelchen. Mit kundigem Griff zog er eines heraus, ließ Seite um Seite knistern, hielt irgendwo inmitten der papiernen Welt, sein wulstiger Finger suchte über Buchstabenreihen, hastete auf und nieder und blieb schließlich auf einer schwarzen Seite haften. „Da ist's!" verkündete die brummbassige Stimme.

Mein Herz klopfte merklich schneller. Ja, hier stand es. In ungarischer Sprache. Ich ließ mir erklären: Varga-udvar sei eine Herrschaft im Komitat Debreczin mit achttausendsechshundert Joch Gründen, liege etwa eine Tagereise von hier und gehöre einem Herrn von Pakaß.

Dann klappten die dicklichen Finder das Büchlein zu, während ich ein „Danke schön!" sagte. Im Geist sah ich mich schon in Varga-udvar. Dort wollte ich bleiben. Man wird mich jetzt in der Frühlingszeit brauchen können. Schon einige Male fragte man mich während meines Wanderns, ob ich nicht bleiben möchte; man wüßte für ein so handsames Bürschlein allerlei zu tun. Ich hatte aber überall abgelehnt, um mich für das eine Haus im Alföld aufzusparen.

Morgen schon wird es sich weisen, ob ich recht tat. Morgen schon werde ich die Luft von Varga-udvar atmen! Voll der Gedanken an das Kommende, voll seltsam freudbanger Erwartung schlief ich auf dem Lager ein, das mir magyarische Gastfreundschaft bot.

Niemals in den vier Wanderwochen war ich so frisch und munter, so voll innerer Fröhlichkeit vom Lager gesprungen. Welch flottes, frisches Wandern. Ganz anders als sonst! Nun wußte ich: dort im Osten liegt das vorläufige Ende meiner Weltenfahrt. Auf meine Karte, sie war ziemlich genau, hatte mir der gesprächige Verwalter noch ein rotes Kreuzchen gemalt, mitten in die blaßgrüne Ebene des Alföld. Das sollte Varga-udvar sein. Erst als die Sonne im Scheitel stand, hielt ich Rast. Speck und Brot waren willkommenes Labsal. Die Sonne brannte mir im Rük-

ken. Ab und an fragte ich in holperigem Wortgemisch nach Varga-udvar. Man deutete mir, daß man den Namen sehr wohl kenne und zeigte mir auch die Richtung. Nach einer Stunde sah ich in der Ferne Baumspitzen aus dem milchigen Dunst ragen. Immer höher wuchsen sie auf. Weiße Flecken glänzten dazwischen: die Bäume und Mauern von Varga-udvar.

Eine kleine braune Erdwelle, nur wenige Meter hoch, die links von meinem Weg wie von ungefähr aus dem Boden sprang, einige hundert Meter hinlief und sich ängstlich wieder in die Ebene verkroch, lockte mich. Von dort sah ich besser nach dem Gutshof. Lange blickte ich hin, rastete dann ein Weilchen im Vorgefühl des Erreichten und langsam, ganz langsam, vollbrachte ich das letzte Stück meines Weges.

Ich stand vor einem wuchtigen schloßähnlichen Gebäude. Ja, ich stand und traute mich nicht weiter.

Jetzt, fast am Ziel, fürchtete ich mich, mit festem Wollen nach diesem Ziele zu fassen. Bis hierher war alles so leicht gewesen, so selbstverständlich. Aber jetzt, beim letzten Schritt, stockte der Fuß.

Seht, Freunde, die Rast ist das Entscheidende. Sie macht besinnlich, läßt die Gefahr überblicken, sie mahnt, sie spornt an. Gar mancher hat Abstand genommen und die Hand wieder fallen lassen, die er schon nach dem Ziel ausstreckte. Gar mancher aber hat neuen Willen gesammelt in dieser Atempause und nur die Rast war es, die ihm die Kraft gab, an das Ziel zu gelangen. So macht es jeder nach seiner Weise.

Und ich? Ich war schon nahe daran, umzukehren und in einer abseitigen Hütte anzuklopfen, um ein Nachtlager zu finden; war nahe daran, den Vorsatz zu fassen, morgen, in aller Herrgottsfrühe, wieder nach Westen zu wandern, dem Abend zu.

Aber da stieg in mir brennende Scham auf. Eine kleine Weile nur dauerte der Kampf mit meiner Unentschlossenheit, meinem Zagen. Doch dann stand ich vor dem breiten Tore, und mein Klopfen klang so selbstverständlich und bewußt, als wollte es künden: „Macht auf, ich bin da! Was zögert ihr noch?!"

Ein schrumpfer, zahnloser Altweibermund fragte neugierig nach meinem Begehr. Alte, müde Augen blickten forschend an mir nieder, der ich zwischen Tür und Angel stand.

Ich bat in holperigen ungarischen Worten zunächst um Speise und Nachtherberge. Die Alte hieß mich eintreten, trippelte geschäftig von hinnen, indes ich Zeit und Muße hatte, die Umgebung zu betrachten. In dem geräumigen Hausflur standen und lagen mancherlei landwirtschaftliche Geräte. In einer Ecke breitete sich ein mächtiger Tisch. Ich merkte, daß dies nicht der Haupteingang zu dem Hause sein könne, sondern nur ein Nebentor.

Meine stillen Betrachtungen wurden von Stimmen unterbrochen, die durch offene Türen klangen, mitsamt dem Geräusch von Schritten näher kamen, bis schließlich die Alte und ein Mann von mittleren Jahren vor mir standen. Sicherlich der Verwalter dachte ich und machte einen manierlichen Kratzfuß.

„Was ist mit dir, Junge?" Er sprach fließend deutsch. Mir lief es bei dem vertrauten Klang warm um das Herz. Mutvoll brachte ich mein Anliegen vor: zuerst bäte ich um Essen und Trinken — ich käme weit her —, dann um ein Nachtlager. Und schließlich, ob ich hier auf Varga-udvar nicht gebraucht werden könne, für irgendeine Arbeit! Ich wäre eigens hergewandert, um hier zu bleiben . . .

„Hallo, Bursch, schneid' nicht so dicke Schinken! Extra zu uns gekommen? Ausgerechnet zu uns nach Varga-udvar? Das ist eine dumme Red' und bringt dir keine Seligkeit! Dein Essen und eine Penn, die kriegst auch so, da brauchst nicht zu lügen," unterbrach mich der Mann halb lachend, halb unwillig.

„Bei meiner Seel', ich habe vier Wochen lang das Gut gesucht, euer Gut hier!"

„So, so, nun sag aber spießgrad: wieso denn justament Varga-udvar? Das mußt du schon glaubhaft erzählen!"

„Gewiß, Ihr müßt aber geduldig zuhören!"

„Das wird sich weisen!"

Mit einer Handbewegung deutete er nach dem Tisch, auf den er selbst zuschritt. Die Alte hatte inzwischen auf hölzernem Teller eine mächtige Keule Schweinefleisch gebracht, der Verwalter griff in das Dunkel der breiten Schublade, holte einen Riesenlaib Brot heraus, dessen duftender Anschnitt in blendender Weiße leuchtete. Er setzte sein blankes Messer darein, zog es kraftvoll durch und reichte mir ein tüchtig Stück.

„Iß und erzähl'!"

So erzählte ich von der fernen Heimat, dem Kloster und hatte schließlich Abt Demeter im Gehechel. Da legte ich Gabel und Messer hin. Das konnte ich nun nicht so zwischen zwei Bissen erzählen, da mußte ich Luft haben.

Ich berichtete von dem Abte, von seiner asketischen Strenge, seiner Unbeliebtheit, seinem jähen Tode. Auch die Katergeschichte verschwieg ich nicht.

„Ist ein recht passierliches Geschichtl, aber was soll das alles?" unterbrach mich mein Zuhörer. „Was schert mich der Abt?" Fast zornig war der Mann.

„Nun, ich mach rasch ein Ende, Herr, da Ihr so ungeduldig seid. Der Abt war niemand an-

derer als Graf Bandy von Szigethalva und Varga=udvar . . ."

Die Ueberraschung riß mein Gegenüber jählings in die Höhe. „Graf Bandy — der Sohn des alten Grafen Vilmos . . .?"

„Gewiß, Herr, der!"

Nun geriet ich in ein heftiges Kreuzfeuer von Fragen und beantwortete sie, so gut ich es vermochte. Schließlich aber war auch ich neugierig: „Sagt, Herr, Ihr könnt doch Abt Demeter, ich meine Graf Bandy, nie gekannt haben? Er ist schon seit mehr als fünfzig Jahren nicht mehr auf Varga=udvar gewesen und Ihr zählt doch selbst kaum fünfzig Jahre."

„Schon, schon! Aber es ist so viel erzählt worden von dem Grafen Bandy, der als junger Offizier eine schwere Affär' gehabt haben soll und dann in einem Kloster verschwand. Etwas Schreckliches muß es gewesen sein. Alles Mögliche kroch damals den Leuten in den begierigen Ohren herum und heute noch, nach so vielen Jahren, redet das Gesinde von dem sagenhaften Grafen."

Ich fieberte vor Erregung. „Ist denn noch jemand im Gute hier, der den lebenden Abt Demeter gekannt hat?"

„Die Alte, die . . .?" Ueberrascht deutete ich auf das verrunzelte Greisenweiblein, das eben wieder mit müden Füßen hereingetrippelt kam.

„Ja, ja, sie!" — „Hallo!" Der Verwalter stürmte auf die Frau ein, erzählte ihr in ungarischen Worten, die sich durch die Eile, in der sie hervorgestoßen wurden, ganz wunderlich anhörten, die große Neuigkeit.

Anfangs blickten die matten Augen verständnislos. Aber immer frischer und heller wurde der Blick, röter und straffer die Wangen und in aufgeregter Verwunderung griff die Alte mit spinnendünnen Fingern nach dem Arm des Mannes und hielt sich daran fest. Dann wackelte sie zum Tische heran, schickte prüfend ihren Blick über mich und sagte langsam in schlechtem Deutsch: „Das ist ein wunderliches Schicksal!"

In ihren alten Augen, die vorhin noch ausgebrannte, armselige Krater schienen, knisterten mit einem Male heimliche Opferfeuer der Erinnerung. Ja, ich sah in dem kirsendunklen Grunde ab und zu ein helles Licht funkeln als letzten Abglanz jener flirrenden Goldkörner, die Abt Demeter in seiner Jugend in diesen gleichen Augen geschaut hatte.

Und mir war, als sei ich selbst Graf Bandy und als folgte ich der blonden, schwarzäugigen, jungen Ilonka ins hohe Maisfeld. Vor meinen Augen schwebte ein Mädchenmund, frisch und jung, kußlockend, seligkeitverheißend. Darüber lachten schelmische Augen, ich weiß nicht, waren sie schwarz oder blau oder grau oder sonst irgendwie, ich sah nur zärtliche, hingebende Augen, die zu rufen schienen: „Nimm mich! So nimm mich doch!" Ein Schauer, wohlig und seltsam, durchlief meinen Körper. Was war das alles? Unbewußt fuhr ich mir abwehrend mit der Hand über die Augen. Die Vision verschwand. Vor mir stand wieder die alte Ilonka. Ihre Blicke brannten noch immer in mir. Sie hatte eine Unzahl Fragen an mich. Wie gut sie jetzt deutsch radebrechen konnte!

Beide, der Verwalter und Ilonka, wollten Antwort, ob ich Näheres über Abt Demeter oder, wie sie ihn hießen, Graf Bandy wisse. Sie versuchten zu erfahren, was ihn veranlaßt habe, die weihrauchschwere Klosterstille zu wählen, warum er die ungeheure Besitzung einer entfernt verwandten Linie seiner Familie schenkte, deren Mitglieder nur ab und an für wenige Tage nach Varga=udvar kamen, sich im übrigen aber die ansehnlichen Wechsel nach Budapest schicken ließen, um dort herrlich und in Freuden zu leben.

Ich gab darauf keine Antwort, ich wollte keine geben.

Das Gesinde kam hungrig und arbeitsmüde zum Abendbrot. Von Mund zu Mund sprang die Neuigkeit, daß ein junger Bursche hier sei aus fernem Land, der Graf Bandy gut gekannt habe. Ja, Graf Bandy sei — und nun folgte ein Erzählen und Fragen, ein Berichten und Auffrischen alter, schon längst vergessen geglaubter Mären von dem unglücklichen Grafen.

Dann, nach Stunden, dehnte ich meine müden Glieder auf rauhem Linnen, das über raschelndes Maisstroh gebreitet lag. Wohlig fühlte ich mich in dem einfachen Bette, das mir in einem kalkweißen Raum des oberen Stockwerkes zugewiesen wurde. Von unten herauf hörte ich das gedämpfte Gesumme aus der Gesindestube, ein Gemisch von Männer= und Frauenstimmen. Sie erzählten noch immer von Graf Bandy. Ich aber schlief langsam ein.

VI.

Grau und düster, verdrossen und müde sah die Landschaft durch das regennasse Fenster zu mir herein, als ich am Morgen nach jener Nacht aus dem Traumland zurückkehrte in die Welt der Wirklichkeit.

Unten in den Räumen klopfte und rumorte geschäftig die Arbeit. Aus den Höfen klang dumpfes Pferdegetrappel.

Heimelig wurde mir zumute, als ich über die hölzerne sandknirschende Treppe niedertrat und in der warmhauchigen Küchenstube sah, wie dralle Mägde in großen Trögen würzigen Brotteig kneteten und emsig hantierten.

Die Alte von gestern saß im herdwarmen Winkel an einem Tisch. Ihre dürren Finger hielten ein Strickzeug, daraus rote Wolle hing. Die Brille

war ihr tief auf die Nase gerutscht. Aufmerksam betrachtete sie, über die Gläser hinwegsehend, die geschäftige Arbeit der Mägde.

Nun gewahrte sie mich.

„Der junge Herr!“ Sie wackelte in die Speisekammer und kehrte mit Brot und Speck wieder. Dann nahm sie heiße Milch vom Herde und setzte alles vor mich hin. Ich aß tüchtig. Die Frau fragte zwischendurch allerlei buntes Zeug, und ich stand Antwort, so gut ich konnte.

„Du bleibst also bei uns, junger Herr?“

„Gewiß möchte ich das! Ich bin eigens dazu hergekommen!“

„Ja, du bleibst; der Verwalter hat gestern gesagt, er könnte dich gut brauchen, wenn du dich in seinen Büchern auskennst. Er muß jetzt immer draußen sein, auf den Aeckern und bei den Hirten. Frühling ist. Da gibt es viel Arbeit auf Varga-udvar. Geh hinüber zu ihm, junger Herr!“

Sie zeigte durch das trübverlaufene Fenster nach einer braunen Türe: „Dort ist sein Schriftzeug drinnen und dort findest du ihn auch.“

Ich trat hinaus in den regennassen Hof. Von Dächern rann und tropfte es. Lachen breiteten sich allerorten. In fröhlicher Aufgeregtheit plusterte ein Rudel Gänse in den schmutzigen seichten Wassern und schien sich vergnüglich wohlzufühlen.

Als ich ein wenig befangen in die nüchterne Luft der Verwalterskanzlei eintrat, rastete der Blick des Mannes prüfend auf mir. „Wie schaust du denn drein, Bürschl? Wenn gu geschickt bist, darfst du bleiben und kannst mir bei der vermaleideten Schreiberei helfen.“

Frohes Leuchten ging über mein Gesicht.

Dann sprach er geschäftlich. Ich sollte sein Schreibgeselle werden, würde Kost und Wohnung und jede vierte Woche gute dreißig ungarische Silberkronen bekommen.

Mit viel Freude sagte ich zu. Die Feder kratzte, als ich meinen Namen unter den Vertrag schrieb

„So, jetzt mußt halt zusehen, daß du bald Ungarisch kannst. Die paar Brocken sind zu wenig und mit Deutsch allein geht es hier nicht.“

„Ich will recht fleißig sein.“

Er breitete einen Plan auf dem Tische aus. Ein schwarzes Geviert leuchtete aus der Mitte des Papiers. „Das ist Varga-udvar“, erklärte er. Dann hüpfte sein Finger auf eine am Rande des Papiers gezeichnete schwarze Strichelung: „Das ist die Meierei, es sind anderthalb Wegstunden hin, und da“ — sein Finger fuhr weiter — „ist die Pferdekoppel eins. So an die hundertfünfzig Rösser sind darin. Da ist Ujfaly, unsere zweite Meierei, und da“ — nochmals ein Ruck — „eine gemischte Koppel: Pferde, Rinder, Schafe und Schweine.“

So zeigte mir der Verwalter die Schweinekoppeln, die Hütten der Hirten, die Häuschen der Arbeiterfamilien, die großen Ackerflächen, die Weingärten und alles, was zum Gutshof von Varga-udvar gehörte. An der Ostseite des Herrensitzes lag ein Wäldchen. Es war grün gezeichnet. „Eine Fasanerie ist auch dabei“, trumpfte mein Erklärer auf.

„Wunderschön ist alles,“ wagte ich ein Urteil zu geben.

„Wunderschön? Na ja, gewiß, aber auch langweilig. Jahraus, jahrein sitzt man da heraußen, schreit sich die Kehle wund mit dem tolpatschigen Gesinde, reitet durch Felder und Steppen, friert und schwitzt, rauft sich mit den Aufkäufern um jede lumpige Krone, wuchert das Geld zusammen und fährt dann alle Jahre einmal nach Budapest, um die Moneten der Herrschaft abzuliefern. Da bleibt man drei oder vier Tage in der Stadt und dann muß man schon wieder heraus in das Nest, damit nicht alles drunter und drüber geht. Sonst nichts als Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit.“

Ingrimmig hielt er inne, stützte den mächtigen Schädel in beide Hände und starrte lange zum Fenster hinaus. „Also heute hast du noch frei. Schau dir die Gegend an. Lajos soll dir ein Pferd geben.“

Verblüfft stotterte ich: „Ich kann nicht reiten!“

„So? Das mußt du aber rasch lernen! Bei uns klebt jedes kleine Mädel im Sattel. Mensch und Roß gehören hier zusammen!“

Als ich wieder in die Stube kam, bestürmte mich die Alte. „Also, junger Herr, bleibst du?“

„Gewiß! Lange sogar, wenn nichts dazwischen kommt!“

„Das ist recht!“

Wir lachten beide. Ich wollte aus der Stube gehen.

„Wohin, junger Herr?“

„Alles ansehen!“

„Allein?“

„Ja, ich hab' doch niemand!“

„Warte!“ Sie trippelte geschäftig ins Vorhaus und rief mit kräftiger Stimme, die ich dem dürren gebeugten Körper nimmermehr zugemutet hätte: „Vilma! Vilma!“

„Igen!“ klag das ungarische „Ja“ von irgendwoher durch die Wände.

„Das ist die einzige, die gut Deutsch spricht,“ erklärte sie mir. Gleich darauf sprang ein junges Mädel in buntem Kopftuch, faltigem Rock und schwarzen Stiefeln herein.

„Tessek?“

Jetzt sah sie mich. Unsere Blicke trafen einander. Einen Augenblick lang war mir beklommen zumute.

Schnellzüngig erklärte die Alte dem Mädchen, es solle mich führen und mir alles zeigen, was für mich wissenswert sei.

Da zogen wir los. Vorerst gingen wir rund

um das weitläufige Gebäude. Nun sah ich an der Ostseite die Hauptfront: Wie ein Herrschaftsschloß prunkte sie mit Terrasse und mit großen Toren, davor grünte ein uralter Waldbestand, parkähnlich gehalten.

Ich dachte an Abt Demeter, wie er vor mehr als fünfzig Jahren Abschied genommen hatte von allen Menschen, die hier hausten. Wie er Abschied genommen hatte von der kleinen Ilonka, die goldblonde Haare und schwarze Augensterne besaß, in denen, wenn das Herz unruhig schlug, Goldkörner sprangen.

Die gleiche Ilonka hockte nun, steinalt und matt, im Haus und hatte seit gestern wieder den Grafen Vandy im Sinn. Vielleicht erinnerte sie sich des fernen Tages, da er heißblütig in die weite Welt hinausgezogen und dann verschollen geblieben war, bis jetzt ein junger Bursch vom Westen kam und von einem Abt Demeter erzählte, der hinter altersgrauen Klostermauern herbe Buße tat für das, was er als Graf Vandy verschuldet hatte.

„Gefällt es dir nicht?" wollte meine Begleiterin wissen.

„Doch, doch!"

„Weshalb schaust du dann so ernst?"

„Ich denke an den Grafen Vandy."

„Ach, laß den, der ist doch schon tausend Jahre tot! Da nützt das ganze Denken nichts!" Sie lachte silberhell auf. Ich konnte es ihr nicht wehren.

Unser Weg führte in das Hausinnere, über breite Stiegen und Gänge, durch weite, düstere Zimmerfluchten, seit Jahren unbewohnt. Dann ging es in die Stallungen und in die Betriebsräume. Das Mädchen erklärte mir alles. Es nannte eine Menge Namen, die ich nicht behielt, und zeigte sich in den zwei Stunden als ein recht umgängliches Geschöpf. Zu guter Letzt streiften wir noch durch den Wald.

„Das ist der einzige Wald weit und breit," meinte sie stolz.

Wir schritten durch die märchenschwere Schweigsamkeit des alten Eichenbestandes. Wie von ungefähr hatten sich unsere Hände gefunden. Da und dort fielen, leise klatschend, glitzernde Wassertröpfen von den Aesten. Unsere Schritte machten auf dem weichen Waldboden kein Geräusch. Ein süßes Gefühl des Geborgenseins trug ich in mir. Vom Rande des Gehölzes, wo vereinzelt riesige Nußbäume Schildwache hielten, sahen wir in die Heide, die nebelgrau verhangen vor uns lag.

Wir lenkten wieder zum Hause und kamen gerade in den Trubel des Anrichtens zum Mittagessen. Es gab geschroteten Mais mit gekochtem Schweinefleisch. Alles mit scharfen Würzen zubereitet. Dennoch schmeckte es ausgezeichnet.

Nach dem Essen führte mich die Alte in ein Stübchen, das nun mein sein sollte für die Zeit, die ich in Varga-udvar verbringen würde.

„Wenn noch was fehlt, dann sag es. Und abends, da erzählst du mir wieder vom Grafen Bandy. Willst du, junger Herr?"

„Ja, ich will gerne, bis Ihr genug gehört habt, Frau Ilonka.

Ihr runzeliges Gesicht erhellte sich. Mit freundlichem Gruß wandte sie sich hinaus. Nun war ich allein. Ich holte meinen armseligen Reichtum aus dem rauhen Leinen des Rucksackes: das bißchen Wäsche, den zweiten Anzug, mein Lebensbüchlein, das Pergament, Abt Demeters Geschichte, mein Messer und verschiedene Kleinigkeiten. Auch Briefpapier war darunter.

Nun wollte ich endlich, nach mehr denn vier Wochen, in die Heimat schreiben. Jetzt wird man mich nicht mehr mit Gewalt zurückholen, erfährt man, daß ich wohlbestallter Gutsschreiber bin!

Ich sah mich nach Tinte um, die ich allerdings erst aus der Kanzlei holen mußte, dann ließ ich mich beim Tische nieder. Eine Weile saß ich und blickte zum Fenster hinaus in die grämliche, nasse Oedigkeit der ungemessenen Pußta. Noch immer war der Himmel verhangen, noch immer grau in grau gezeichnet. Kein Lüftchen regte sich.

Nun aber eilte mein Denken durch Nebelströme und Wolkenberge in die ferne Heimat und landete vor den Mauern des wohlbekannten Münsters. Drinnen im Kreuzgang wird jetzt Pater Marian, vertieft in allerlei Gedanken, seinen nachmittägigen Spaziergang machen. Vielleicht denkt er gerade zu dieser Minute an mich, Besorgnis hegend, was mit dem Bübl geschehen sein mag, das einmal als guter eifriger Schüler galt und für das Klosterleben ausersehen war, das aber seine Lehrer schwer enttäuschte und, Gott weiß warum, Eltern und Heimat im Stiche ließ, hinausging in die Welt, die viel zu gefahrvoll und zu rauh ist für eine junge Menschenpflanze. So würde Pater Marian etwa jetzt denken. Und nun schrieb ich ihm:

„Lieber Pater! Wie oft habt Ihr erzählt, wie dem Hirten ein Schäflein verlorenging, wie seine Herde plötzlich um einen Leib ärmer war. Ihr habt erzählt, daß dann der Hirte das verlorene Schäflein suchte und es fand, verstrickt in Dornen, dem Tode geweiht, und wie er es befreite aus aller Not, voll Freude auf die Schultern lud und heimbrachte zur angestammten Herde, in der es dann wieder mittrottete, bis seine Stunde schlug, da es auf der Schlachtbank verblutete.

Das letzte, nein, das habt Ihr nie gesagt, Pater! Das habe ich mir selber gedacht. Verzeiht mir, aber ich mußte es niederschreiben.

Denn seht, auch ich war ein Schäflein aus der Herde. Ich hatte nur eines voraus: mir war bekannt, wann das Schlachtfest sein würde. Versteht Ihr, Pater, daß ich ausgebrochen bin, ausbrechen mußte? Ich wußte nicht, wie diese Wege sein würden, wohin sie liefen. Auf Tod und Verderben ging ich fort. Und ich glaube, der Weg, den ich gehe, er ist gut. Jetzt halte ich Rast. Später will ich noch weiterwandern auf der Landstraße des Lebens bis zu jenem Baum, hinter dem der Knochenmann steht. Er braucht sich nicht zu verstecken. Ich weiß, daß er auf mich wartet. Ich werde spießgerade auf ihn zuschreiten und ihm die Hand reichen: ‚Da bin ich, Geselle! War ich nicht pünktlich?' Und ich werde ihm mein Lebensbüchlein vor die leeren Augenhöhlen halten. Er wird ernsthaft und zufrieden nicken. Und er wird mich in sein Reich weisen.

Meinen ersten Brief habt Ihr sicherlich erhalten und ihm wohl nicht gleich glauben wollen. Ich bitte, geht in das Waldhaus und sagt den Eltern, daß ich Tag für Tag an sie denke. Sagt ihnen, daß ein Stück von mir in der Heimat geblieben ist, vielleicht der beste Teil meiner Seele. Und doch lockt mich noch immer die Welt. Ich bereue es nicht. Nein. Ich habe viel Schönes geschaut und ich werde noch viel Schönes erleben. Dessen bin ich gewiß. Und den letzten Rasttag, den will ich in der Heimat halten.

Macht mir die Freude und gebt Antwort. Schreibt von den Eltern, von Euch, von daheim. Ich werde es Euch immer danken! Christoph."

Still saß ich nun und starrte ins Weite.

Junge Leute haben vielerlei und raschlebige Gedanken. Als jemand an das fichtene Holz der Türe pochte, rief ich ein erwartungsvolles „Herein!"

Ein braunes Mädchengesicht zeigte sich. „Was machst du?" forschte Vilma.

„Ich schreibe einen Brief."

„Wem? Der Liebsten?"

Mir sprang das Blut ins Gesicht. Sie lachte und sah mich neugierig an. Da wurde ich noch verlegener.

„Sei nicht bös!" Ihre Hand streckte sich mir entgegen. „Ich dachte, weil du ein so großer Bursche bist, hättest du auch ein Liebchen. Wie alt bist du?"

„Fünfzehn war ich zu Märzanfang", gab ich unwillig Rechenschaft.

„So, da bist du um drei Jahre jünger als ich." Ihre Augen flackerten unruhig. Ich ahnte eine Gefahr, wußte aber nicht, worin sie bestehen könnte.

Wir besprachen gleichgültige Dinge. Sie antwortete zerstreut auf meine Fragen. Ich fühlte, daß ihre Gedanken anderswo weilten. Ich sah es an ihren Blicken, die mich in wirrer Ruhelosigkeit übertanzten. So saßen wir geraume Zeit. Bis man unten in langgezogenen Rufen zum

Essen rief. Da sprang sie auf: „Komm, gehen wir!"

An der Türe stießen unsere Körper wie von ungefähr zusammen. Ihr dunkles, volles Haar streifte meine Wangen. Mit einem Male hatte sie mich umschlungen, ihr glühendes Gesicht lag auf dem meinen, die Fülle ihres schwarzen Gelocks bildete ringsum einen duftigen Schleier. Sie preßte die Lippen auf meinen Mund — einmal, zweimal — dreimal.

Dann ließ sie mich los und lief mit flinken Füßen davon.

Ich war wie betäubt. Ein fremdes Gefühl wohliger Müdigkeit fesselte meine Glieder. Schwer atmend lehnte ich an der kühlweißen Mauer. Wie ein Sturm durchbrauste es mich. Langsam nur kehrten die Gedanken wieder. Eine große Frage flammte in mir: „War dies das Leben?"

★

Lächelnd war der Frühling vorbeigezogen, breit lachend folgte ihm der Sommer.

Hoch stand der Mais im Halm und der Weizen mit ihm.

Die Pußta war wie ein erblühendes Weib vor der Reife. Noch mädchenhaft, in manchem in sich verschlossen und doch voll Begehren, voll heischender Sehnsucht nach noch mehr Leben.

In den wenigen Monaten war ich, wie man bei uns daheim zu sagen pflegte, die rechte Hand des Verwalters geworden. Ich machte die Schreibereien, führte getreulich und voll Sorgsamkeit die Listen, in denen jeder Zentner Kartoffeln, jedes Pferd, jedes Ferkel von Varga-udvar verzeichnet stand. Der Verwalter konnte sich um diese Arbeiten nicht viel kümmern. Er mußte jetzt meist auf den Aeckern sein. Ich führte auch die Lohnauszahlung und freute mich, daß ich zu etwas nütze war.

Von daheim war schon mehrmals Nachricht gekommen. Den ersten Brief, den ich von Pater Marian erhielt, nachdem ich meinen Aufenthalt verraten hatte, las ich auch später noch manchmal:

„Du Kind! Viel Leid tatest Du Deinen Eltern und auch uns. Wir befürchteten Schlimmes, wir glaubten Dich tot, verunglückt, ermordet, und durchsuchten die Wälder, sahen in die Steinbrüche. Wir beteten um Dich. Dann entnahmen wir Deinem ersten Brief, daß Schlimmeres Dir widerfahren war als der Tod. Du warst treulos geworden. Treulos Dir selbst, Deiner Berufung, Deiner Heimat. Alles hast Du von Dir geworfen, um eines leeren Wahnes willen. Du warst verschollen. Aber wir vereinten unsere Kraft im Gebete.

„Wochen vergingen. Dann kam Dein zweites Schreiben. Kind, wie bist Du seltsam! Welch Geist herrscht in Dir? Einst wolltest Du Priester werden und ganz in Gott leben. Dies schönste Ziel hast Du abgegeben. Wir wollen Dir deshalb nicht Vorwürfe machen, Dir nicht harte Worte sagen. Aber wir rufen Dir zu: Besinne Dich, die Abgründe des Lebens locken Dich an, halte fest an Dir selbst und diene dem Allmächtigen als guter, reiner Mensch. Geh Deinen Weg, Kind, wenn Du glaubst, ihn gehen zu müssen. Wisse: kein Groll liegt in den Herzen Deiner Eltern, kein Groll in mir. Wir werden von nun an nur noch beten für Dich. Unser Gebet soll Dir kein Zügel sein, der Dich in unseren Kreis zwingt. Nein! Es soll Dir den Weg ebnen helfen, den Du gehen willst und vielleicht gehen mußt. Geh in Gottes Namen! Denke daran, daß Du hier eine Heimstatt hast, die bereit ist, Dich aufzunehmen, wenn Du müde vom Wandern, den Weg zu uns zurückfindest. Gott sei mit Dir! Ich segne Dich. P. Marian."

Ja, so hatte Pater Marian geschrieben. In seinem Herzen war die menschliche Güte größer als die priesterliche Strenge.

Und jetzt war Juni. Sonnenüberflutet lag die Welt. Immer noch mußte ich an den Vorfrühlingstag denken, an das braune Mädchengesicht, das so heiß an meiner Wange gelegen war.

Vilma hatte ich nie mehr allein gesprochen. Wir wichen einander sorgfältig aus. Trafen wir unversehens zusammen, was manchmal nicht zu vermeiden war, tasteten unsere Blicke scheu aneinander vorbei und Röte schoß uns in Gesicht. So, wie es einst bei Graf Vandy und Ilonka gewesen sein mußte. So wanderte Tag um Tag vorbei, so verging Woche um Woche auf Varga-udvar.

Saßen wir abends vor dem mächtigen Tore, Burschen und Mägde in fröhlichem Gemisch, holte Janos, der Oberknecht, seine Fiedel, Sandor seine Zimbel, und klangen die Saiten und Stäbchen in wildbeschwingtem Rhythmus, auf stampften schwarze Stiefel in raschem Tritt den Boden, girrten fröhliche Mädchen, dröhnte tiefes, gesundes Männerlachen durch die rastkühle Dämmerung, flatterten weite Röcke und weiße Bänder im Wirbel und scholl dazwischen das Heulen der halbwilden Hirtenhunde tief aus der Pußtaeinsamkeit: Freunde, glaubt mir, das war schön!

Und stand der Mond am Himmel, sah er lächelnd auf die abendliche Landschaft, die sich unter ihm in silbrigem Schimmer breitete und dehnte, indes noch im Westen, ganz draußen am fernen Horizont, ein schmaler, rötlichgelber Streif über der Ebene lag, da klang die Fiedel immer leiser, immer heimlicher. Die Pärchen rückten zusammen, schwermütige Lieder flossen in den Strom der Nacht, fluteten hinaus in die dunkle, geheimniserfüllte Steppe, hinaus in das weite, flache Land, das diesen einfachen Menschen Heimat bedeutete.

Das war der Sommer in der Pußta!

Er hielt nicht. Er schritt weiter. Sonnglutig, blauseidig, überreich im Schenken im Gewähren. Die Natur feierte Hochzeit.

Schwer neigte sich Aehre um Aehre im Winde; in demütig edler Linie bogen sich die Halme, die reiche, gehaltvolle Last trugen. Ueppig und prall lag die Pußtaweite im heißen Licht der himmlischen Leuchte.

Ein neuer Tag voll heißem, verzehrendem Sonnenleuchten zog wie ein Brand über die Ebene. Die ungeheuren Weizenflächen standen wieder in dem lohenden Schauer. Hinter den sonnbraunen Gestalten der Schnitter, die in langer, gieriger Front eindrangen in das goldige Gewoge, das sich unübersehbar weit vor ihnen in brünstiger Todeserwartung dehnte, schritten mit krummen Rücken und heißen Gesichtern die Mägde über die frischen Stoppeln. Dampfend und keuchend zogen die Pferde viel köstlich goldene Last den schützenden Mauern zu. Schweißgeruch von Mensch und Tier lag schwer über der Erde, niedergehalten von der Gluthitze des ewigen Gestirnes. Viele Tage dauerte die Ernte auf Varga-udvar. Mensch und Tier waren nahe dem Zusammenbrechen Aber es war noch etwas, was die Menschen im Bann hielt. Etwas, das sie scheue Worte wechseln ließ, das in den wenigen und kurzen Ruhepausen ihr Herz und ihr Hirn ausfüllte.

Am vorletzten Tag des Juni hatte der Postbote, der in scharfem Ritt dahergesprengt kam, die Nachricht gebracht, daß tags vorher zwei Menschen einem Mordanschlag zum Opfer gefallen waren. In Sarajewo. Dort, tief unten im Süden, wo die Weiber verschleiert gehen, die Männer Dolche und Krummsäbel tragen, wo Gott nicht Gott, sondern Allah heißt.

„Was kümmert das uns?“ meinten damals die Leute auf Varga-udvar und lebten weiter ihrer Arbeit.

Aber dann kamen so vielerlei Nachrichten in das entlegene Pußtagehöft, daß selbst die Knechte und Mägde nachdenklich wurden. Und nun brannte in allen Seelen die große, stumme Frage: „Was wird werden?“

So verflossen die Wochen unter dumpfem Druck.

Der letzte Wagen voll goldgelber Weizenfrucht schwankte durch den hohen Torbogen. Festlich bekränzt waren Pferde und Gefährt. Bunde Bänder flatterten Burschen und Mädeln, die hinterherzogen, von den Köpfen, von den Sensen und glitzernden Gabeln. Mit frohem Gejauchze wurde das Getreide in die Scheuern gestapelt, die zum Bersten voll waren des Erntesegens.

Und abends war Erntetanz.

Wieder spielte die Fiedel, die seit Wochen geruht hatte. Weit zurück schien zu liegen, was die letzten Wochen an Arbeit und Plage gebracht hatten; es war, als hätten die Menschen auch den unheimlichen Druck, der aus fernen Gegenden herkam, für heute vergessen.

Die Fiedeln warben und lockten, rasten und jauchzten. Faltige, bunte Röcke bauschten sich hoch auf im brausenden Wirbel des Tanzes, wild hämmerten schwarze blanke Stiefel den Boden. Unbändige Lebensfreude funkelte und sprühte aus aller Augen, zitterte aus jeder Bewegung. Heißer ward es um die Menschen.

Manch Mädel lachte laut auf in seligem Taumel, mancher Bursche faßte seine Liebste fester, riß sie immer schneller herum, flüsterte ihr werbende Worte ins Ohr.

Mitten in dem frohen Treiben vor dem Gutshof stand ein junger Bursche. Nicht so sehnig, nicht so braun wie die anderen. Sein Blick weilte da und dort, sah den wilden Tschardasch, hörte das fröhliche Musizieren, Lachen, Singen und Kreischen.

Manch Zuruf, aufmunternd und herausfordernd, gellte an seine Ohren. Manch dunkelfeuriger Blick aus schwarzen und schwarzbraunen Mädchenaugen brandete ihm zu, lockte und rief und verhieß Seligkeiten. Gar mancher versprach viel mehr, als seine Senderin je hätte halten können.

Der Bursche stand und lächelte in fast kindlicher Freude. Er schaute das fremde Treiben, halb neugierig, halb verwundert.

Schon war Mitternacht vorbei und noch immer herrschte Fiedelklang, Tanz und Gelächter auf Varga-udvar. Müde vom Schauen, trat ich aus dem Kreise ins Halbdunkel. Ich wollte mich davonschleichen und zur Ruhe legen.

Da streifte mich ein heißer Atem: „Kristof, tanz mit mir!“ Aus Vilmas Augen zuckten schwarzfunkelnde Blitze und sie neigte sich mir zu. „Tanz mit mir!“ wiederholte sie.

Schwindel erfaßte mich. Blut schoß mir in die Schläfen, schwer und lahm wurden mir die Hände. Die Pulse schlugen wie Schmiedehämmer. „Du weißt doch, daß ich nicht tanzen kann!“ wehrte ich mich matt.

„Dann komm, gehen wir hinaus!“

Keck hakte sie ihren runden Arm in meinen und zog mich in den Sternensegen der Nacht.

„Kristof, du hast so heiße Hände,“ flüsterte sie.

„Ach, laß doch!“ wehrte ich mich. Unbehagliches Gefühl kroch mir im Halse hoch.

Da klatschten in schnellem Takt Pferdehufe durch das Dunkel. Der wilde Reiter preschte vorbei, er hatte uns nicht gesehen.

Ich stand aufrecht. Das Mädchen lehnte erschrocken und schutzsuchend den Kopf an meine Schulter. „Was war das?“ fragte Vilma leise. Ich spürte, wie sie zitterte. Da nahm ich sie wie

ein Kind bei der Hand und sagte ihr beruhigende Worte.

Irgend etwas mußte geschehen sein. Tausenderlei Ahnungen stiegen unheilschwanger in mir auf. Wir hasteten zu den anderen. Aller Blicke hingen an einer hochragenden, staubbedeckten Gestalt, dem nächtlichen Reiter, der mit abgehetzter Stimme vorlas. Es klang nur ein Wort daraus, ein einziges Wort. Aber dieses eine Wort war wie ein eisiger Sturm, der zerstörend über blühendes Land tost. Es war nur ein Wort — es hieß **Krieg**!

Der Bote hatte den Mobilisierungsbefehl gebracht. Heiser las er Satz um Satz.

Stumm und bleich hörte die Runde. Das letzte Wort verklang zu wesenloser Stille.

Aber nun brach es los!

Dort, der Ferenczi — er kam erst im Vorjahr von den Husaren — sprang auf eine Bank. In der Linken das schwere Schnapsglas, in der Rechten den bebänderten Hut. Er warf beide Arme hoch in die Luft, daß die Bänder flatterten und der Schnaps in hellen Tropfen verspritzte. Seine Augen waren wie sprühende Feuerräder. „Eljen a Kiraly! Hoch der König!“ flog sein Ruf über die starre Menge hinaus in die Heide und zerflatterte im Schweigen der Nacht.

Da löste sich der Bann. Brausend erfüllte ein vielstimmiges „Eljen a Kiraly“ den Raum. Die Fiedeln klangen wieder auf, junge und alte Kehlen fielen begeistert ein in die Melodie der Nationalhymne.

So endete das Erntefest auf Varga-udvar.

Was soll ich noch erzählen von jener Nacht? Niemand ging zur Ruhe. Die Ereignisse hatten zu übermächtig auf uns alle gewirkt. Daß der Thronfolgermord von Sarajewo solche Folgen haben könnte, hatte in Varga-udvar kein Mensch ernstlich gedacht. Wir saßen in der Gesindestube. Ferenczi, Lajos und Sandor packten ihre Sachen. Ihnen galt der Einrückungsbefehl. Die Mädel rissen sich darum, den drei Knechten, die in wenigen Stunden das Gut und ihre Heimat verlassen sollten, einen letzten Liebesdienst zu erweisen, alle wollten beim Packen helfen. Nur Vilma saß abseits und starrte vor sich hin. Scheu flackerte zuweilen ein Blick zu mir herüber. Ich hatte nicht den Mut, sie anzusprechen.

Im ersten Morgengrauen stampften Pferde vor dem Tore. Die drei Knechte nahmen Abschied.

Schnelle, heiße Worte, Händeschütteln, Rufen und Winken, ein Peitschenknall, Räderrollen, flatternde bunte Bänder und Tücher — und dann ein scheues, stummes Auseinandergehen zur täglichen Arbeit, dieweil in schnellem Lauf ein Wagen mit drei jungen Menschen durch die Pußta fuhr.

Wohin? Zum Leben oder zum Tode?

Wer weiß?

Einsamer, immer einsamer wurde es auf Varga-udvar. In der Zeit, da kalter, schneidender Wind hart über die Heide fegte, gab es an Männern auf dem Gute nur noch den Verwalter, sieben greisalte Knechte und einige sehr junge Burschen. Zu diesen zählte ich. In der Arbeitsweise und Tageseinteilung hatte sich nichts geändert.

Abends sammelte sich das Gesinde beim roten Flackerfeuer des offenen Herdes in der großen Stube, in der es immer nach Kukuruz und Schweinespeck roch. Alles lauschte den Worten, die eines von ihnen aus der Zeitung vorlas, welche nunmehr täglich von der drei Rittstunden entfernten Poststation herbeigeholt wurde. Ein Luxus, den man sich auf Varga-udvar früher nie erlaubt hatte. Da war einmal wöchentlich der Bote abgesandt worden, der für den ganzen Gutsbereich das Nötige besorgte.

Hatte die Post einmal eine Karte oder gar einen Brief aus dem Felde gebracht, irgendeinem Weibe oder einem Mädel, so wanderte dieser Gruß aus Todesnähe von Hand zu Hand. Ehrfurchtsvoll hielten die harthäutigen, arbeitszerfurchten Finger das Papier, die schmalen Lippen murmelten Laut für Laut der oft mühselig hingekritzelten Worte.

★

Dezember neunzehnhundertundvierzehn!

Die Pußta lag zugedeckt von blauweißem Schnee wie mit einem ungeheuren Leichentuch. Die Menschen auf Varga-udvar wurden wortkarg. Fast war ein halbes Jahr um, seit die ersten Männer fortgezogen waren. Die Zurückgebliebenen sprachen nicht mehr so oft von ihnen.

An einem trüben Dezembertag kam eine Karte, auf der mit wenigen Worten der Gutsverwaltung von einem Offizier mitgeteilt wurde, daß Ferenczi gefallen sei. Der junge, schneidige Ferenczi!

Eiskalter Hauch zog durch die Räume von Varga-udvar. Der Tod schritt durch. Das lodernde Feuer in der großen Stube konnte die frierenden Herzen der weinenden Weiber an diesem Abend nicht erwärmen.

Am Tage nach jener Schreckensbotschaft trat, kalkbleich und übernächtig, Kathinka in die Verwaltungskanzlei.

Was sie wolle, war die Frage des Verwalters.

Ins Vorwerk möchte sie hinaus, auf die Meierei Ujfaly.

Der Verwalter schnitt ihr die Rede ab. „Aufs Vorwerk? Eine junge Dirn? Da gehören nur ältere Weiber hin!“

Aber sie ging nicht und gab auch keine Antwort. Verwundert sah er sie schärfer an. „Was willst du noch?“

Da verzerrte sich ihr Gesicht in wildem Schmerz, ihr Körper bebte und zuckte. Sie schlug nicht die

Hände vors Gesicht. Nein. Die hingen schlaff herab.

Der schnauzbärtige Verwalter trat mit schwerem Schritt auf sie zu. „Ist es wegen des Ferenczi?" forschte er.

Sie nickte, und ihr Schluchzen mehrte sich.

„Wann ist es so weit?"

Mühsam zählte sie an den Fingern: „Vier — fünf — sechs — sieben — acht — neun — im März", war ihre kaum verständliche Antwort.

Der Mann dachte nach.

„Du gehst morgen nach Ujfaly und nimmst Vilma als Helferin mit. Jocsa und Marta sollen dafür einrücken!"

Sie dankte stumm und ging mit nassen Augen aus dem Raum.

Im Flüsterton erzählte man sich abends in der Gesindestube, was halb und halb erlauscht worden war: die Kathinka sei dem Ferenczi gut gewesen, ja, und jetzt wolle sie auf Ujfaly hinaus, denn sie habe . . .

Drüben in der Kammer packten indes die zwei jungen Mägde ihre hölzernen Koffer. Sie legten zu den Bändern und Leibchen, zu den steifen Schürzen und blumigen Röcken manch bescheidenes Andenken, eine Karte, ein Heiligenbildchen, ein seidenes Tüchlein, alles Kleinigkeiten, an denen ein Stück Erinnerung hing.

Kathinka arbeitete in ruhiger Zuversicht. Es schien, als hätte sie einen Plan gefaßt, dessen Ausführung nunmehr selbstverständlich geworden war und ihr die Möglichkeit gab, der Zukunft wissend und gewappnet gegenüberzustehen. Vilma dagegen zeigte sich voll Unmut über die Veränderung. Sie wollte nicht nach Ujfaly. Dort waren nur etliche alte Mägde und ein steinalter Großknecht. Ein einsames Leben würde dort draußen sein. Viele Kühe gab es zu melken, viele Rosenkränze zu beten. Das war nichts für junges, heißes Blut. Aergerlich hieb sie ihre Sachen in regellosem Durcheinander in das Behältnis. Ich stand heimlich unter der Türe, sah ihr zu und grollte ihr ob ihres Zornes.

Sei es, daß ich ein Geräusch machte, sei es, daß sie meine Anwesenheit fühlte: langsam wendete sie sich mir zu. Im schwanken Schein der Petroleumlampe sah ich in ihren Augen seltsame Lichter flirren.

Ich wich unwillkürlich in den Vorraum zurück.

Sie folgte mir.

„Vilma, was hast du?"

„Was willst du da?" herrschte sie mich an.

„Abschiednehmen wollte ich von dir, aber du bist so zornig!"

„O du — du —!" Sie stampfte auf, da sie keinen Ausdruck fand für das, was sie sagen wollte. Tränen der Wut quollen unter den Wimpern.

„Du Lügner!" rang es sich endlich von ihr los. Sie schluchzte jetzt hilflos wie ein Kind.

Da nahm ich das große braune Mädchen fest in die Arme. „Sei still, Vilma! Weine nicht! Ich hab dich lieb!"

Sie machte eine heftige verneinende Bewegung.

„Doch, Vilma!" beharrte ich.

In jähem Entschluß zog ich das Mädchen über den kalten Flur in mein Zimmer. Es folgte willig. Trüb brannte ein Oelflämmchen im Raume; in die Fenster biß zornig der Heidewind.

Als sich aber die Türe kreischend hinter uns geschlossen hatte, und wir einander in der atemnehmenden Zweisamkeit gegenüberstanden, erfuhr ich, daß zwischen Gedanken und Tat eine weite Welt liegt. Was mir eben noch als selbstverständlich schien, das wagte ich jetzt nicht.

„Kristof, ich möchte gehen!" sagte sie nach einer Weile verlegenen Schweigens.

Ratlos griff ich nach ihren Händen.

Sie löste ihre Hände aus meinen. In ihren Augen flackerten wieder heimliche Lichter. „Du sollst nicht glauben, daß ich nichts verstehe! Ich war fünf Jahre beim alten Janos in Melöty. Der lehrte mich lesen, rechnen und schreiben. Dann haben mich die lieben Frauen vom göttlichen Herzen Jesu in Ungvar deutsch sprechen gelehrt und mir noch viele andere nützliche Dinge beigebracht. Auch gute Lehren haben sie mir mitgegeben, als ich hierherkam. Mein Vater ist Kaufmann in einem Dorfe bei Epersjes und ich soll die Gutswirtschaft erlernen, weil er einmal eine Landwirtschaft erwerben möchte, die ich betreuen soll."

Staunend sah ich sie an. „Von dem hast du nie gesprochen!"

„Nein, ich wollte nicht. Nur Ilonka und der Verwalter wissen darum. Erzähl mir nun du etwas!" lenkte sie ab. Sie drückte mich nieder auf den einzigen Stuhl, der in der Kammer war und setzte sich auf den Bettrand mir gegenüber.

Seitwärts auf dem Tische stand das Oellämpchen. Die gelbliche Flamme zitterte im kühlen Lufthauch. Das Licht warf flackernde, tanzende Schleier auf den glatten, weißgescheuerten Eichenboden. Im Kamin, der tot und kalt lag, rumorte wütend der Heidesturm. Ich aber fühlte keine Kälte. Vor mir kauerte das Mädchen. Ich verträumte mich in seine Augen und sprach von meiner Heimat, die von Bergen und Wäldern bewacht wird. Ich erzählte, wie die Wasser der Bäche, von hohen Hängen kommend, fröhlich singend hinziehen durch die grünen Täler, als sei des Lebens Sinn die Freude am Dasein und ein kraftvolles Vorwärtsstürmen. Die Patres aber mahnten, die Freude zu verachten und das Leben abzutöten. — Man mußte selbst danach trachten, die Wahrheit zu finden.

Ich erzählte dem Mädchen, was ich im Kreise des Gesindes schon manchmal geschildert hatte.

Es klang jedoch, als wäre alles neu und seltsam. Auch von mir selbst und von meinem Leben sprach ich, aber ich hütete mich, nur das geringste von dem Pergament und meinem so festgelegten Schicksal zu verraten. Warum sollte ich ein zweites Herz mit solch Schwerem und Düsterem belasten?

Ruhig atmend lauschte Vilma meinen Worten. Als ich geendet hatte, blieb es eine Weile still zwischen uns. Dann aber stand sie auf, ihre Hand strich durch mein Haar.

„Kristof", flüsterte sie, „ich will dich so liebhaben, wie du es meinst!"

Wie eine Opferflamme war der Kuß, zu dem unsere Lippen sich fanden.

Bei der Türe sah sie sich nochmals um: „Besuch mich bald auf Ujfaly!"

Schnell verhallten ihre Schritte im Flur.

Ich stand allein. Mein Herz barg ein Glücksgefühl, wie ich es noch nie gespürt hatte. Ich öffnete die Fenster und sah lange hinaus in die stürmische Nacht.

Als ich im fahlen Licht des Wintermorgens die Stube betrat, sah mich die alte Ilonka über die Brille an: „Vilma läßt dich grüßen, Kathinka auch. Sie sind schon nach Ujfaly hinausgefahren."

Zwei Tage später ritt ich durch den Sternensegen dichten weißen Schnees nach Ujfaly. Milchig und pulverblau lag die Luft über der Heide. Mir war während des Rittes, als sei ich noch niemals hier gewesen. Es war mein erster Winter im Alföld und mein erster großer Ritt über die Schneeflächen.

Vilma hatte sich auf Ujfaly bereits häuslich eingerichtet. Schwesterlich ruhig sah sie mir in die Augen. Sie küßte mich zum Willkomm und beim Abschied. Aber kein Wort von Liebe kam über unsere Lippen.

Durch den Winterabend, der sich indes verstohlen über die Heide gebreitet hatte, trug mich mein schnelles Tier nach Varga-udvar zurück. Ich brauchte es nicht zu leiten. Es fand allein den Weg.

Zweimal in sieben Tagen ritt ich jetzt nach Ujfaly. Das Weihnachtsfest verbrachte ich draußen. Es wurde hier in der Pußta noch stiller gefeiert als daheim im Waldhaus.

Auch am letzten Abend des Jahres neunzehnhundertundvierzehn ritt ich hinaus. Die Heide lag im Glanz des Mondes. Der hartgefrorene Schnee glitzerte in Millionen Kristallen. Mein Pferd trug mich auf lautlosen Hufen durch die schneeschimmernde Steppe, bis mich ein großer dunkler Schatten aufschreckte: Ujfaly!

Einsam stand das Haus in der stillen Winternacht der Heide. Nirgends ein Licht. Alles ruhte. Langsam ritt ich um das Gebäude, sah zu Vilmas Fenster auf und sandte ihr einen stummen Gutenachtgruß. Zwei Stunden später klopfte ich auf Varga-udvar nach dem alten Lajos, der mürrisch und verschlafen das Tor aufschloß und das Pferd in den Stall leitete.

In meinem Zimmer holte ich mein Lebensbuch aus der Lade. Nachdenklich zeichnete ich im letzten Feld einen Querstrich ein.

Ein Lebensjahr war wieder um. Noch blieben mir elf Jahre und zwei Monate, sollte jenes Wort aus altem Pergament Wahrheit werden.

Mit Märzbeginn ritt ich eines späten Nachmittags wieder durch das große Tor von Ujfaly.

Schmeichelnd umkreisten mich die beiden zottigen Steppenhunde.

In jugendlichem Ungestüm polterte ich in die Stube und sah, wie Vilma ein kleines rosiges Päckchen, das sich wundersam regte und bewegte, in ein Holzschaff hob und sich an ihm vorsichtig zu schaffen machte.

„Vilma!"

Sie drehte um ein Weniges den Kopf, schenkte mir einen kurzen, leuchtenden Blick. Ein herzhaftes Lachen flog mir entgegen. „Komm, hilf mir, unser neuer Gast will ein Bad!"

Ahnungsvoll trat ich hinzu. Ja, das kleine rosige Ding war ein junges, ganz junges Menschlein, aus dessen winzigem Gesicht schwarze Sterne guckten.

„Hat Kathinka . . .?"

„Ja! Sie liegt oben. Gestern abend kam das Kleine."

In leiser Scheu staunte ich das Kind an und schaute in ihm das größte Wunder, das mir je begegnete. Ich baute in jener Stunde einen Kreis seltsamer Gedanken um diese Begebenheit und fühlte mich mit dem kleinen, strampelnden Menschlein so eins in allem Atmen und Leben, daß ich mich nur schwer von seinem Anblick losreißen konnte.

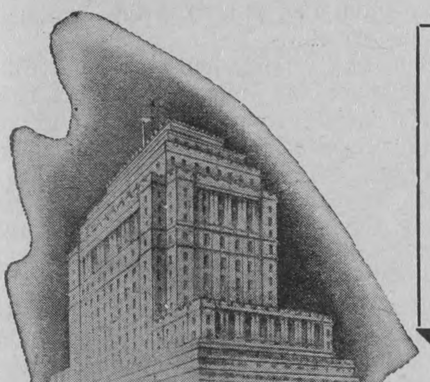
Vilma umhegte das Kind so, als wäre es ihr eigen. Der warme Blick hingebender Mütterlichkeit strahlte aus ihren Augen, überhellte ihr braunes, straffes Gesicht und ließ sie so gut und schön erscheinen, daß tiefe Ergriffenheit mich durchströmte.

Ich trat noch näher zu ihr. Da senkte sie die Augen und ihre Wangen färbten sich dunkler.

Geraume Zeit war schwingendes Schweigen zwischen uns. Bis sich das Kleine mit quietschendem Stimmchen meldete. Schnell wandte sie sich ab und trug das Kind hinauf zu seiner Mutter.

Als sie wiederkam, sprach sie viel über Kathinka. Diese habe die ganze Nacht hindurch um den Vater des Kindes geweint. Und doppelt unglücklich scheine Kathinka, weil sie seit einigen Tagen Angst vor der Zukunft habe. Ethel habe ihr Böses prophezeit. Jenes wilde Mädel, das mit einem zottigen großen Hund, etlichem Kleingetier und einem Rudel guter Rosse bei Fülöpy in einer Hütte wohne, dort, wo der Fluß sich träge durch

In der ersten Reihe der Lebensversicherung auf dem nordamerikanischen Kontinent, verfügt die Sun Life Versicherungsgesellschaft von Canada über einen vollständigen Zweigstellen- und Agenturdienst von Küste zu Küste, mit einem unübertrefflichen Ansehen in Höflichkeit, Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit.



ZWEIGNIEDERLASSUNGEN
in folgenden canadischen Städten:

CALGARY
EDMONTON
GUELPH
HALIFAX
HAMILTON
LONDON
MONTREAL
4 Niederlassungen
NORTH BAY
OTTAWA
PETERBOROUGH
QUEBEC CITY
2 Niederlassungen
REGINA
SAINT JOHN
SHERBROOKE
ST. JOHN'S, NFLD.
TORONTO
4 Niederlassungen
TROIS RIVIERES
VANCOUVER
VICTORIA
WINNIPEG

SUN LIFE ASSURANCE COMPANY OF CANADA

HEAD OFFICE - MONTREAL





Seit 1887 haben tausende diese berühmte Magen=Tonikum=Medizin zur Bekämpfung von Verstopfung und ihrer Symptome gebraucht

Die älteren Leute kennen aus Erfahrung die prompte, milde Wirkung von Triner's Bitterwein. Sie wissen, daß diese wissenschaftliche Kombination aus Naturs eigenen Wurzeln, Kräutern und Pflanzen, sofort an die Arbeit geht um träge Därme anzuspornen und lindert dadurch Kopfschmerzen, Nervosität, Magenbeschwerden, Verdauungsstörungen, Gas und Blähungen, Schlaf= und Appetitlosigkeit, wenn diese Beschwerden durch Verstopfung verursacht werden. Man braucht nicht unnötig zu leiden, es ist nicht nötig, scharfe Abführ= oder Gewaltmittel zu nehmen. Besorgt Euch heute einfach eine Flasche Triners Bitterwein und laßt seine angenehm schmeckende, Verstopfung beseitigende Aktion für Euch arbeiten. (Achtung! Wenn Euer Geschäft Triner's Bitter Wine nicht führt, schickt $1.50, zusammen mit Namen Eures Geschäfts an: Jos. Triner Corp., 4053 West Fillmore, Chicago, und Eure große 18 Unz. Flasche Triner's wird Euch sofort portofrei zugeschickt.)



TRINER'S BITTERWEIN

die Ebene wälzt, in sumpfiger, buschiger, schilfverwachsener Au. Monatelang lebt sie allein, dieweil ihre Brüder und ihr Vater durchs Land ziehen und in einem Gemisch von Ehrlichkeit und Gaunerei durch Pferdehandel blankes, rundes Geld verdienen. Vor wenigen Tagen war sie ohne Sattel und Zaumzeug den zweistündigen Weg über die Heide geritten, um von Ujfaly einen Stumpen Mehl zu holen. Da erbot sie sich, den Mägden die Zukunft zu entschleiern. Sie verstehe sich auf das Kartenlegen.

Alle waren sie einverstanden gewesen. Viel Schönes, aber auch Drolliges wußte Ethel zu sagen. Bis zum Schluß Kathinka darankam. Wieder war das Spiel Karten gemischt worden, wieder hatte die junge schwarze Person lachend begonnen, die Blätter aufzulegen. Aber inmitten ihres Deutens erstarb dieses Lachen. Mit scheuem Blick zeigte sie auf eine Karte, dann auf das Nachbarbild und ihre Stimme klang erregt, als sie verkündete: „Seht her, da steht Unglück beim Haus und da", wieder zeigte sie auf ein Bildchen, „da ist das Kind nebenan — und der Tod als siebentes Blatt! Heilige Maria Mutter Gottes, sie beschütze euch!"

Jäh hatte sie das Spiel zusammengerafft, nach dem Mehlsäckchen gegriffen und war geflohen. Ehe die Mägde das schreckhafte Tun und Gerede noch begreifen konnten, klang schneller, flüchtiger Hufschlag vor den Fenstern. Ethel ritt in rasendem Galopp über die Heide, so, als wollte sie einem Unglück entfliehen. Das wilde Mädel war seither nicht mehr gekommen. Aber von dieser Stunde an ergab sich Kathinka traurigen, düsteren Gedanken, die sie immer mehr niederdrückten. Auch die anderen Mägde glaubten an die Prophezeiung.

„Dieser Ethel muß das Kartenlegen ausgetrieben werden. Sie macht uns sonst das ganze Weibsvolk verrückt!" sagte ich ärgerlich.

Aengstlich blickte mich Vilma an. „Der Verwalter soll nichts davon erfahren. Ethel hätte keine gute Stunde mehr. Sie ist doch ein armes Mädel."

Ich überlegte. „Soll vielleicht ich . . .?"

„Ja, ja, du mußt hinüberreiten, und dir muß sie sagen, was die Karten genau bedeuten." Verlegen setzte sie hinzu: „Kathinka ließe sich leichter beruhigen!"

Ich versprach, Ethel am nächsten Tag aufzusuchen.

Vilma war es zufrieden. Unsere Rede kreiste um Nichtigkeiten. Plötzlich sagte sie: „Kristof, morgen machen wir Taufe, ich bin Patin!"

Und nach einer kleinen Atempause lachte sie und fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Weißt du, was ich von dir möchte?"

„Nun?"

„So ein kleines Mädeli, wie die Kathinka eines hat!" In ihren Augen zuckten Lichter.

Ich biß die Zähne zusammen. „Mach mich nicht närrisch!"

Sie stand vor mir und lachte mich an. Und plötzlich lagen wir einander in den Armen und tauschten Küsse, heiß wie nie. Süßer, schwerer Taumel ergriff mich.

Aber plötzlich stieß sie mich zurück. Ernüchtert ließ ich von ihr ab.

Zu klein und zu enge wurde mir die Stube. Ich mußte hinaus ins Freie. Mein Pferd, das in der Krippe nach den letzten Haferkörnern nüsterte, riß ich aus dem Stall und in wilder Jagd ging es in die Heide. Wie im Rausch. Vor mir sah ich im Glanz der Märzsonne, die um diese Nachmittagsstunde schon allmählich zum Heimgang rüstete, einen Schatten. Mein feuriges Tier tollte dahin, brach einmal rechts, einmal links aus. Willenlos überließ ich mich seinen Launen, aber dennoch vermeinte ich, immer den Schatten Vilmas, meines Mädchens, vor mir in die frühlingsdunstige Luft gezeichnet zu sehen.

Als scharfer Strich hob sich der Saum der Erde dort draußen vom Himmel ab. Aber jetzt, was war das? Aus der Linie heraus schoß ein Schatten. Er wurde rasch größer und jagte in schnellem gespenstischem Lauf vorwärts. Immer näher kommend, wuchs er gewaltig auf. Riesengroß schien er mir. Mein Roß wieherte leise und schnupperte unruhig in die frühlingsschwere abendliche Luft.

So sahen zwei Menschen- und zwei Tieraugen in die unvergleichliche Abendröte der Pußta, aus der heraus der rätselhafte Schatten eilte und schließlich so im letzten Lichte lag, daß meine Augen deutlich ein galoppierendes Pferd und die Gestalt eines Menschen darauf ausnahmen.

Der Kerl ritt scharf. Aber dennoch: bald war ich knapp hinter ihm her. Unsere Pferde galoppierten in gleicher Linie, nur lag ich ein Stück zurück. Schwere Fahnen der Dämmerung wallten dicht auf die Ebene nieder. Eilends jagte der Boden unter den raschen Schlägen der Hufe dahin. Meine Augen hingen scharf an der Gestalt vor mir. Sie schien mir sonderbar vermummt. Jetzt war ich auf Rufweite nahe: „Halt!" so laut ich konnte, schrie ich es nach vorne. Aber mein Ruf verlor sich im Takt dumpfer Hufschläge.

Der Schatten vor mir wollte nicht hören und nicht halten. Er ritt voraus, hinein in die Nacht. Leise eiferte ich mein Tier an, klapste ihm mit der flachen Hand den Hals. In vermehrter Hast flog es vorwärts. Der Abstand wurde immer kleiner. Doch jetzt, fast ritten wir schon Seite an Seite, sah ich, daß auf dem Pferde vor mir ein

Weib saß. Das Haar bauschte sich im Winde, die Bluse flatterte, halb offen.

„Halt!" keuchte mein Ruf wieder durch die beginnende Nacht.

„Nein!" schnitt es scharf herüber.

Aber ich war schon knapp an der Reiterin. Im rasenden Lauf der Tiere beugte ich mich nach dem Zügel des fremden Pferdes vor. Doch ich griff in einen Strick.

„Ethel!" schoß es mir durch den Kopf.

Ich wollte mich aufrichten und beide Pferde zum Halten bringen. Da klatschte mir eine Gerte scharf in das Gesicht. „Wirst du loslassen!" knirschte eine zornige Stimme. Trotz des brennenden Schmerzes riß ich mit aller Kraft an dem Strick, welcher der Reiterin als Zügel diente. Nach wenigen Schritten standen die Tiere still. Schweißbedeckt und mit fliegenden Flanken. Wir sprangen beide ab.

„Du, was schlägst du mich? Bist du Ethel?"

„Ja, Kristof! Laß mich jetzt!"

„Du weißt, wer ich bin?"

„O doch! Du bist auf Varga-udvar des Verwalters Gehilfe. Ich war um die Weihnacht dort und da sah ich dich. Du hattest eben dem alten hinkenden Milos, als ihm die Arbeit schwer wurde, gute Worte gegeben. Da brannte in deinen Augen ein blaues Licht, so daß du aussahst wie das Kind der Mutter Gottes. Heute aber hast du nicht so gute Augen!"

„Fürchtest du dich vor mir?"

Ethel sah mich prüfend an. „Nein!" sagte sie dann, aber es lag dennoch ein leises Zögern in dieser kurzen Antwort.

„Ich will dir nichts Böses tun, Ethel. Ich habe mit dir zu reden. Aber wirst du mir nicht davonreiten, wenn ich dich loslasse?"

„Nein, Kristof!"

Ich gab ihre Hände frei. „Wo sind wir eigentlich?"

„Eine halbe Meile von meiner Hütte."

„Wir reiten zu dir! Ich habe mit dir zu reden und Gastrecht für eine Nacht wirst du mir sicherlich nicht verweigern?"

In der Weite der Pußta wird in jeder Hütte dem ein Nachtlager geboten, der darum ein Wort sagt.

Schweigend ritten wir die kurze Strecke. Ein Hund schlug an. Das Mädchen rief ein beruhigendes Wort.

Auf dem rohgezimmerten Tisch, der vor einer breiten, mit Schaffellen überspannten Bank stand, stellte Ethel geschäftig Brot, Speck und Schnaps. Dann nahm sie an meiner Seite Platz und wir huben an zu essen. Ich hatte Zeit, die Gefährtin dieser Stunde zu betrachten. Tiefschwarzes, wirres Haar umrahmte das Gesicht, das brauner und kastanienfarbener war als je ein Mädchenantlitz,

Suchbild



Das Reh'lein lauscht am Waldesrand,
Der Wilddieb schon die Büchse spannt?

Wo ist der Wilddieb?

das ich in der Pußta gesehen hatte. Aus dem schmalen Oval leuchteten zwei scheue Augen.

Ich sah Ethel unentwegt an.

„Was wolltest du mich fragen?" forschte sie und leises Unbehagen klang aus ihrer Stimme.

„Davon wollen wir später reden, wir haben keine Eile!"

„Nein, wir haben keine Eile! Du kannst hier auf den Fellen schlafen. Ich werde in die Kammer gehen, dort liegt genug Maisstroh."

„Nein, Ethel! Du behältst dein Lager!" Ich faßte, da sie sich erheben wollte, mit beiden Händen nach ihr und zog sie auf ihren Platz zurück. „Bleib! Weißt du, was mir einfiel, als ich schon knapp hinter dir herritt und dich erkannt hatte?"

„Nun?"

„Ein Gedicht, das ich einmal, in meiner Heimat, in einem Buch gelesen habe. Willst du es hören?"

Sie nickte und in ihren Augen begann Erwartung zu glänzen.

„Da jauchzt es dahin in wehendem Rock
Entlang der dämmernden Heide,
Goldringe im Ohr, im wirren Gelock
Rotflatternde Bänder von Seide.

Die glühenden Wangen vom Sturm gebräunt,
Von Sonne verbrannt die Brüste,

Im trotzigen Herzen den wilden Freund,
Der heute zur Nacht, sie küßte . . ."

Ihr Blick lag starr in meinem.

„Ist es schön?"

„Ja, sehr schön! Aber es stimmt nicht ganz! Goldringe habe ich, auch seidene Bänder, doch keinen Freund, der heute nacht mich küßte." Ihre Augen schimmerten seltsam im schmalen Licht der Kerze.

Tiefe Ruhe lag vor und in dem Hause. Es war, als gäbe es die Welt nur für mich und sie sei mir in allem zu eigen. Da legte ich die Arme um den Leib des Mädchens: „Heute nacht wirst du einen Freund haben, der dich küßt!"

Sie strebte von mir weg. „Das sag doch der schönen Vilma auf Ujfaly!" antwortete sie heftig.

Ich erschrack. „Woher weißt du . . .?"

„Ach, das weiß ganz Varga-udvar, daß du Vilma gern hast!"

Ich wehrte ab. „Nein, sie ist falsch!" sagte ich und ich schämte mich nicht darob. Fester drückte ich Ethel an mich.

Sie aber litt es nicht. „Laß mich, Kristof, du machst Spaß. Du darfst nur einer gehören — ihr oder mir!"

Ich war wie von Sinnen. „Dir!" stieß ich hervor. „Dir!" — — —

Mit wüstem Kopf sah ich das graue Licht des Tages. Ethel war bereits auf und kochte auf dem offenen Herde Milch. Als sie mich wach sah, lachte sie.

Ich wandte mich ab. In mir brannte heiße Scham.

Eilends machte ich mich fertig zu gehen. Da sie dies gewahr wurde, hielt sie mich fest.

„Laß mich!" Ich senkte den Blick, denn ich haderte mit ihr und mit mir. Ich dachte an Vilma, deren Denken und Wollen ich in den langen Wintermonaten festigen konnte, während mein eigenes Handeln meinen Worten widersprach. Was müßte Vilma jetzt von mir halten?

Nach einer Weile fragte Ethel: „Und was wolltest du gestern sagen?"

Erst jetzt erinnerte ich mich meines Auftrages. Froh um die Ablenkung, brachte ich nun schnell die Frage an, warum sie der armen Kathinka so Schlechtes prophezeit habe.

Ein rätselhafter Blick spielte zu mir herüber.

„Es stand so in den Karten!"

„Was stand?"

„Ein großes Unglück, das über Ujfaly kommen wird!" sagte sie mit verhaltener Heftigkeit.

Wie fernes Wetterleuchten zuckte es nun in ihren Augen, da sie fortfuhr, zögernd und überlegend: „Herzdame lag beim Schellen-Aß. Als siebentes Blatt weiter kam Treffdame und wieder als siebentes Blatt Herzkönig. Herzdame bin ich, Herzkönig bist du. Treffdame ist Vilma. Damals wußte ich nicht, wer Herzkönig sein würde. Ich sah nur, daß Treffdame und Herzdame einen schweren Kampf um ihn haben werden. Wenn du großes Unglück abwenden willst von uns allen, dann gehe nicht mehr nach Ujfaly. Gehst du aber, dann lasse Vilma sein, denn du gehörst der Herzdame und nicht der Treffdame. Weißt du?" Sie hatte leise, aber mit immer unheimlicher werdendem Feuer in der Stimme gesprochen. In ihren Augen glaubte ich ein Glimmen zu sehen.

„Ist das alles, Ethel?"

„Ja, Kristof, es ist alles! Hüte dich! Ethel hat scharfe Augen!" Sie trat einen Schritt auf mich zu. „Mir gehörst du!" wiederholte sie heiß.

„Ethel, du bist ein verrücktes Frauenzimmer!" Ich wollte über den bedrückenden Augenblick hinwegkommen.

Prüfend sah sie mich an. Dann sagte sie mit veränderter, fast zärtlich weicher Stimme: „Kristof, du bist heute nacht ein Mann geworden! Ich möchte dir etwas zum Andenken schenken!"

Schon kramte sie in einem kastenähnlichen Behältnis. Flink sprang sie auf und trat auf mich zu. Die Hände hielt sie hinter dem Rücken versteckt.

„Was treibst du, Ethel?"

Sie zog die Augenlider ein wenig zusammen. „Als Mann", begann sie langsam und wie abwägend zu sprechen, „als Mann brauchst du ein Pferd, ein Weib und eine Waffe — nun besitzt du alles!"

Mit kurzem Ruck tat sie die Hände hinter dem Rücken hervor und vor mir lag eine schöne, schwere Pistole.

„So nimmt sie doch! Zum Andenken!" Sie lächelte unergründlich. „Oder willst du sie nicht?"

Mit Mühe überwand ich meine Ueberraschung ob des seltsamen Geschenkes. „O ja, ich mag sie gerne, aber ich glaube, das Andenken eines Mädels sollte doch etwas Persönlicheres sein als eine Pistole."

„Du bist keiner der unseren, das merkt man! Komm, ich mache dir die Waffe persönlicher!" Sie nahm aus der Tischlade ein spitzes Messer und ritzte mit bewundernswerter Handfertigkeit tief und deutlich meinen Taufnamen in den braunen Schaft.

„Hier!" sagte sie und reichte mir die Waffe. „Ist es nicht gut geworden?"

„Sehr gut! Doch nun will auch ich dir ein Andenken geben. Was soll es sein?" Ich war ratlos.

Sie lachte hellauf: „Du gibst mir dein Messer! Waffe gegen Waffe!"

Ihr Wunsch berührte mich seltsam. Aber warum sollte sie das Messer nicht haben? Sicherlich

gefiel es ihr deshalb so gut, weil es nicht den landläufigen Werkzeugen glich. Es war ein Stilett, wie man solche bei uns daheim trug: im Griff feststehend, die haarscharfe Klinge in einer Lederscheide steckend. Die Schalen des Griffes waren aus Hirschhorn. Ein schönes Ding! Ein Stück aus der Heimat. Es war mir darum lieb und wert.

Ich griff in die Tasche und holte das Messer hervor, zog es aus dem Leder, fühlte seine Schärfe. Edler Stahl!

„Hier hast du, Ethel! Aber sag, woher ist die Pistole?"

„Woher?"

Sie stand vor mir, hielt mich mit beiden Händen an den Kleidern, sah mich aus weit aufgerissenen Augen an. Der Blick war wesenlos, er ging durch mich, ohne mich zu schauen. „Woher, willst du wissen? Nun, da war einmal einer, ein schwarzer Kerl, und sein Pferd war ebenso schwarz wie er und die Nacht, in der er herangeprescht kam. Ein Flüchtiger! Er sah nicht aus wie einer, der Uebles getan hat! Ich fragte auch nicht um ein Warum, Woher und Wohin. Ich habe ihn aufgenommen. Er blieb die Nacht bei mir. Ich war damals noch sehr jung und da wurde er mein Erster! Im Morgennebel wollte er fort, ich ließ ihn nicht, ich war närrisch vor Liebe. Er blieb — bis sie ihn hatten. Mit Hunden waren sie hinter ihm her gewesen. Als ich ihn endlich freigab, war es zu spät. Draußen, gleich da draußen vor der Hütte, hat er sich eine Kugel in das Herz geschossen . . ."

Erstarrt horchte ich auf des Mädchens Erzählung. Bei den letzten Worten zuckte ich zusammen. Mühsam kroch über meine Lippen eine Frage: „Mit dieser Pistole?"

Ihre Stimme klang hart wie Erz: „Ja, mit dieser! Sie war das einzige, was mir blieb. Jetzt gehört sie dir. Er war mein Erster, du bist mein Letzter!" Ihre Finger verkrampften sich in mein Gewand. „Wenn du kommst, wenn du wiederkommst, dann ist es gut! Kommst du nicht, hab ich dein Messer zum Andenken!"

Mir schoß das Blut zum Herzen: „Ethel, was willst du sagen?" Etwas unheimlich Peinigendes belastete meine Seele. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß in ihren Worten dunkle Drohung lag.

Ihre Finger umklammerten meine Hände. „Was ich sagen will, Kristof? Bloß eines: ich bin nur ein armes, verachtetes Mädel, aber was mir gehört, darf mir niemand nehmen! Verstehst du? Niemand! Wann kommst du wieder?"

„Ich weiß nicht", wich ich betroffen aus.

Sie wurde still, holte mein Pferd, half mir in den Sattel und geleitete mich ein Stück durch das Buschwerk.

Dann reichte sie mir die braune Hand: „Die Mutter Gottes sei mit dir! Vergiß nicht meine Worte!"

Müde und staubig trabte gegen Mittag mein Pferd mit mir durch das breite Tor von Vargaudvar. Verwunderte Blicke sahen mich an, aber niemand stellte eine Frage. Ich selbst schwieg.

In meinem Zimmer lag ein Brief. Ich erkannte schon auf dem Umschlag Pater Marians Handschrift. Fast mußte ich mich zwingen, das Schreiben zu öffnen.

„ . . . Gott gebe, daß Dich unsere Worte zu gesegneter Stunde erreichen, daß Leib und Seele noch gesund sind. Deine Eltern, die mir in diesem Augenblick zur Seite sitzen und zusehen, wie ich Dir die Botschaft schreibe, grüßen Dich und übermitteln Dir durch mich gute Wünsche zu dem Feiertag Deines Geburtstages. Glaube mir, Deine Eltern tragen viel Leid um Dich, aber sie sind voll Hoffnung, daß Du zurückkommen wirst; gefestigt, geklärt und ohne Schuld . . ."

Ich las gequält und mühsam, die Buchstaben standen nicht mehr in schönen, festen Reihen. Sie tanzten einen wirren, tollen Reigen, hüpften auf und nieder.

Mein Denken war ein Kampf zweier Gewalten,

ein Widerstreit von Gut und Böse, von Suchen, Wollen und Sichtreibenlassen.

Zum erstenmal nach langer Zeit schlief ich in der folgenden Nacht unruhig. Dunkle verschwiegene Traumgesichte umgaukelten mich. Ich wollte heimwärts wandern und lief mich müde. Erschöpft fiel ich auf glühendes Gestein. Ein Tosen, eine wilde Jagd hörte ich näherkommen. Ich konnte mich von dem Gestein der Straße nicht lösen, ich mußte alles über mich ergehen lassen. Auf wildem, ungebärdigem Pferde preschte Pater Marian über mich hinweg. Ich vermeinte im Staube zu ersticken. Und schon kam ein neues verwegenes Reiten: „Vilma!" schrie ich auf. Auch sie ritt über mich und sah mich nicht. Und dort galoppierte noch ein Reiter heran. Was flatterte von seinem Kopfe? Näher stampften die Hufe in flüchtigem Lauf. Jetzt sah ich schwarzes Haar im Winde fliegen, ein geschmeidiger brauner Mädchenkörper wiegte sich auf dem Rücken des Tieres, eine lange Gerte schlug die Flanken. Oh, wie ich sie kannte, diese Gestalt! In ohnmächtigem Bemühen lallte ich mühsam:: „Da jauchzt es dahin —!" Hochauf bäumte sich das Pferd, ein brauner Arm zog die Gerte sirrend durch die Luft, ein Schlag klatschte mir in das Gesicht, schwer und brennend. Pferd und Reiterin waren verschwunden.

Und dann wieder war es, als liege ich daheim in der Stube und Ethel sei bei mir. In der Liegestatt, die ich als Knabe hatte. Aus der Ecke über dem Tisch blickte der Gekreuzigte in elfenbeinfarbener Blässe nieder, geradewegs auf uns her. Ich wies ihm die braunen Glieder meiner Gefährtin und rief ihm die Worte hinauf: „Sieh, du Heiland, du Erlöser, das ist das Leben! Das halte ich bis zum letzten Atemzug!" Eine dürre Hand griff mir kalt und klammernd an die Schulter und ein eisiger Stich durchjagte mein Herz. Krampfhaft weitete sich mein Blick: am Bettrand saß der Tod, die fahlen Gebeine knirschten und krachten wie dürrer Bergwald im Föhn. „Was willst du?" bebte es mühsam von meinen Lippen, und in blindem Wehren hob ich die Hand zum Schlage. Doch, das war nicht mehr der Tod, das war eine hohe Gestalt, ein bekanntes Antlitz. Aus den Augen brach grüner Schimmer. „Abt Demeter!" schrie ich in gräßlicher Angst und ließ die Hand sinken.

Da begann er zu sprechen: „Du warst vermessen! Du bist ausgezogen, mir nachzuforschen, wolltest die Pfade gehen, die ich ging. Du wolltest das Leben suchen und dachtest es zu meistern, es besser zu verstehen als ich, der ich dein Vorgänger war. Wohlan! Sieh, wohin du gekommen bist! Du wolltest der Welt nicht entsagen und du ließest das Leben auch nicht an dich herankommen, du stürmtest ihm entgegen, kamst auf falsche Pfade, gingst in die Irre. Was du dort fandest, nennst du Leben und weißt nicht, daß es der Anfang vom Tode ist. Das Leben macht dich zu seinem Spielzeug, so wie ich es einst gewesen bin! Weh dir! Kein Führer wird dir erstehen, wie mir keiner erstand. Allein mußt du den Weg finden! Kannst du es nicht, dann bist du nicht mehr wert, als daß dich das Leben zermalme —".

Einige Tage später ritt ich nach Ujfaly, um Vilma zu versöhnen. Sie stand unter dem Tore. Gewiß hatte sie mich von ferne gesehen. Meinen befangenen Gruß erwiderte sie mit leisem, fast mütterlichem Lächeln, in dem ein Zug von Nachsicht lag.

Ich sagte, daß ich einsehe, schlecht gehandelt zu haben, sie möge mir vergeben.

Sie streckte mir die Hand entgegen: „Ach, Kristof! Komm, laß das alles, wir wollen nicht mehr davon sprechen." Und wie früher bot sie mir ihren Mund. Ein Zögern war in mir und Schuldbewußtsein — es stand doch etwas zwischen ihr und mir. Aber ich schwieg und nahm den Kuß von ihren Lippen. Ich sprach dann von diesem und jenem, nur nicht von Ethel. So feige war ich! Doppelt feige, weil ich mir selbst nicht gestehen wollte, daß ich in Vilma noch immer das Weib und nicht die Kameradin sah, daß mich Verlangen nach ihrem jungen Körper gepackt hatte.

Wir sprachen viel und lange. Wußten wir doch, daß die beginnende Anbauzeit uns wenig Weile lassen werde zu ungestörtem Beisammensein.

Als ich sie beim Abschied fester umfing, wehrte sie sich leise, aber bestimmt. Voll zwiespältiger Gefühle ritt ich heim.

★

Viele Wochen waren seit jenen Märztagen vergangen. Der Maihimmel war seidig blau. Die Menschen gingen mit hoffnungsfrohen Gesichtern ihrem Tagwerke nach. Selbst die Schwernis des Krieges, der weit von Varga-udvar tobte, wurde mild überschleiert.

Ein solcher Tag war es, an dem ich wieder nach Ujfaly ritt. Die Stunde, da ich zu Vilma kam, war dämmerglockenweich. Das Sonnenfeuer brannte tief und fern im Westen. Linde Kühle trug tausend schwere Düfte der Heide herzu.

Vilma hatte vorgeschlagen:: „Komm, laufen wir rund um das Gehöft!"

Wie heitere Kinder jagten wir dahin. Spielten Haschen und Verstecken, indes die Sonne breitpinselig rote Streifen an den Horizont malte.

Wir spielten und tollten bis in die tiefe Dämmerung hinein, die der Nacht den Weg über die Heide bahnte. Plötzlich sprang Vilma verstört aus dem Busch, in dem sie sich eben verborgen hatte, damit ich sie suche.

„Was hast du, Vilma?"

„Ein Schatten! Ich sah einen Schatten, wie von einer Hexe!“

„Aber Vilma, es gibt keine Hexen, du hast geträumt!“

Um sie zu überzeugen, trat ich in den Busch, stapfte dahin und dorthin.

„Wo ist nun der Schatten?“ neckte ich.

Sie hielt sich fröstelnd an mich und bat: „Gehen wir heim!“ Mit scheuen Blicken sah sie in die Runde.

Ich schalt sie lachend. Noch klang mein lautes Spotten durch die Finsternis, da löste sich ein halb erstickter Angstschrei aus Vilmas Mund: „Dort!“

Ja, dort huschte wirklich in verschwommenen Umrissen ein Schatten über den Boden, lautlos, ruckweise, in langen Sätzen. Ich wollte ihm nach. Aber Vilma klammerte sich an mich: „Bleib!“ bat sie.

Unwillig fuhr ich sie an: „Seit wann sind Pußtamädel feig? Laß los!“

Sie senkte den Kopf, umklammerte mich aber nur noch heftiger.

Indes hatte die Nacht das Geheimnis des Schattens aufgenommen. Die Heide lag regungslos wie sonst und trank sehnsüchtig dünnes Silberflirren weltenferner Sterne.

„Es war sicher ein herumstrolchender Hirtenhund,“ beruhigte ich Vilma.

Sie sah aber noch immer verstört um sich. Erst als das schwere Tor von Ujfaly knirschend hinter uns zufiel und ich den großen hölzernen Riegel vorschob, atmete sie auf.

„Kristof!“

„Was?“

„Ich habe Angst!“

„Vor wem?“

„Vor dem Schatten!“

Sie zog mit raschen Griffen die rotwollenen Tücher vor die kleinen vergitterten Fenster.

„Oh, du wirst dich doch nicht vor einem Hunde fürchten?“

Sie schwieg eine lange Weile, dann rief sie wieder meinen Namen. Leise und werbend.

„Nun?“

„Hast du mich gern? Recht gern?“

„Vilma — frag nicht so!“ Alle Unrast lauer Frühlingsabende war wieder in mir wachgeworden. Die weiche Stimme des Mädchens, sein bittender Blick, dazu das flackernde gelbliche Licht, das von der Kerze kam und sehnsuchtbeladen durch die Stube floß, um in fernen Winkeln sich der Finsternis hinzugeben, dies alles verwirrte meine Sinne. Begierde stieg in mir auf. Was nützte es, daß mein zweites Ich sich zagend wehrte?

„Dann erfülle mir einen Wunsch und bleibe heute Nacht auf Ujfaly!“

Flehend sah sie mich an.

„Ja“, war meine schnelle, meine viel zu schnelle Antwort, „ich bleibe hier!“

Sie wollte mir ein Lager in der Eckstube richten. Ich aber faßte nach ihr und hielt sie fest.

„Vilma!“

Verwunderte Frage lag in ihrem Blick.

„Hast du mich lieb?“

Da lachte sie auf: „Geht das Frag- und Antwortspiel jetzt verkehrt?“

Ich nickte ernsthaft und lauernd: „Gib Antwort. Hast du mich lieb?“

Ohne Zögern kam es aus ihr: „Ja, Kristof, sehr! Ich könnte alles für dich tun!“ In ihrer Stimme schwang Wahrhaftigkeit.

„Vilma, wenn es so ist, läßt du mich heute ganz bei dir sein?“

Aus unnatürlich großen Augen sah sie mich an. Jähes Erschrecken lag darin, dann Wehmut und Trauer und schließlich senkte sie den Kopf. Das schwarze Haar glänzte und schimmerte im zuckenden Schein der Kerze. Es war, als sprängen Funken daraus.

Vilma schwieg lange.

Ich wartete, selbst im Widerstreit der Gefühle.

Dann hob sie den Kopf. Und nun war sie ganz Ungarmädel.

Damals im März, da glaubte sie, ich stelle sie auf die Probe, auf eine ernste, harte Probe. Und sie hatte bitterlich geweint, als ich fortgeritten war. Das und noch mehr sagte sie mir jetzt. — Verdiente ich unreifer Jüngling solch große Liebe des freien Pußtakindes, das mir Schwester und Kamerad sein wollte, nachdem ich das Weib in ihm zurückgewiesen hatte?

Ich habe diese Mädchenseele vielleicht erst viel später ganz begriffen. Aber als zu jener erfüllungsschweren Stunde Vilma sich mir schenkte, brannte in mir keine unruhige Frage mehr: „Bist du das Leben?“

★

Durch das offene Fenster der kleinen Stube, die im ersten Stock lag, schauten freundlich die Sterne.

Wie von ungefähr standen wir beim Fenster, Hand in Hand, und blickten in die weichen Sammetsäume der Nacht.

Da sah ich längs des Hauses einen Schatten schleichen, langsam und zögernd.

Rasch blickte ich Vilma an. Sie hatte nichts bemerkt.

Ich zog sie weg. „Komm, es wird kalt!“ sagte ich, behielt aber den Schatten dort draußen im Auge. „Wie eine Hexe“, hatte Vilma abends gemeint. Ja, fast könnte es stimmen. Vorsichtig schlüpfte die dunkle Gestalt an der Mauer entlang. Vorne an der Ecke verschwand sie.

Seltsame Erscheinungen gewöhnt, dachte ich an eine Bettlerin, die vielleicht Unterschlupf suchte für die Nacht und gab daher das leise Wollen

auf, mich anzukleiden und nachzusehen. Ich spürte den Herzschlag Vilmas zu nahe.

Wir waren beide eingeschlafen, um irgendeine Zeit der Nacht. Freude zählt nicht die Stunden. Freude steht über der Zeit, sie ist Augenblick und Ewigkeit in einem. So schliefen wir, noch Hand in Hand, aus dem unsäglich seligen Heute in den Morgen, von dem wir meinten, er würde uns hellauf jubilierend feuerfarbene Rosenblüten zum Kranze reihen.

Plötzlich erwachte ich und sah, zutiefst erschrekkend. Die Welt um uns in flammender Lohe. Unheimliches Krachen und Knistern erfüllte den Raum. Tierisches Brüllen und Jammern tönte durch die Nacht. Qualm zog in dicken, schweren Schwaden durchs Fenster. — Ujfaly stand in Flammen!

Ich blickte auf Vilma. Auch sie war erwacht und starrte in das Feuer, wortlos, wie tot. Da packte ich sie und trug sie die Treppe hinunter. Der Weg war noch frei. Ein paar Mägde standen schreiend und weinend vor dem Tore. Ich übergab ihnen Vilma. Dann rannte ich zu den Ställen. Dort arbeiteten einige Leute an der Bergung der Rinder, die in wilder Todesangst gegen die Barren rannten und an den Ketten rissen. Unser Trachten war auf die Rettung des Viehs vereinigt. Plötzlich reichte mir eine Hand einen am Ende glimmenden Balken. Damit sollte ich die verstörten Tiere aus dem Raum treiben. Es war Vilma, mein Mädel. Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen und half mutig mit. Draußen sah man im grellen Schein der riesigen Fackel von Ujfaly das Vieh wie irrsinnig hin und her rasen. Viele Rinder rannten wie toll in die Heide, die weit in die Runde hinaus grausam rot beleuchtet lag.

Mit schmerzenden Gliedern hielten wir Rast. Die Tiere waren bis auf solche, die der Qualm schon betäubt hatte oder die nach der Rettung sich blindlings in die Lohe stürzten, geborgen. Zwei greisenalte, aufgeregte Knechte machten sich daran, die rauchvergifteten Rinder zu schlachten. Vor dem Gebäude lagen wirre, dunkle Haufen von Stall- und Hausgerät, Kleidern und Lebensmitteln. Das Wenige, das gerettet werden konnte.

Wir keuchten durch Hitze und Qualm nach vorne zum Wohnhaus. Eben brach der Dachstuhl zusammen. Brennende Strohschrippen tanzten wirbelnd in der Luft.

Durch das donnernde Krachen des stürzenden, flammenden Gebälkes tönte schrilles, verzweifeltes Schreien. Vor dem Hause stand inmitten des Mägderudels Kathinka. Der blutrote Schein des Brandes geisterte flackernd über ihr schrecklich verzerrtes Gesicht. Sie wehrte sich wild, schlug mit Füßen und wand sich unter den Griffen der Mägde, die sie umfassen und halten wollten. „Mein Kind — mein Kind!" Nervenzerreißend jagten ihre Schreie durch Nacht und Flammenröte.

„Was ist geschehen?"

Eines der Weiber fand Worte: „Das Kleine liegt noch oben! Kathinka will es holen! Es geht nicht mehr!"

Sie mußten Kathinka gewaltsam halten, denn der Bau konnte jeden Augenblick niederbrechen.

Ich sah die halb irrsinnige Frau, ich sah die Flammen, die in gierigem, himmelstürmendem Geflacker bereits das ganze Gebäude umleckten, und ich sah auch einen noch immer langen Weg von mehr denn zehn Jahren vor mir.

Es galt! Wenn ein Mensch hier noch etwas vermochte, dann vielleicht ich.

Nur eine Sekunde lang prüfte mein Auge die Lage. Ich sprang über brennende und schwelende Balken. Um mich war Krachen und Bersten, sengende Hitze und beißender Rauch.

Mit halbgeschlossenen Augen, ein Tuch um Nase und Mund, tastete ich mich vorwärts zur Stiege. Oben splitterte die angebrannte Tür unter meinem Fußtritt — ich war in Kathinkas Stube.

Durch dicken Qualm tastete ich nach dem Strohbündel. Meine Hände glitten über ein kleines Bündel. Doch plötzlich spürte ich, wie sich meine Lungen verpesteten, ich sank nieder. Wollte nun mein Körper versagen, war ich, so kurz vor dem Ziele, am Ende meiner Kraft?

Aber da sah ich wieder eine lange Straße und erst weit in der Ferne ihn, der mich dort aufhalten würde. Ich riß mich hoch, faßte das Bündel und stolperte durch ein Meer von Glut, durch Prasseln und Krachen, durch die furchtbare Hölle entfesselter Naturgewalt.

Frischer Lufthauch umwehte mich mit einem Male, ich hörte Menschen, ich stürzte, und jedwedes Begebnis ward für mich stumm und tot und ausgelöscht.

Es war wie ein Erstehen aus dem Nichts.

Mühsam öffneten sich die Lider und der suchende Blick sah in den blutfarbenen Nachthimmel.

Mit einem Ruck saß ich aufrecht, sah um mich, fand mich im Grase. Im Scheine der letzten Flammen, die aus dem Trümmergewirr züngelten, irrlichterten ängstliche Weiberblicke zu mir her.

Im Augenblick wußte ich alles.

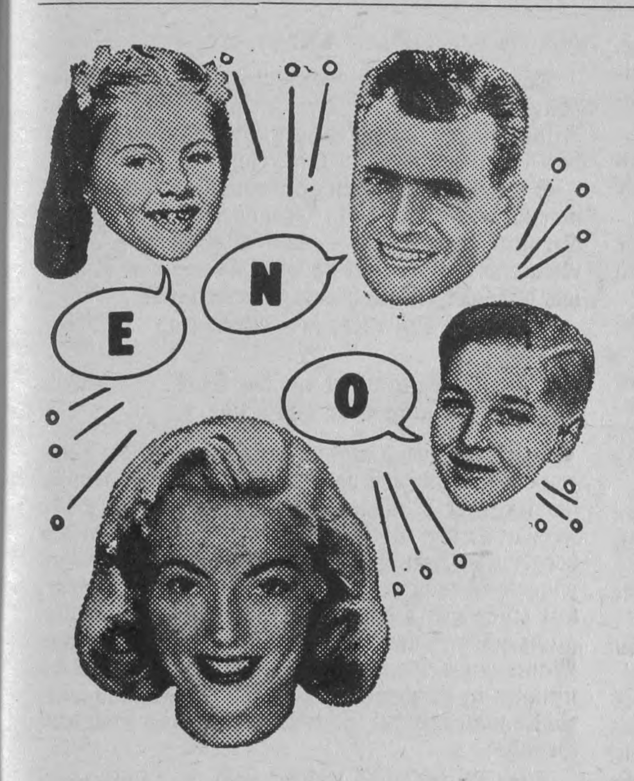
„Wo ist das Kind?"

Die Lippen der Weiber preßten sich hart aufeinander. Sie schwiegen.

„Wo ist es?" wiederholte ich.

Eine der Mägde gab mit dumpfer Stimme Antwort: „Bei den Engeln, junger Herr! Der Rauch war zu stark!"

Ich wollte niedersinken in schmerzlichem Empfinden, aber da stach ein neuer Gedanke aus dem Chaos: „Wo ist Vilma?"



FÜR MILLIONEN FAMILIEN ist

Regelmaessigkeit

EIN 3-BUCHSTABEN WORT!

Ja, aus dem besten und einfachsten Grund, verlassen sich Millionen Familien auf ENO, um sich durch die Natur gesund und glücklich zu erhalten.

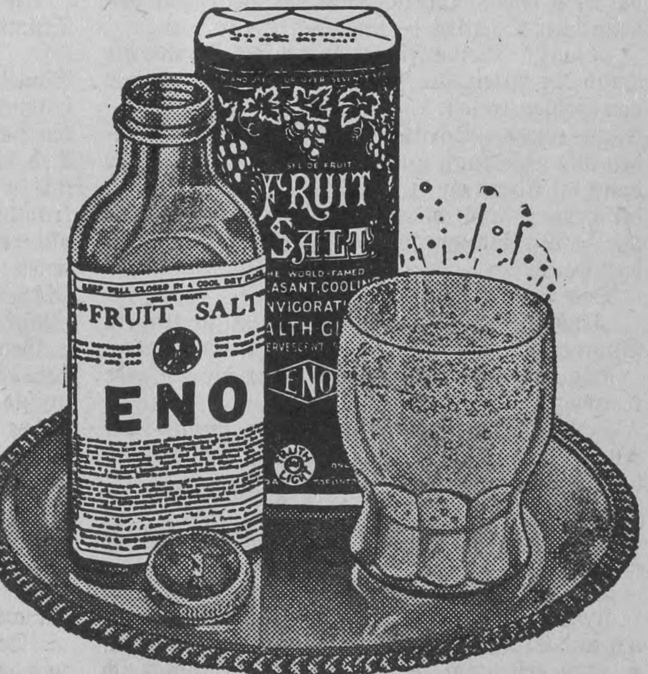
ENO'S "Fruchtsalz" schafft den *milden, gründlichen* und *sicheren* Stuhlgang, den beide, alt und jung, wünschen . . . einen milden, gründlichen und sicheren Stuhlgang, verbunden mit einer *milden* Gegensäure.

Ihre Familie kann sich auf ENO'S verlassen . . . eine gute Sache immer zum täglichen Gebrauch im Haus zu haben. Kaufen Sie die grosse Familienpackung noch heute — in Ihrem Lieblingsgeschäft.

ENO'S

"FRUIT SALT"

ein Familienwort
für Regelmässigkeit
seit über 80 Jahren



Regelmaessiger Stuhlgang—Milde Gegensaeure

Fiebernd schickte ich meine Blicke in die Runde. Vorne bei den flammenden Trümmern standen etliche Gestalten. Scharf zeichneten sich ihre Umrisse im Feuer. Vilma war nicht dort.

„Wo ist Vilma?“ Ich packte die Sprecherin von vorhin bei den Handgelenken und drückte sie mit wahnsinniger Kraft.

Die Magd wand sich und wimmerte vor Schmerz. Einige Weiber flüchteten, die anderen bettelten jammernd: „Herr, laß sie aus!“

Die alte Anka entriß mir das Opfer. „Sei vernünftig, junger Herr!“

„Wo Vilma ist, will ich wissen!“ Ich schrie es hinaus in die Nacht, so laut ich konnte. Am ganzen Körper zitterte ich, mir war entsetzlich elend — ich spürte wieder den Rauch und Qualm, und er würgte mich in der Kehle.

Hilfsbereite Hände griffen nach mir, ließen mich fürsorglich in das Gras nieder. „Du sollst dich nicht so aufregen,“ hörte ich Anka sagen.

„Vilma will ich!“ Mit aller Macht klammerte ich mich an den Gedanken.

Die Alte beugte sich über mich, ihre Stimme krächzte heiser: „Sie ist dem Schatten nach!“

Meine Hände griffen in die wollene Bluse des Weibes: „Welchem Schatten?“

„Du warst eben beim Tore hineingesprungen, da kroch etwas Dunkles aus der Hecke, ein unheimlicher Schatten — und —“

„Was?“ Meine Finger krampften sich um die Hand der Alten, die Augen wollten mir fast aus den Höhlen treten.

„— und der Schatten eilte dir nach. Wir standen alle voll Angst und gaben keinen Laut. Aber dann tat Vilma einen schrecklichen Schrei: ‚Das ist die Hexe, sie will ihm nach, Mutter Gottes, schütze ihn!‘ Wir konnten sie nicht halten, sie rannte in das Haus.“

Das Weib schwieg.

„Und weiter?“ Ich wagte kaum zu fragen. Sinnverwirrende Ahnung erfüllte mein Denken.

Wie aus unendlicher Ferne klang die stockende Antwort: „Nichts weiter!“

Heiße Perlen tropften auf meine Hand. Die Alte weinte. Und mit ihr schluchzte das Weibervolk, das um uns war.

„Anka, wie lange liege ich so?“

„An die zwei Stunden, Herr. Es muß bald Tag werden.“

Da fragte ich nichts mehr.

Zwei Gesichter standen vor meinem Blick: Vilma und Ethel. Mein Mädchen und der Schatten.

Zum erstenmal in meinem Dasein fluchte ich dem Schicksal und haderte mit ihm, daß mir noch mehr als zehn Jahre vorgeschrieben waren. Zum erstenmal empfand ich die Unerbittlichkeit des Lebens und rief in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Ende.

IX.

Tage und Nächte wanderten über die Heide, schauten verwundert den Trümmerhaufen von Ujfaly, sahen die Menschen, denen noch immer das Grauen die Augen überschattete.

Scheues Flüstern trug sich von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Ein Fragen und Suchen, ein Vermuten und Raten — doch alles lief ins Leere. Niemand wußte Anfang und Anstoß des Unheiles, das über Ujfaly hereingebrochen war.

Niemand, bis auf einen Menschen. Und der war ich.

Alle anderen kannten nur das Ende. Ich allein den Beginn, nicht aber das Ende.

Von dem sprach man zu mir erst, als die Lungen entgiftet waren von dem Qualm, mit dem sie sich in jener Nacht vollgepumpt hatten; als der Kreisarzt, der täglich aus dem fernen Städtchen hergeritten kam, mit Stiefeln, Sporen und Haselgerte in meinem Zimmer herumpolterte, oder, mit einer Hand den Puls fühlend, seinen wichsglänzenden Schnurrbart drehte, erst als dieser Mann eines Tages nicht mehr erschien und ich nimmer in stundenlanger Bewußtlosigkeit lag, erzählte man mir die Schrecken des Tages nach dem Brande:

Die Mittagsonne hatte noch in qualmende Trümmer gesehen. Es waren die Reste von Ujfaly. Das Gesinde wühlte suchend darin. Unter Schutt und Asche fand man zwei Menschenkörper; halbverkohlt, eng aneinandergeschmiegt, als hätten sie nur in tiefverbundener Zweisamkeit dem Tod die Hände reichen wollen. Oder hatten sie sich in wildem Kampfe unlösbar ineinander verkrampft? Denn eine Hand lag um den Hals des anderen Körpers gepreßt und die schwarzverlaufenen Knöchelchen, die zur rechten Hand dieses Körpers gehörten, hielten eine spitze Klinge aus Stahl umfaßt.

Grauen packte die Leute, als sie die beiden Körper erblickten. Mit Stockhieben und Schnaps mußte der Verwalter seinen Befehlen Nachdruck geben, indes der anwesende schnauzbärtige Gendarm sich mit einer Flut von Flüchen und Drohungen Gehorsam verschaffte. Aechzend vor Schauder, mit vorquellenden Augen und angehaltenem Atem hoben die Leute Vilma und die zweite Gestalt aus der furchtbaren Wirrnis der Umgebung und betteten die beiden Körper in einen Sarg, den der alte Janos rasch gezimmert hatte.

„Das war der Schatten!“ flüsterten die Mägde und deuteten auf die eine Tote, die noch immer das Messer in der Hand hielt. Das Gesicht war von Feuer und Glut wie zerfressen. Als aber nach etlichen Stunden wieder Leute kamen, gänsehäutig und schnapsgestärkt in das Behältnis schauten, da war ein Weib darunter, das aufschrie: „Solche

Ohrringe hat im ganzen Komitat nur die Ethel auf Fülöpy!"

Ja, sie war der Schatten, der um das Haus schlich, als ich mit meinem Mädchen am Fenster stand, und sie war auch der Schatten, der mir in das brennende Haus nachsprang, um —

Was wollte sie? Gutes oder Schlechtes? Das Messer ist kein Beweis.

Das Messer? War es vielleicht mein Messer?

Alle bestätigten, es wäre ein sonderbares Ding gewesen — kein Dolch. Ein breiter Stahl, der feste Griff aus Hirschhorn.

Ja, mein Messer! Ich schrie wie wahnsinnig auf. Die Leute wußten nicht warum. Sie gingen erschreckt von mir.

Hundert und tausend Fragen brannten und bohrten in mir, als ich an dem Tage, da meine Augen zum erstenmal wieder klar blickten, dies alles erfuhr.

Aber die Antwort auf die Frage, die ich ängstlich scheute, die ich mir nicht vorzulegen getraute, aus Furcht, sie würde mich vernichten: diese Antwort kam von selbst! Nimmermüde hämmerte sie sich mir spitz und schmerzend ein: „Du, du allein bist schuld! Dein Leben wird nicht hinreichen, das zu sühnen, was du verbrochen hast. Und wenn du büßen wolltest wie Abt Demeter einst büßte, es kann auch das die Schuld nicht von dir nehmen!"

In jenen schweren Tagen, da ich trotz innerer Zerrissenheit körperlich wieder gesundete, keimte in mir ein Gedanke. Mit seinem Wachsen verebbte das verzweifelte Stürmen in meiner Seele. Ich sah ein Ziel, eine Aufgabe vor mir, und ich war gewillt, alles zu geben, alles zu leiden. Noch hatten wir Krieg!

Ich sagte Varga-udvar den Dienst auf. Der Verwalter ließ mich ziehen, obwohl die Ernte bevorstand und jede junge Hand nötig gewesen wäre.

Niemand fragte, niemand hielt mich, als ich — es war an einem der ersten Junitage — von Varga-udvar ging. Nur die alte Ilonka schluchzte krampfhaft.

Ich wanderte in die Heide hinaus. Im Rucksack trug ich alles, was mein eigen war: Kleider und Wäsche, Briefe und Kleinigkeiten, mein Lebensbüchlein, das Pergament, Abt Demeters Geschichte und Ethels Pistole.

Die Strahlen der Sonne lagen mir heiß im Rücken. Der Weg nach der kleinen Stadt zog sich schier endlos hin. Erst in den Nachmittagsstunden stach ein Kirchturm in die flimmernde Bläue. Eine Weile später krochen gelbliche Mauern über den Horizont.

In den breiten Fächern der Brieftasche aus handgenähtem, schmutzigweißem Schweinsleder, die mir die gute, alte Ilonka als Andenken mitgegeben hatte, ruhten dreihundertfünfzig Kronen. Ein kleiner Reichtum! Es war alles, was ich mir auf Varga-udvar ersparen konnte. Dreihundert Kronen davon legte ich dem Kunstschmied hin. Zwei Grabkreuze sollte er schmieden. Eines für Vilma und Ethel, die gemeinsam unter einem Hügel lagen. Das zweite für Kathinka und ihr Kind. Ja, auch Kathinka war ein Opfer jener grauenvollen Nacht von Ujfaly geworden: am Tage nach dem Brande hatte ein alter Knecht im Buschwerk bunte Tücher flattern gesehen. Als er neugiergeplagt hinzutrat, da war es Kathinka, die, mit einem Strick um den Hals, an dem Ast einer Kastanie hing.

Und nun stand ich vor den Gräbern und starrte nieder auf die Hügel, die so knappe, vertraute Nachbarschaft hielten.

Vor den Hügeln, die die Beute des Todes überwachten, schrie es wieder wie mit tausend stahlharten Stimmen auf mich ein: „Du, du allein bist schuld!" Und als einzige Wehr und einzigen Schild konnte ich den wild anstürmenden Geistern nur das Stammeln entgegenhalten: „Ich will büßen! Gebt mir Hoffnung, daß meine Sühne ein Ende erreichen werde!"

Wehen Herzens zog ich hinaus in die Nacht, und als ich auf breiter, gerader Straße, die durch ruhendes Heideland nordwärts führte, einsam dahinschritt, weinte ich eine Zeitlang leise in mich hinein. Mein Wandern ging über sanfte Hügel und durch weite Täler.

Weiter wanderte ich. Immer weiter.

Dann, in einer Morgenfrühe, trat ich in die heiße Straße einer Stadt. Ging über hartes, holpriges Pflaster, vorbei an Menschen, an Mauern, an Giebelwerk und Dächergeschiebe, in ein großes Gebäude.

Eine Kaserne war es. Dort meldete ich mich als Freiwilliger. Das war Ende Dezember neunzehnhundertundfünfzehn.

Aber dann, vier Monate später, kauerte ich mit mehr denn fünfzig Kameraden in einem Eisenbahnwagen, und wir rollten durch Tage und Nächte einem flammenden Ziel entgegen.

Ich stand als Soldat im Feuer an allen Fronten, marschierte mir in den weiten, öden Steppen Rußlands die Füße wund, kroch um einiges später durch verwüstetes serbisches Land, lag oft im vordersten Graben im Peitschen der Geschosse. Vielerlei Gefahren und Schwernisse, täglich wechselnde Nöte und oft, sie vergessen machend, sieghaft aufleuchtender Mutterwitz eines einzelnen, der eine müde Schar mitriß, die große Kameradschaft, Schrecken und Härte und Erhabenheit des Kampfes — sie waren die Begleiter durch lange Zeit. Zwischendurch pflegte ich wieder einmal meinen Leib in irgendeinem zerschossenen Unterstand einer Reservestellung, war manchmal auch fern von Leichenfeldern und Geschützdonner, wie es der

Tag brachte. Es gab Stunden, nur waren sie selten, da sah der Krieg aus, als wäre er ein fröhliches Fest mit Glockengedröhn und harmlosen, pulverblauem Generaldechargen. Solche Weile hielt nicht. Sie wurde bald wieder abgelöst von dem Wüten der Schlacht.

Oft träumte ich noch wilde Träume von Vilma und Ethel, von Kathinka und ihrem erstickten Kinde. Gequält schlug ich im Schlaf um mich. Meine Kameraden, die mit mir die nackte Ackerfurche, den Graben, Keller oder Schüttboden als Liegestätte teilten, rüttelten mich wach, um mich von der Last, unter der ich keuchte, zu befreien. Was mich bedrückte, wußten sie nicht. Man half einander so gut man konnte, da brauchte es keiner Worte. Ich galt in meiner Kompanie als tapfer und wurde bald ausgezeichnet. Aber ich verdiente es nicht. Denn ich erbot mich damals zu den schwersten Gängen, weil ich meine Schuld abtragen wollte. Und ich forderte den Tod heraus und würfelte mit ihm in dem Glauben, daß i ch es sein müsse, welcher der Augen mehr wirft. Denn noch war Zeit! Oh, wir haben gewürfelt, hart und unausgesetzt, durch viele Monde!

Das schicksalschwere Völkerringen läuterte allmählich mein Denken. Ruhiger wurde es in mir. Weit zurück lag die Heimat, weit zurück auch die unendliche Pußta mit Varga-udvar samt dem Geschehen, das mich von dort fortgetrieben hatte.

Heiß und rauh stürmend ging der Atem des Krieges. Blutig floß auch das Jahr neunzehnhundertsiebzehn in das Meer der Vergangenheit. Als ich in Albanien wieder den Stift über ein letztes Feld in dem Lebensbüchlein gleiten ließ, stand ich fast als einziger von denen, die mit mir ausgezogen waren, noch aufrecht.

Ein neuer Frühling verwelkte, der Sommer verbrannte.

An einem frühen Herbsttag schellten und klatschten die Geschosse stärker denn je in das Gestein. Ruhig und kampfgewohnt wartete die graue, waffenstarrende Menschenzeile auf den schrillen Pfiff, der zum Angriff rufen sollte.

Er schnitt scharf durch die schwüle Luft. Die Gestalten schnellten auf und stürzten vorwärts, dem eisernen Hagel entgegen. Jäher Schmerz durchzuckte mich plötzlich, ich taumelte ein paar Schritte, es wirbelte mich herum, dann fiel ich schwer auf heiße, spitze Steine. Um mich war nur noch ein Surren und Brausen.

Kalte, nacktknochige Finger griffen mir in das Gesicht. Ich wollte mich wehren, doch um mich wurde es Nacht.

Ein Wiegen und Schaukeln, ein Emporheben und Senken. Dazu rhythmisches Geräusch, das wie aus weiter Ferne kam, sich dem Körper übermittelte und ihn in seinen Willen zwang.

Was konnte das sein?

Ein Lazarett!

Der brennende Schmerz in der linken Brustseite, der das Atmen so schwer machte, das Stöhnen, das da und dort aus Menschenkörpern stieg: alles verriet es.

Einige Zeit später saß eine Frau, eine Krankenschwester an meinem Bette. Während das Wiegen, Heben und Senken weiter sein Spiel trieb und rhythmische Stöße den Raum erzittern ließen, sagte die Schwester: „Wir fahren in einen dalmatinischen Hafen. Morgen um diese Zeit werden Sie in einem Lazarett liegen."

„Warum?" Ach, da war wieder der Schmerz, der rasende Schmerz, der mich am Sprechen hinderte.

„Sie müssen still liegen und dürfen nicht reden!" mahnte die Stimme. „In Durazzo haben wir Sie übernommen. Mit einem linksseitigen Brustdurchschuß. Nun wird man Sie in Dalmatien gesundpflegen."

Dankbar blickte ich auf die blaß und müde aussehende Frau. Sie bettete mich behutsam besser, nickte mir noch einmal wie in mütterlicher Besorgtheit zu und ging dann zu einer anderen Koje, aus der eine zerbrechende Stimme nach ihr rief.

Es mußte Nacht geworden sein, als ich wieder die Augen aufschlug und die Wirklichkeit in mich aufnahm. Männer in weißen Kitteln standen bei mir. Sie tasteten sorgfältig meinen Körper ab, sprachen leise untereinander und schritten dann weiter zur nächsten Koje.

Kleine elektrische Lampen drängten mit ihrem rötlichen Licht das Dämmern in die hintersten Winkel. Das Zucken und Stampfen, das Heben und Senken des Lazarettschiffes, das Stoßen, das aus den Bewegungen der See kam, alles war wie schon den ganzen Tag. Schließlich ertötete es jedes Denken und brachte mich in Schlaf.

★

Wer mit dem Tode schachert, ernstlich um ein Stümpfchen Leben handelt, der fragt wenig um das Planvolle, das der Mensch sich selbst in sein Dasein gebracht hat. Ihm scheint das Heute noch immer ein Gestern zu sein. Sein Zeitmaß ist verwirrt, die Geschehnisse der Vergangenheit ballen sich zu wüstem Gestürme, die Nacht wird ihm zum Tage. Wohl wechselt das Geschehen in rascher Reihe, aber er, der Ringende, weiß nicht um Zeit, um Stunde.

So geschah auch mir. Zu irgendeiner Weile erwachte ich wie aus schwerem Traum und lag so in linder Stille, wie ein ganz kleines Kind. Mit staunenden Blicken sah ich lange in einen sattblauen Vorhang. Dann tastete meine Hand über kühlglatte Weiße dorthin, wo in meiner Brust ein Brennen bohrte und nahe daneben in dumpfer Regelmäßigkeit das Herz klopfte.

Da wußte ich, daß ich lebe.

Den sattblauen Vorhang erkannte ich jetzt als ein Stück Himmel, der in tiefer Märchenfarbe durch breite Fenster sah.

Zu der leuchtenden Bläue gesellte sich der duftschwere Atem nie gesehener Landschaft und weckte geheimste Wünsche.

Wundert ihr euch, daß zu solcher Stunde frischer Lebenswille in mir aufsprang?

Der Tod hatte den Kampf verloren. Wohl saß er anfangs noch in der Zimmerecke und lauerte auf einen günstigen Augenblick, in dem er mich wieder fassen könnte.

Später dann sah er in nächtlicher Stunde zuweilen mit häßlichem Grinsen zum Fenster herein: „Hast du Langeweile? Soll ich mich zu dir gesellen?"

Doch ich wehrte mich, bis er müde wurde.

Vierzehn Tage lang hatte ich in dem stillen Zimmer gelegen. Auf welche Art ich von dem Lazarettschiff in dieses friedlich dunkle und doch so sonnenhoch helle Haus gekommen war, wußte ich nicht. Ich frage nichts. Wohlig atmete ich die fremdwürzige Luft und trank mit hungrigen Augen das Blau des Himmels. Sichere, ruhige Hände umsorgten mich. Sie gehörten einer Frau, die ich oft um mich und die nebenher liegenden Kameraden bemüht sah und die wir „Schwester Agathe" nannten.

Zu Beginn der dritten Woche rollte sie mein Bett mit mir über einen halbdunklen, hallenden Gang auf eine Gartenterrasse.

Das Stückchen blauer Himmel, das ich von meinem Zimmer gesehen hatte, war zum feierlichen Baldachin geworden, zu einem kristallenen Gewölbe. Und von dort, wo es niederhing und sich mit der Welt zu vereinigen schien, lief ein ungeheurer Teppich, der sich ebenso feierlich und unfaßbar weit breitete.

Fragend hatte mein Blick Schwester Agathe getroffen.

„Das ist das Meer!" sagte sie und sah nun selbst auch wie in Sehnsucht hinaus.

Ich wollte mich weiter aufsetzen, sank aber mit einem unterdrückten Seufzer zurück. Und da ich nach meinem Verband tastete, unter dem es wieder stach und bohrte, erinnerte ich mich plötzlich der Dinge, die ich sonst in der Tasche an meiner Brust getragen hatte.

„Schwester, wo ist meine Uniform?" fragte ich. „Es sind wichtige Sachen darin."

Sie wandte sich wieder mir zu und da tat sie mir plötzlich leid, weil ich ihren Blick, der ein wenig rasten wollte, so rasch zurückgeholt hatte.

„Es ist alles im Schrank. Soll ich Ihnen etwas bringen?"

„Bitte, Schwester, die Schriftstücke, die in der linken Brusttasche sind!

Sie ging bereitwillig und brachte, was sie in meiner Brusttasche fand: das Lebensbüchlein, Abt Demeters Geschichte, das Bild von Vilmas Grab, das alte Pergament und die wenigen Briefe, die ich aus der Heimat erhalten hatte.

Doch wie war das? Da lief durch Abt Demeters Geschichte ein kleines Oval, durch das Lebensbüchlein, durch alle Briefe sprang es, durch das alte Pergament, und — erregt suchten meine Finger in den raschelnden Papieren — auch durch den dünnen Karton, der Vilmas Grab im Bilde trug. Ich wendete ihn. Eingetrocknete Röte malte sich in das Weiß der Rückseite. Das war doch Blut!

„Ja, der Schuß ging durch alle Papiere!" hörte ich die Schwester sagen, die neben meinem Bette stand. Sie drückte mich in die Kissen zurück, da ich mich wieder jäh aufsetzen wollte. Noch spürte ich ihre sorgende Hand, spürte sie durch mein Haar streichen, dann tauchte alles um mich her in mitternachtdunkle Finsternis. Nur die begütigend liebkosende Hand blieb, ja, und plötzlich stand Vilma bei mir. I h r e Hand war es, die mir durch das Haar glitt. In wohligem Erschauern lag ich still. Ich konnte die Augen nicht von dem Mädchen wenden, wagte aber kein Wort.

Vilmas Arm wies zum Ende meines Lagers.

„Sieh, hier ist Ethel und da ist Kathinka, sie alle verzeihen dir!“

Ja, hier standen sie, die ich in feuchtgelber, nachtdunkler Erde auf dem Pußtafriedhofe glaubte, und nickten mir zu.

„Vilma?“

Sie neigte sich über mich, als wollte sie mich küssen. „Sie dürfen sich nicht so aufregen!“ Schwester Agathe strich mir noch einmal durch das Haar und sah mich dabei vorwurfsvoll sorgend an.

„Mir ist nun so gut, Schwester, so leicht, so frei! Ich möchte am liebsten aufstehen!“

„Das hat noch gute Weile!“ meinte sie und nahm mir die Papiere weg. Aber da ich sie mit hastigen Worten zurückverlangte, willfahrte sie doch meiner Bitte. Ich spürte, wie sie mich nun überwachte, ob ich auch wirklich ruhig bliebe.

Nur die Finger zitterten mir leise, als ich das Bildchen wieder aufnahm. Ich griff dann nach dem Lebensbüchlein. Hatte ich doch schon manches einzuzeichnen! Mitten durch ein Wochenfeld war der Schuß gegangen.

Ich blätterte weiter, von Jahr zu Jahr, wo die zweiundfünfzig Feldchen, noch in unschuldsvoller Weiße der Zukunft harrten. Je ein Feld davon zeigte eine fast kreisrunde Oeffnung.

Auf der letzten Seite, dort, wo ich die letzten Stunden eingeteilt hatte, stockte mein Blick. Ein Frösteln überlief mich, als ich sah, daß das schwarzrandige Loch im letzten Felde lag, daß die Kugel durch die letzte dargestellte Stunde meines Lebens ihren Weg genommen hatte . . .

Viele Tage waren über die blauschwarzen Brükken der Nacht in die Ewigkeit gewandert. Aber mich dünkte, ich sei erst seit wenigen Stunden hier unter südlicher Sonne.

Die Seele eilte dem Leib in der Genesung weit voraus. Alles Gewaltsame, Schmerzhafte fiel ab von mir.

Im Geiste schaute ich den Weg, den ich noch zu gehen haben würde. Er war nicht mehr sehr lang. Ich nahm mir vor, ihn zu schreiten in der beständigen Gleichmäßigkeit des Mannes, der sich und sein Schicksal kennt und sich in keine Wirrnis bringen läßt. War aus dem frühreifen Knaben nun doch ein Mann geworden?

Noch durfte ich mich nicht erheben. Doch konnte ich, in einen bequemen Rollstuhl gebettet, täglich einige Stunden im Freien verbringen.

Wohl schrieb man schon Ende Oktober. Aber hier verschwendete die Sonne noch immer so viel Wärme wie bei uns daheim nur zu hoher Sommerzeit.

Weit linksab von der freundlichen Heimstatt, die mir und manchem Kameraden Fürsorge bot, sah ich im Licht der Sonne das Blenden weißer Mauern. Und gegen Abend, wenn die himmlische Leuchte langsam verglühte, schaute ich auch rote, flache Dächer. Sie verrieten, daß dort eine Stadt am Meere lag.

Roter Sand knirschte. Schwester Agathe kam, um nach mir zu sehen. „Jetzt wird es bald Zeit zum Aufstehen!“ verhieß sie.

„Ja, und dann geht es nordwärts auf Urlaub in die alte Heimat!“ sagte ich.

„Das wird nicht so schnell möglich sein!“ meinte sie leise.

„Warum?“

Sie antworttee nicht gleich. Aber als sie endlich doch sprach, klang ihre sonst so gute Stimme beinahe hart: „Weil große Entscheidungen bevorstehen. Oesterreich-Ungarn zerfällt. Zur Stunde ist es vielleicht schon vernichtet!“

Sollte das Gemunkel, das sich seit Tagen scheu durch die Räume trug, Wahrheit werden?

Schwester Agathe wurde abberufen. Ich blieb mit schweren Gedanken allein.

Als die untergehende Sonne an der Kimm lag und immer tiefer in weltentfernte Unendlichkeit tauchte, indes das Meer in flüssiges Gold verwandelt schien, aus dem es sprühte und leuchtete, da brannte in mir der heiße Wunsch auf, das Feuer möge sich ausbreiten über die ganze Welt, die Menschen reinigen und läutern, oder sie verzehren und vernichten.

Als ich mich halbwegs reisefähig fühlte, wollte ich zurückkehren in die Heimat. Aber die Behörden des eben gegründeten jugoslawischen Staates verweigerten mir die Ausreise. Ich müsse bleiben, bis die politische Lage vollständig geklärt sei, bedeutete man mir. Damit mußte ich mich abfinden.

So kamen Weihnachten und Neujahr. Das waren traurige Festtage im Strandhause. Keine Nachricht aus der Heimat erreichte uns. Die ausländischen Zeitungen aber brachten schreckliche, verwirrende Berichte über Hunger, Elend, Not und Revolution in deutschen Landen.

In schmerzlichen Gedanken an diese vielgeschmähte Heimat schlug ich in der Neujahrsnacht das Lebensbüchlein auf, betrachtete Seite für Seite die Felder, die Schrägstriche trugen, und betrachtete auch die paar folgenden, leeren Blätter.

Wie lächerlich nahm sich dies alles aus! Wie unnütz war mein weiteres Leben, so kurz es auch sein mochte. Ich sah mein Volk, mein Vaterland verloren und verraten, gedemütigt und in Not — kein Weg zeigte in eine bessere Zukunft. Und ich schaute mein eigenes Leben, das mich durch Wirrnis und Irrnis, durch Schuld und Opfergang einem dunklen, vorbestimmten Ende zuführte.

Da fluchte ich wieder dem Schicksal wie damals nach dem Brande auf Ujfaly, daß es mich zwang, diesen Weg weiterzuziehen. Einen Weg, von dem ich nicht begreifen konnte, warum ich ihn gehen müsse. Er konnte doch nur die Oede der Nutzlosigkeit führen.

Zu gleicher Zeit aber schämte ich mich meines Denkens, schämte ich mich meiner Wankelmütigkeit, die mich neben dem eigenen Leben etwas verlorengehen ließ, was nicht verloren sein konnte und niemals verloren sein wird, das Volk, dessen Sohn ich war.

★

Nach monatelangem Harren kam ein Brief von daheim. Wie hieß es darin? Der Arbeit sei zuwenig und der Hände gebe es zu viele, die schaffen wollen? Wer jetzt heimkomme, finde schwer Arbeit. Im Waldhaus aber habe sich kaum etwas geändert, Vater und Mutter seien gesund. Die wiederaufgenommenen Postverbindungen würden es möglich machen, daß nun öfters Briefe hin und her wandern, doch ich solle sobald als möglich selber kommen. Man halte für mich noch immer einen Platz bereit, einen Platz im Kloster.

Unter den langen Episteln stand ein bekannter Name: Pater Marian.

Zwei-, dreimal las ich die schnörkeligen Zeilen. Nein, Pater Marian! dachte ich, für einen wie ich es bin, gibt e s nirgends Ruhe! Sie ist auch nicht, wie du wähnst, in deinem Kloster, in dem die Demut den Himmel erfleht, indes die Sinne und die Auflehnung des Blutes durch Kasteiung zum Schweigen gebracht werden soll. Wohl ist die Ruhe vielleicht in dir. Aber es ist die Ruhe des Abseitigen, ja, vielleicht des Abgestorbenen. Wo ist die schönere Ruhe sinnvoller Erfüllung des mitten im starken, unbesieglichen Leben Stehenden zu finden? Ich werde deinem Ruf nicht folgen; ich würde zu laut, zu heftig in deinem toten Hause sein. — Und die Heimat, die geliebte, mit den tiefen Wäldern und den braunen Ackerweiten, mit Wiesen und Obstgärten, in deren Mitte die stolzen Vierkantbauernhöfe stehen — sie braucht mich nicht mehr, sie zu schützen. Sie will auch nicht meine Hände, die ihr dienen möchten, denn sie nehmen anderen Händen das Brot weg. So war wohl gar nicht die richtige Zeit, jetzt heimzukehren?

War sie es wirklich nicht?

Aber schon meldete sich, vorerst noch leise und zaghaft, wieder der alte Wanderdrang in meinem Blute.

Ich folgte ihm, wie ich ihm vor Jahren durch märzliche Wiesen und erwachende Wälder, über weite Steppen und an rauschenden Wässern vorbei bis tief hinein in die ungarische Pußta gefolgt war. Damals ein Kind, nun ein Mann, der aber noch immer um kein Ziel wußte und sich treiben ließ.

Ich wurde um die Zeit, da die Frühjahrsstürme des Jahres neunzehnhundertundneunzehn über das Meer brausten, als Gehilfe des Schiffszahlmeisters auf der „Zagreb", einem Dampfer für große Fahrt, aufgenommen. Schwarzblaue Tuchkleider umhüllten meinen Körper, keck saß mir das Käppi mit dem goldenen Anker über der Stirn.

Nach Hause schrieb ich: „ . . . seid mir nicht böse, wenn ich Eurem Ruf nicht folgen kann, wenn ich, statt Heimkehrbotschaft zu bringen, von neuen Plänen und Fahrten spreche. Zur Zeit, da Ihr diesen Brief in Händen habt, bin ich schon längst weit draußen auf dem Meere. Ja, ich fahre zur See! Scheltet mich deshalb nicht treulos! Ihr habt mich, ob ich es verdiente oder nicht, immer wieder zu verstehen gesucht. Gäbe es nicht das alte Pergament, mein Leben würde gewiß anders fließen. Sicherlich wäre ich in der Heimat geblieben. Aber — verzeiht mir meine Offenheit — ich wäre doch nie ein Priester, wie Ihr es wolltet, geworden. Manchmal träume ich von einem Mädchen mit klaren Augen und warmem Herzen. Das möchte ich festhalten, und ich träume noch mehr: ein bescheidenes Haus, erfüllt von hellstimmigem Singsang flachsköpfiger Kinder, und selbst frohgemut zu werken und zu schaffen — wäre das nicht das schönste Glück, der wahre Sinn des Lebens?

Ich aber darf nach solchem Glück nicht greifen. Sollte mir dennoch eines begegnen, müßte ich scheu und mit gesenkten Augen vorübergehen.

Versteht Ihr die Unruhe meines Blutes, die mich wie einen Verdammten von Ort zu Ort, von Land zu Land treibt?"

Wie verheißend war das, als die „Zagreb" über Heck vom Molo ging, die Telegraphen von der Brücke in den Maschinenraum klingelten, die Schrauben im salzigen Wasser murrten und sogen! Das mächtige Schiff bebte im Rhythmus seiner riesigen Maschinen. Langsam drehte es sich über Steuerbord, gehorsam dem Ruderrade folgend, das der Mann auf der Brücke bewegte. Der ungeheuer große Körper schob sich vor, teilte die kristallenen Wasser, daß sie rechts und links des 'chnittigen Buges unwillig aufgischten. Immer weiter zurück blieb das Land, immer kleiner wurden die Berge. Schon längst flimmerten Sterne aus der Unendlichkeit. Ich aber blieb wie festgebannt an der Reling, schaute in die nachtschwarze See und sah das märchenhafte Leuchten in den Wassern, die an der Bordwand rauschten.

Das nächtliche Meer schien mir wie die Heide, wie die ungarische Pußta. Die Wellen, die draußen spielten, verglich ich den großen, weiten Feldern voll Weizens, der sich im Winde wiegt. Und das Schiff war mein schnelles Pferd, das mich durch diese Pracht trug. Im Augenblick meinte ich, da draußen müsse ein Schatten auftauchen und ein froher, silberheller Mädchenruf erklingen: „Kristof! Kristof! Da bin ich!" — „Hui, Vilma, lauf, ich fange dich!" wollte ich schreien — und wieder um einen Augenblick später war es, als springe ein anderer Schatten durch die Korn-

gassen, schnell und behende. Ein Pferd, auf dem ein Weib saß. Toll jagte ich hinterdrein und rief ihm zu: „Ethel, du Wilde, was jauchzt du dahin?"

Doch das Meer um mich blieb nachtdunkel und rätselhaft.

Sechs Jahre lang fuhr ich zur See. In dieser Zeit wurde mir das Meer zum vertrauten Freund, und ich erkannte mit ergriffenem Staunen, wie vielfältig das Atmen der Welt ist. Ich sah die sonnsatten Gefilde Griechenlands, wo Oelbäume und Weinstöcke heimliche Zwiesprache halten von Göttern und Tempeln. Ich sah die kühle Pracht des Schlosses auf Korfu, mein Schritt hallte durch die weißen, marmornen Gänge, wo lange vor mir die kaiserliche Frau gewandelt war. Es kam ein Tag, da ich inmitten stolzer Reste gigantischer Vergangenheit stand, von der Akropolis hinuntersah auf das im Dunst liegende Athen. Und kurze Zeit später zeichneten sich unzählige Minaretts in die Abendröte und ein „Allahu akbar! Aschadu anna la ilaha ill' allah . . . ! Aschadu anna Muhammed arrasulu'llah . . . !" — „Gott ist der Höchste! Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott! Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist! Kommt zum Gebet! Gott ist der Höchste! Es ist kein Gott außer Gott!" klang hundertstimmig über die Stadt am Goldenen Horn. In den Kaschemmen von Smyrna tanzten halbwilde, nackte Weiber. Matrosen und Gesindel aller Nationen sahen mit gierig flackernden Augen zu. In den verborgenen Räumen schwelte süße, pestige Luft. Ab und zu schwoll das dumpfe Gemurmel zum Lärm; sehnige Körper prallten wild aufeinander, Messer blitzten fahl im trüböligen, rauchverhangenen Lokal. Manchmal ein Schrei, ein Röcheln. Dann schlichen Männer mit scheuen Augen aus den Lokalen. Hinter einem Tisch, in einem Winkel, lag aber einer, schmerzverkrampft, mit haßerfüllten Worten auf den Lippen, oder auch stumm mit weitaufgerissenen Augen, bis ihn die Büttel in ein Hospital schafften: Matrosenleben!

Weiter ging es. Namen, die mir bis dorthin nur leerer Schall waren, die mir nur ungefähre Vorstellungen von orientalischem Zauber und orientalischem Schmutz geben konnten, wurden zum greifbaren Erlebnis.

Einige Male hielt die „Zagreb" Kurs heimwärts. Aber nach kurzer Rast schnitt ihr mächtiger Bug von neuem durch die unendliche Bläue des sonnigen Mittelmeeres und des Indischen Ozeans.

Die Meere selbst — ich lernte sie kennen in ihren guten und schlechten Tagen. Ich sah sie liegen in stiller, blauer oder grün-blauer Beschaulichkeit, in einer Glätte und Unbewegtheit, die mir fast noch wunderbarer schien, als wenn im Sturm die Wasser grollten. Aber oft auch brausten mächtige haushohe Wellen einher, die weiße Gischtkronen trugen, und hoben unser Schiff und ließen es fallen, nahmen es wieder hoch auf ihre breiten, schimmernden Rücken. Stürzten die salzigen Brecher krachend über die Reling und zerschellten sie an den eisernen Hindernissen in Millionen glitzernder Perlen, fuhr schneller, wütender Sturm durch die Masten und Rahen, bahnte und erkämpfte sich der riesige Eisenkörper des Schiffes ächzend und stöhnend seinen Weg durch die Wogen, dann klang von irgendwo ein Mahnen: „Sieh, wie klein und nichtig bist du, o Mensch! Wie wenig ist dein Leben! Wie viel aber ist der Geist in ihm, der den Willen vorwärts trägt in die Zukunft und so den Tod überwindet."

Viele Städte und Häfen in allen Erdteilen lernte ich kennen. Manche flüchtig, manche genauer. Mit Abkömmlingen der verschiedenen Völker war ich oft wochenlang beisammen, wurde mit fremder Sitte und seltsamem Gebrauch bekannt. Auch Frauen sah ich, viele Frauen. Oft streiften mich aufmunternde, begehrliche Blicke, manchmal auch ein Schauen aus kindhaft reinen Augen. Ich war klug geworden und mied die Gefahr.

Durch das Bullauge meiner schmalen Kabine schwangen sich die ersten Strahlen der Märzsonne. Sie tanzten spielend über mein Lebensbüchlein, das aufgeschlagen auf dem schmalen Tische lag. Nachdenklich besah ich es. Ich hatte Geburtstag und eben das sechsundzwanzigste Lebensjahr vollendet. Langsam wendete ich das Blatt des gegenwärtigen Jahres um. Die letzte Seite, die nur die wenigen Feldchen bis zum ersten März barg, lag vor mir ausgebreitet.

Ein einziges Jahr noch war mir beschieden.

Nun wollte ich handeln, wollte zeigen, daß ich lächelnd das Leben hingeben könne. Ohne Neid und Groll, ohne Trauer und Angst. Aber in der Heimat! In der Heimat, von der ich mich so weit und so lange entfernt hatte. Ihre stille, klare Schönheit wollte ich noch als bestes Bild in mich aufnehmen.

Unser Schiff befand sich eben im Hafen. Schwere Sturmwetter des vergangenen Winters hatten seinen stählernen Leib wundgeschlagen. Der mächtige Körper lag im Dock wie ein kranker Mensch auf dem Operationstisch: nackt, gefesselt und geschnallt. Starke eichene Stützen zwängten das Schiff, das hoch aus dem Wasser gehoben war, von beiden Seiten ein und hielten es fest umklammert. Indes klopften und scheuerten viele werkzeuggewohnte Hände. Sie gaben dem Dampfer neuen Glanz und neue Frische.

Bald wieder wird sich die „Zagreb" in den Fluten baden, bald wieder wird sie fernen Ländern entgegenfahren: Piräus — Konstantinopel —

Smyrna — Beirut — Aden — Bombay — Batavia . . .

Ja, auch Batavia!

Eine Erinnerung fiel mich an: Eines Abends war ich aus einer der schmalen Gassen Batavias gekommen, in denen vielfarbene Lampions und schrille Musik Ruhe und Frieden störten. Ich trat an den Kai. Müde vom Schauen und vom Wandern, wollte ich mich an Bord begeben.

Plötzlich gellte aus dem Dunkel, in dem die Lagerhäuser standen, verzweifeltes Schreien.

Zehn oder zwölf Matrosen eines australischen Dampfers hatten sich über ein zerlumptes Mädel hergemacht, um es auf ihren wurmstichigen, alten Kasten zu schleppen, der gleich längsseit an den Quadern lag.

Das arme Ding schrie jämmerlich. Schnell war ich dort. Als ich es herauszureißen versuchte und mit den Fäusten dreinhieb, blitzten Messer auf. Die zehn oder zwölf wären wohl bald mit mir fertig geworden. Ich griff nach meiner Pistole, die ich bei Landgängen in fremden Städten immer bei mir trug. Aber eine derbe Faust schlug sie mir aus der Hand. Sie rutschte auf dem Asphalt ein Stück hin, und ich verlor sie in der Dunkelheit aus den Augen.

Doch da lag hart am Rand der Hafenmauer eine Segelstange von einem Gangspil. Irgendein fauler Lümmel mochte sie liegengelassen haben. Ich war ihm dankbar dafür, denn sie half mir wacker.

Vielleicht aber wäre es dennoch aussichtslos gewesen, hätte sich mir nicht weitere Hilfe zugesellt: eine Gestalt sprang heran und fuhr ebenso wild unter die Horde wie ich. Ich glaubte, es sei der Heizer State Cesanovic von unserer „Zagreb“. Und ich wunderte mich, daß mir dieser Cesanovic half, der an Bord unseres Schiffes ob der Rachsucht, mit der er seine häufigen Streitigkeiten austrug, gefürchtet und unbeliebt war.

Es hatte erst vor einigen Tagen eine kurze, heftige Auseinandersetzung auch zwischen ihm und mir gegeben, da er einen unserer Schiffsjungen, den kleinen Kroaten Ante Ston, ungerecht geschlagen hatte. Bei jeder Gelegenheit puffte er den Jungen.

Der Streit damals flackerte, als er für mich schon längst abgetan war, noch einmal auf. Nicht zwischen Stote und mir, nein, ich war dabei nicht mehr zugegen. Zwei Gruppen hatten sich plötzlich unter den Matrosen gebildet, die haßvoll gegeneinander loszogen. Eine strenge Untersuchung durch den Kapitän und Disziplinarstrafen bildeten das Ende. Seither zeigte sich Cesanovic sehr unfreundlich zu mir. Und nun kam er mir zu Hilfe? Ich konnte nicht mit Sicherheit erkennen, ob er es wirklich war, der sich da in den Kampf gemengt hatte. Zu finster breitete sich die Nacht;

erst weiter vorn am Kai brannten Lampen.

Der hünenhafte Mensch hieb mit einer Stange wahllos auf die Australier ein und rang ein paar von ihnen nieder, während ich mich heftig gegen einen wehren mußte, der mich von hinten angesprungen hatte.

Durch die wilde Kraft meines Helfers war der Kampf aber bald entschieden. Er räumte den Platz gründlich aus; eilends verdrückten sich die Kerle. Scheu schlüpfte nun das Mädchen an mir vorbei und drängte sich dankbar demütig an den wirklichen Retter heran. Der legte seinen Arm um ihre Schultern und nun verschwanden sie beide im Dunkel der Nacht. Ich sah ihnen nach, und es schien mir wieder, daß dieser Mann doch Cesanovic sei.

Ich warf die Stange weg, brachte meine Kleider in Ordnung und suchte dann nach der Pistole. Aber ich fand sie nicht, obwohl inzwischen erschienene Polizisten mir eine Taschenlampe liehen.

Nachdenklich schritt ich den Weg zurück an Bord. Ich wußte nicht, welchem Gefühl ich nachgeben sollte: dem Schmerz, daß ich die Pistole, das Andenken an die schwarze Ethel nicht mehr besaß, oder dem leisen Gefühl der Befriedigung, daß nun mit dem Verlust der Waffe alle Brücken, die noch in die Vergangenheit zurück zu Ethel führten, abgebrochen waren. Ich hatte mich niemals zu dem Entschluß durchringen können, das düstere Erinnerungsstück selbst wegzugeben.

Als ich am nächsten Morgen mit Cesanovic zusammentraf, sprach ich ihn an. „Stote, das war wacker gestern! Ich weiß nicht, wie das sonst ausgegangen wäre — man hat mir meine Pistole aus der Hand geschlagen, ich habe sie auch nicht wieder gefunden."

Er machte eine fahrige Bewegung, sah mich finster an und gab mir keine Antwort.

Unsicher werdend, versuchte ich noch ein Wort: „Ich glaubte, daß Sie es waren, der mir geholfen hat. Ich wollte Ihnen danken dafür!"

Statt einer Erwiderung, spuckte Cesanovic mit kräftigem Räuspern über die Reling, was aber nur das Vorspiel zu einem häßlichen, wenn auch in Dalmatien gebräuchlichem Fluche war.

Während ich ernüchtert die dargebotene Hand sinken ließ, schritt er, nochmals heftig ausspuckend, an mir vorbei. Wer kannte sich aus mit ihm!

Gleichmäßig schob ich nun diese Gedanken an Stote Cesanovic beiseite. Was kümmerte mich das alles, nach so langer Zeit!

Ich sah wieder auf mein Lebensbüchlein nieder, auf dessen letzte Stelle.

Die „Zagreb" wird auf ihrer nächsten Fahrt wieder in Batavia Rast halten. Ich mochte nicht dabei sein. Mit dem ersten Apriltage endete mein Vertrag und gleich danach wollte ich nordwärts reisen. Ja, in die Heimat!

Aus dem Hause der Reederei trat ich in das warme Sonnenflirren, das in den engen Gassen spielte. Nun hatte ich meine restliche Heuer geholt. Uebermorgen wollte ich fahren.

Ich schritt aus den Mauern der Stadt hinaus und wanderte auf dem breiten, weißen Band der Straße zur Stadt! Ja, fast sieben Jahre waren verflossen, daß ich das Lazarett verlassen hatte. Und nun wollte ich noch einmal dort draußen abschiednehmend einen Besuch machen.

Seit dieser Zeit war im Strandhaus vieles anders geworden; schon bald nach meinem Weggang. Einige Monate noch boten die freundlichen Räume kranken und verwundeten Soldaten Herberge. Aber einer nach dem anderen ging, geheilt und frohgemut. Neues Leid, das gesundgepflegt werden sollte, kam nimmer. Die Furie Krieg hatte sich selbst erschlagen. Der Tod mußte seine sirrende Sense in eine Ecke stellen und Rast halten. Eines Tages schlossen sich die hellgestrichenen Fensterläden und Türen. Auf der weißen Straße, die längs des Meeres gegen die Stadt läuft, knarrten Wagen, vor denen Büffel im Joche keuchten. Auf den plumpen Fuhrwerken lag der Hausrat aus dem Strandhause. Hinterdrein, den Kopf ein wenig gesenkt, kam Schwester Agathe. Ihr Fuß stieß bei jedem Schritt feine, kalkige Staubwolken auf. Kein einziges Mal hatte sie sich umgesehen nach der Stätte ihres opfervollen Wirkens.

Schon nach der Rückkehr von meiner zweiten großen Reise war das Strandhaus verschlossen gewesen, der Garten zeigte Spuren der Verwilderung. Die folgenden Jahre trugen weiter dazu bei. Nun, da ich hinging, um letzten Abschied zu nehmen, vermeinte ich, noch immer Stille und Wildnis dort zu finden.

XI.

Der grüne lebende Zaun hatte mich willig eingelassen. Ein Stück weiter gegen die See zu stand das Strandhaus, überwuchert von vielem Geschlinge. An den freien Stellen aber zeigte sich manche Wunde, unter abgefallenem Mörtel dösten brüchige Ziegel. Die ehemals weißen Fensterläden waren grau und faulig. Auf den Wegen wuchs Gras, die granitenen Säulen und Stufen trugen feinästeliges weiches Moos.

Nur eines war unverändert geblieben: die blauen Wasser des Meeres. Sie breiteten sich im Halbkreis um das Haus, rollten in breiten, niederen Wellen an das flache Ufer und zergischten verglitzernd und ersterbend im Sande.

Langsamen Schrittes ging ich durch die frühlingsgrüne Wildnis. Ich freute mich der tiefen Ruhe, in der nur das leise Spiel der Wellen, manchmal auch ein lockender oder warnender Vogelruf schwang.

Von der alten Steinbank, vorn auf der Terras-

Gute canadische Backrezepte

Gewürzter dunkler Schichtkuchen

2 Tassen einmal gesiebtes Kuchenmehl oder
1¾ Tassen einmal gesiebtes All-Zweck Mehl
3 Teelöffel Magic Baking Powder
½ Teelöffel Salz
½ Teelöffel zerriebene Muskatnuss
10 Esslöffel Butter oder Blue Bonnet Margarine
¾ Tasse fein granulierter Zucker
¼ Tasse Zuckersirup; 2 Eier
1 Teelöffel geriebene Zitronenschale
½ Tasse Milch

Fetten Sie eine 8-Zoll runde Kuchenform ein und legen Sie Boden mit gefettetem Papier aus. Heizen Sie Ofen auf 375 Grad (mittelheiss). Sieben Sie Mehl, Magic Baking Powder, Salz und Muskatnuss zusammen drei Mal.

Rüshren Sie die Butter oder Margarine schaumig und rühren Sie nach und nach Zucker und Sirup ein. Geben Sie die Eier ungeschlagen eins nach dem anderen hinein, jedesmal gut schlagend; dann rühren Sie Zitronenschale ein.

Schütten Sie die Mehlmischung in die Creme-Mischung, jedesmal ein Viertel abwechselnd mit drei Viertel Milch leicht einrührend. Geben Sie es dann in die vorbereiteten Formen. Backen Sie in vorgeheiztem Ofen 20 bis 25 Minuten. Schichten Sie dann die kalten Platten mit Vanilla Butter Icing, dem ein paar Rosinen beigegeben werden können, aufeinander. Ueberziehen Sie den fertigen Kuchen mit mehr Icing und verzieren Sie ihn mit Mandeln und Rosinen.

•

Pfeffernuss-Topfkuchen

1½ Tassen einmal gesiebtes Kuchenmehl, oder
1 1/3 Tassen einmal gesiebtes All-Zweckmehl
2 Teelöffel Magic Baking Powder
¼ Teelöffel Backsoda
½ Teelöffel Salz
½ Teelöffel gemahlenen Ingwer
½ Teelöffel gemahlenen Zimt
¼ Teelöffel gemahlene Gewürznelken
1 Ei, gut geschlagen
2 Esslöffel fein granulierter Zucker
½ Tasse Zuckersirup
6 Esslöffel Butter oder Blue Bonnet Margarine, geschmolzen
1/3 Tasse kochendes Wasser

Fette 1 Dutzend 2½-Zoll Topfkuchenformen. Heize Ofen auf 350 Grad (mittelmässige Hitze) vor. Siebe Mehl, Magic Baking Powder, Backsoda, Salz, Ingwer, Zimt und Gewürznelken zusammen drei Mal. Mische gut geschlagenes Ei, Zucker, Sirup und geschmolzene Butter oder Margarine. Schütte Mehlmischung in Sirupmischung, ungefähr ein Viertel der Masse auf einmal, abwechselnd mit drei Vierteln kochendem Wasser. Verrühre leicht nach jedem Zuschütten.

Zwei Drittel füllen vorbereitete Formen mit Teig. Backe in vorgeheiztem Ofen ungefähr 25 Minuten. Mit der Teigmasse erhalten Sie ungefähr 1 Dutzend Topfkuchen.

Oat Crunchies

3¾ Tassen Haferflocken
4½ Teelöffel Magic Baking Powder
¾ Teelöffel geriebene Muskatnuss
3 Eier, gut geschlagen
2 Teelöffel geriebene Orangenschale
¼ Teelöffel Vanilla
1½ Tassen fein granulierter Zucker
1½ Esslöffel Butter oder Blue Bonnet Margarine, geschmolzen

Fetten Sie Plätzchen-Formen ein. Heizen Sie Ofen auf 350 Grad (mittelmässige Hitze) ein.

Messen Sie die Haferflocken in eine Schüssel und bestreuen Sie dieselben mit Magic Baking Powder, Salz und Muskatnuss; mischen Sie gründlich.

Geben Sie die geschlagenen Eier, Orangenschale und Vanilla zusammen und schlagen Sie nach und nach Zucker und geschmolzene Butter oder Margarine herein.

Mischen Sie dann gründlich die Eiermischung und Haferflockenmischung. Teilen Sie dann Mischung in kleine Häufchen und legen Sie diese, weit genug auseinander, auf die Kuchenformen und verzieren Sie jedes Plätzchen mit einem Stück Nuss in der Mitte.

Backen Sie in vorgeheiztem Ofen 15 Minuten lang und nehmen Sie Plätzchen danach sofort von der Form. Von der Teigmasse erhalten Sie ungefähr 5 Dutzend Plätzchen.

Sollte der Teig zu weich zum Rollen sein (was in einer warmen Küche leicht geschehen kann), wickeln Sie ihn ein und lassen Sie ihn eine Weile abkühlen, was besser ist als Mehl zuzugeben.

•

Federleichte Knödel

1½ Tasse einmal gesiebtes Kuchenmehl, oder
1 1/3 Tasse einmal gesiebtes All-Zweck Mehl
3 Teelöffel Magic Baking Powder
½ Teelöffel Salz
1½ Esslöffel abgekühltes Shortening
2/3 Tasse kaltes Wasser oder Milch

Mische und siebe einmal, dann siebe Mehl, Magic Baking Powder und Salz in eine Schüssel. Schneiden Sie dann Shortening ein. Höhlen Sie Mehlmischung in der Mitte aus und geben Sie Flüssigkeit zu, leicht mit der Gabel mischend. Geben Sie dann mit einem Löffel ausgestossene Teigklösse in heissen Stew. Decken Sie Topf gut zu und kochen Sie langsam (niemals den Deckel hebend) für 15 Minuten. Teig reicht für sechs Klösse.

se, wollte ich eine Weile hinaussehen über den weiten Teppich des Meeres, wie ich es als genesender Soldat oft getan hatte.

Während dieser Rast eilten meine Gedanken aber schon fort von hier. Sie hielten Einkehr und Heimkehr. Wie werde ich die Mutter wiederfinden? Gealtert, ja, und schon ein wenig krumm und mit gebleichten Haaren. Ich hatte ihr viele Sorgen gemacht und ihr Herz betrübt. Aber sie wird mir nicht zürnen. Der Vater ist vielleicht ein wenig verbittert, er mag das nicht fühlen lassen, aber so man nur einen Sohn hat und der treibt sich durch Tag und Jahr in der Fremde herum, dann kann man ihn nicht ohne heimliches Mißtrauen empfangen. Es wird nicht ganz leicht sein, für ihn und auch nicht für mich, dieses Wiedersehen. Doch die Mutter hilft uns gewiß dabei und sie tut das, ohne viel Worte zu verschwenden. Denn sie ist von stiller Art. So dachte ich.

Da knirschte plötzlich irgendwo Sand. Es waren Schritte; feste, schnelle Schritte.

Ich fuhr aus meinem Sinnen auf und sah in braune Mädchenaugen, deren Blick fragend und prüfend auf mir ruhte.

Zögernd grüßte ich, unwillkürlich mit deutschen Worten.

Und in gleicher Sprache wurde mir Antwort: „Was führt Sie hierher, auf fremden Boden?"

„Fremder Boden? Ach ja! Das Haus gehört Paolo Sarto, dem reichen Kaufmann drinnen in der Stadt!"

Sie schüttelte den Kopf. „Paolo Sarto hat mit dem Hause nichts mehr zu tun. Er verkaufte es meinen Eltern!"

Ueberrascht erhob ich mich. „O, das wußte ich nicht. Verzeihen Sie, bitte, mein Eindringen!"

Ein leises, nachsichtiges Lächeln stand um ihren Mund, ohne daß sich deshalb ihr forschendes Schauen verlor. „Verbindet Sie etwas mit diesem Hause?"

Unsäglich wohl tat diese Stimme. Sie schwang durch die sonnengrüne Einsamkeit wie der Klang freundlicher Glocken. Ich spürte plötzlich ein Freuen in mir, das ich nicht deuten konnte und wohl auch nicht versuchte zu deuten; ich hatte genug daran, es zu empfinden. Der Tag war mir mit einem Male noch um vieles lichter geworden.

„Ja", antwortete ich, und ihr fragendes Schauen ließ mich weitersprechen, „ich habe hier gewohnt, noch ehe es Paolo Sarto gehörte. Ich kam dann wiederholt heraus in den letzten Jahren nur um diesen freundlichen Platz wiederzusehen. Immer war das Haus verschlossen und der Park stets mehr verwildert. Jetzt auf einmal —"

„— wird es anders werden!" In den braunen Mädchenaugen stand ein heimlich stolzes Leuchten. „Meine Eltern haben erst vor einem Monat das Haus und den Park gekauft. Ich bin heute gekommen, um gründlich Nachschau zu halten. Da sah ich Sie vom Fenster aus. Sie gingen so sicher und wohlvertraut durch den Park, geradewegs auf die verborgene Bank zu. Sie kennen sich gut aus hier?"

„Ja, gewiß!" sagte ich verstört.

Aufmerksam sah sie mich an. Ihr jugendlich schmales, hellhäutiges Gesicht, das in dieser südlichen Landschaft ein wenig fremd wirkte, rötete sich leicht. Sie deutete nach dem Hause hin: „Im Kriege war hier ein Lazarett. Damals hat das Haus seinen Zweck am besten erfüllt!"

„Ich kenne es aus dieser Zeit", bekannte ich, „dort links, hinter jenem Fenster, lag ich."

Als wäre es mit dieser kurzen Rede noch lange nicht getan, sprach ich weiter, plötzlich sogar hastiger als ich wollte, mit irgendeiner Furcht im Herzen, das Mädchen könnte sich gelangweilt abwenden und fortgehen — in das Haus schreiten, die Türe abschließen und mich arm und lächerlich draußen stehenlassen.

Doch sie verharrte still und hörte mich an. Ihr Blick rastete auf mir, und er war verstehend und gut, und es machte froh, von ihm berührt zu werden.

Was war es, das mich sprechen hieß? Denn selten sprach ich zu anderen Menschen aus meinem Leben, noch seltener von meinen Kriegserlebnissen oder aus meiner Verwundetenzeit. Dieser Unbekannten aber erzählte ich, wie ich als schwerverwundeter Soldat in das freundliche Strandhaus kam, und ich verschwieg zum Schlusse auch nicht, daß ich diesmal herausgegangen war, um von hier Abschied zu nehmen für immer — ich wollte in die Heimat fahren.

„Ich verstehe, daß Sie dieses Haus nun sehr lieben", sagte sie mit warmer Stimme, und sie sah mich voll an. Aber dann richtete sich ihr Blick nachdenklich auf die Weite des Meeres. „Nach dem Norden reisen Sie? Dorthin möchte ich auch einmal!" Ihre Stimme klang nun anders als eben vorhin, irgendwie scheu verhalten und doch verborgenes Wünschen offenbarend.

Ich sah sie fragend an.

Da brach es fast heftig von ihren Lippen: „Ich gehöre nicht in dieses Land, wiewohl ich hier in Dalmatien geboren wurde!"

Und nun erfuhr ich, daß ihre Eltern aus Oesterreich stammten, aber vor fünfundzwanzig Jahren fortgezogen waren, um auf der Insel Musa, die fünf Seemeilen von Punta Fisela aus dem Meere wächst, ein neues Leben zu beginnen. „Dort bin ich zwischen Oelbäumen und Weinreben aufgewachsen — ein dalmatinisches Bauernmädel also, wäre nicht mein Name Hilde so deutsch!"

„Ja, gewiß! Ein waschechtes!" antwortete ich mit leisem Spott, um mich von einem unerklärlichen Druck zu befreien. „Sie waschen daheim

die Wäsche durch stundenlanges Klopfen mit zwei runden Steinen, spannen sich mit den Mägden vor einem Pflug, essen dreimal täglich Paradeissalat und können weder lesen noch schreiben. Das zu erwähnen, haben Sie zufällig vergessen!"

Da lachte sie. „Nein, so schlimm ist es doch nicht!"

Und ich freute mich, das blonde Mädchen mit dem ernsthaften Gesicht so hell lachen zu hören.

Wir gingen gemeinsam durch den weiten Park. Aus dem Aetherblau tönten jubilierende Vogelstimmen. Sonnenkringel reigten fröhlich zwischen dem Geschatte, das die Laubdächer über die Erde breiteten. Auf der Himmelswiese zogen weiße Wolkenballen im Schlenderwandern dahin. Sie hatten Zeit. So viel Zeit!

Abschiednehmend glitten meine Augen über die Kränze der Millionen Blüten, die über Büsche und Hecken sich reihten und das erinnerungsschwere Gemäuer des Strandhauses lind umschlossen.

Das Mädchen neben mir war still geworden.

Gemeinsam traten wir hinaus auf den freien Weg. Das Strandhaus lag hinter uns. Auf weißer Straße wanderten wir den Mauern der Stadt zu. Gärende Unruhe schlich bedrängend in meine Seele und machte mich wortkarg. Nur ab und an flatterten kurze Fragen auf, die knappe Antwort fanden.

Auf dem Marktplatz trennten wir uns. Das Mädchen wies in die Richtung des Strandhauses und sagte, es werde morgen mit dem Vater wieder dorthin kommen. „Mein Vater würde sich freuen, einen Landsmann zu treffen. Falls Sie Zeit haben, kommen Sie nochmals hinaus! Dann war es heute doch nicht der letzte Abschied!"

Ihre Stimme klang so voll warmer Herzlichkeit, daß die Worte wie linder Tau in meine Seele fielen.

Ich besann mich nicht lange und stimmte zu. Meinen Plan, abzureisen, drängte ich gewaltsam zurück. Aber als ich dann allein stand und ihr nachschaute, bis sie in einer Seitengasse verschwand, kam Beschämung über mich.

Unruhevoll verbrachte ich die Stunden des Nachmittags. Vielerlei Sachen begann ich, doch bei keiner hielt es mich länger als einige Minuten. Schließlich fing ich an zu packen. „Mag sie denken, was sie will, ich reise doch morgen!" sagte ich mir und staute meine Habseligkeiten sorgfältig in einen Koffer. Langsam und bedächtig, Stück für Stück.

Plötzlich hielt ich inne. Wie abwesend sah ich in den halbgefüllten Koffer. Dann stieß ich mit dem Fuße zornig nach dem Behälnis, in dem so wohlgeordnet und reisebereit mein Besitztum lag.

Ich sprang auf und eilte ins Freie. Durch Gassen und über Plätze lief ich, ziellos und planlos. Wie im Fieber. In einer Schenke, draußen vor der Stadt, kehrte ich zu. Einen Liter Opolo bestellte ich. Dickblutig goß er sich in das Glas, von dort in die Kehle.

Ich trank ohne Bedacht. Der bartstoppelige Wirt mit den schmierigen Händen mußte noch einen zweiten Krug aus dem Felsenkeller holen. Auch er wurde leer.

Dann ging ich schwanken Schrittes durch den späten Abend, taumelte und stolperte über holperige Wege, durch dunkle Gassen, tappte durch ein finsteres Tor, durch einen dichten Garten, schloß mit unsicheren Händen das Zimmer auf, suchte mein Lager auf und schlief ein.

Als ich früh am Morgen aufwachte, galt mein erstes Denken jenem Mädchen, das ich im Garten des Strandhauses kennengelernt hatte und das heute vielleicht auf mich warten würde. Und ich dachte auch daran, daß ich in wenigen Stunden reisen sollte. Um zehn Uhr würde der Zug die Stadt verlassen. Rasch kleidete ich mich an.

Als aber bald nach zehn Uhr ein langer, heller Pfiff in vielfachem Widerhall von den Felswänden schallte, die im Rücken des Landes lagen, und eine schwarze eiserne Schlange durch Häuserreihen bergwärts kroch, da stand im grünen Gehege des Parkes beim Strandhaus ein Mensch und hielt die Augen unverwandt auf die halbverfallene Eingangspforte gerichtet.

Der junge Mensch, der hier hoffend und erwartungsvoll harrte, war ich!

Nur mit halbem Ohr hörte ich von weither das Dröhnen des Zuges. Kein Bedauern war in mir, daß ich nicht darin saß.

Aufmerksam lugte ich durch das Blättergewirre.

Wird sie kommen?

Ja, sie kam. Mit ihrem Vater.

Er streckte mir die Hand entgegen. „Sie sind also der Landsmann, von dem ich schon hörte?"

Voll sah er mich an. „Man bleibt doch, was man ist! Seit fündundzwanzig Jahren lebe ich wie ein dalmatinischer Bauer auf Musa, da kommt zufällig einer aus der alten Heimat, und gleich packt mich so etwas wie Heimweh!"

Gemeinsam gingen wir durch die alten, bekannten Räume des Strandhauses. Der Mann fragte vieles, und ich stand ihm gerne Rede und Antwort. Ich freute mich der Stunde und ich freute mich des Mädchens, das neben mir herging, dessen Atem ich spürte, dessen Stimme ich hörte in ihrem guten und warmen Klang.

Warum durchpulste es mich schier glücklich, traf mich zuweilen ihr freundlich stiller Blick? Warum nur? Was sollte das alles? Wäre es nicht besser, mich zu verabschieden — schnell und für immer zu verabschieden?

In jähem Entschluß sagte ich das.

Doch der Mann wehrte ab. „Nein, nein! So schnell lasse ich Sie nicht los! Wollen Sie nicht

unser Gast sein auf Musa? Sie sind herzlich eingeladen! Meine Frau wird sich freuen, wenn ich einen Landsmann mitbringe. Freilich, ich weiß nicht, ob es Ihnen auf Musa gefallen wird; bei uns draußen ist es einsam."

Was sollte ich antworten, was tun? Zutiefst aus dem Herzen klang ein Warnen: „Du darfst nicht bleiben — du darfst nicht!"

Ich sandte einen Blick zu Hilde, die schweigend vom Vater auf mich sah. Ihre Wangen färbten sich dunkler. Da empfand ich Freude und das entschied — ich sprach ein herzlich, zustimmendes Wort.

Als in der Glut der frühen Nachmittagstunde auf der schnittigen Barkasse „Castell di Musa" die Taue vorn und achtern losgeworfen wurden, als dalmatinische Schiffsleute mit langen Bootschaken das zierliche Fahrzeug vom Molo freimachten, der Motor murrend ansprang und der Bug durch die blauen Wasser schnitt: da stand ich neben Hilde und ihrem Vater auf dem blanken Deck und freute mich, wie schnell das Land zu weichen begann. Ich fuhr der Insel Musa zu. Wohl machte ich mir heimlich Vorwürfe, fühlte mich aber doch glücklich dabei. Hilde merkte in ihrer Unbefangenheit nichts davon. Sie hatte froh gerötete Wangen und erklärte mir munter dies und das.

Eine halbe Stunde dauerte die Fahrt über die See.

Hin und wieder fuhren wir an kleinen, kaum bewohnten Felseilanden vorbei. Scoglien heißen sie dortzulande. Dann lag Musa vor uns. Eine baumumstandene Bucht, ein winziger Hafen. Gelbe Mauerflecke lachten aus dem Dunkel des Baumbestandes: dort hinten, halb versteckt, lag das Wohnhaus.

„Das ist unser Heim! Ich möchte, daß Sie sich hier wie zu Hause fühlen!" Schlicht und herzlich sagte es der Mann.

Hildes Mutter kam uns entgegen. Auch sie hieß mich willkommen. Freundlich und ein wenig neugierig sah sie mich aus lebhaften Augen an, während wir in das Haus traten.

Musa war ein herrliches Fleckchen Erde. Seit Tagen weilte ich hier zu Gast. Stundenlang ritt ich mit Hilde auf munteren Maultieren durch Felder und Weingärten, durch helle weite Olivenpflanzungen und über grüne, duftende Wiesen. Sonnenglast breitete sich auf das Land, schwerer, betäubender Blütenhauch erfüllte die Luft. Hilde machte mich mit allem auf der Insel vertraut, sie wies mir die Besonderheiten der Traubensorten und die verschiedenen Orangenarten. Die Wege, die über die Insel führten, waren gesäumt von Pfirsichbäumen. Ab und zu sah ich das stachelige Gefächer einer Palme, oft das dunkle, feierlich ernste Grün der Zypressen. Und Lorbeer und Myrte, Granatapfelsträucher und Johannisbrotbäume waren da, mächtige Farne, und Feigenbäume, deren Stämme wunderliche Krümmungen in den Raum zeichneten.

Einmal hielten wir an einem Felsgemäuer, das sich uns in den Weg legte. „Das ist unser Steinbruch", erklärte Hilde, „hier wollen wir Rast machen."

Wir saßen ab und lagerten uns in den Schatten der hohen, glatten Felswand.

Mit flinken Händen breitete Hilde ein Tuch aus. Dann packte sie aus den Satteltaschen Brot, Käse und Wein. Wir hielten fröhliche Tafel.

Indes suchten meine Augen heimlich in ihrem Antlitz zu lesen, das jung und rein und voll der Süße des gesunden, pulsenden Lebens war. Mir war gar beklommen zumute.

Nach kurzer Rast ritten wir weiter.

Gegen die vierte Nachmittagsstunde hatten wir fast die ganze Insel durchstreift.

Hilde wußte in vielen Dingen Bescheid. Sie verstand die Pflege und Wartung der Nutzpflanzen und verriet durch ihr Gespräch, daß sie in der Gutswirtschaft wohlbewandert war. Ich empfand Freude darüber. Und fragte ich mich heimlich auch hundertmal, was mich dies angehe — ich freute mich dennoch!

„Auf den Monte Cerberus müssen wir auch noch! Das ist der höchste Berg der Insel. Von dort übersehen wir ganz Musa. Da werden Sie Augen machen" — sie lachte fröhlich —, „wie reich wir sind! An Arbeit!" setzte sie ernsthaft hinzu.

Wir ritten den Hügel hinan. Kurze, rauhe Gräser deckten ihn. Weit und breit war kein Baum zu sehen. Aber oben auf dem flachen Gipfel wurzelten zwei mächtige Pinien und breiteten über eine Steinbank ihre Aeste zu riesigen Schirmen. Aus den Gräsern, die in der Glut der Sonne standen, schwangen schwere Düfte. Allerlei kleines und kleinstes Getier erfüllte mit seinem Summen die heiße Luft.

„Hier weile ich oft, um auf das Meer hinauszuschauen," sagte sie. „Ich liebe diese weite Sicht sehr!"

Ich sah sie an. Sie saß neben mir auf der Bank, die Hände im Schoß. Ihr Blick verlor sich in die blaue Ferne, in verhaltener, vielleicht auch kaum bewußter Sehnsucht, so wie damals, als ich erfuhr, daß sie diesem sonnigen Dalmatien nicht entstammte.

„Wir im Alpenland gehen in die Wälder, sie sind ebenso rätselschwer wie das Meer und noch dazu voll des Märchenzaubers," erwiderte ich.

„Erzählen Sie mir ein Märchen aus der Heimat, bitte!"

„Ein Märchen?" fragte ich zögernd. „Ja, ich kenne viele. Sie klingen fast alle zu Beginn ein wenig traurig und finden doch ein schönes, ver-

söhnliches Ende. Wenn man aber ein Märchen selbst erlebt, zeigt es sich umgekehrt — zuerst ist es voll Schönheit und Seligkeit und zum Schluß wird es von Traurigkeit schwer und trübe."

„Sind dann nicht die Menschen meist selbst schuld daran?"

Während der nächsten Tage waren wir wenig allein. Wir gingen mit den Knechten und Mägden auf die Felder und in die Weingärten, denn ich wehrte mich dagegen, noch länger müßig zu sein, während alle Hände auf dem Gute sich regten.

Hilde war bei der Arbeit nicht gesprächig. Sie tat alles mit ernsthafter Gründlichkeit, aber manchmal hielt sie mitten im Aufbinden der Reben inne und lächelte mich an. Es war ein gutes, warmes Lächeln, das ich wie ein Geschenk empfand. Ich freute mich darüber und hing ihm lange nach, und ich war wunschlos zufrieden, spürte ich nur Hildes Nähe.

Abends aber, nach getaner Arbeit, wartete ich voll wachsender Unruhe darauf, daß eine Weile käme, die mich mit dem Mädchen allein sein ließe. Manches aus meinem Denken, das mich tagsüber erfüllt hatte, trat nun zurück. Es entzog sich mir wie unter einem Nebelschleier. Anderes wieder wurde lebendiger, strahlender, verheißender.

Ich wartete, im Innern voll fiebernder Wirrnis und namenlosem Verlangen, auf die Stunde nach dem Abendessen, in der wir irgendwo am Strande, zumeist in der kleinen Bucht hinter dem Orangenheim saßen, wo ein Felsvorsprung in die Wasser ragte.

Selbstvergessen blickte ich dann nach dem Mädchen, das ich so ungestüm herbeigesehnt hatte. Vor ihrem klaren, stillen Antlitz verstummte scheu mein Wünschen und Hoffen. Traurig klang eine Stimme in mir, die von unendlichem Frevel erzählte, den ich beginge, wollte ich meine Hände nach diesem jungen Leben ausstrecken, es an mein zerbrechendes, von Gott selbst, wie ich glaubte, verdammtes Sein zu fesseln.

Von den Wirtschaftsgebäuden herüber tönte Arbeitslärm. Die volle, runde Scheibe der Sonne stand tief im Westen.

Was ich in den letzten Tagen wieder und wieder in meinem Hirn herumgewälzt hatte, konnte bei ernster Ueberlegung nicht bestehen. Ein lang gescheuter Entschluß stieg endlich klar und deutlich aus der Flut der Gedanken: Diesen Abend noch wollte ich mich von meinen Gastgebern verabschieden und am nächsten Morgen, lange bevor Hilde oder ihre Eltern aus dem Hause wären, Musa verlassen. Irgendein Knecht würde mich gewiß nach dem Festlande segeln. Und dann könnte ich sogleich in die Heimat fahren.

In mein Sinnen klang Hildes Stimme: „Sie sind sehr schweigsam heute. Woran denken Sie?"

„An nichts!"

Sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Was sind Sie für ein Mensch! Haben Sie kein Vertrauen zu mir?"

Ich suchte in der Dämmerung ihre Augen. „Morgen will ich abreisen!" stieß ich hervor.

Sie zuckte leise zusammen.

Schweigend nahm ich ihre schmale, feste Hand. Ich fühlte sie in der meinen beben. Da übertrug sich ihr Zittern auf mich und gleicher Schauer fieberte in uns.

Weit draußen in der schwarzen Mauer der Nacht, die schon über dem Meer lastete, glühten feine, kaum erkennbare Lichtpunkte. Ein Schiff, das seine Bahn zog, ein Schiff, das meinen Glückstraum in die Ewigkeit trug.

Reglos saß Hilde im Dunkel neben mir. Ihre Hand lag noch immer in meiner, nun ganz ruhig.

„Hilde!" sagte ich leise.

Sie sah nicht auf.

„Hören Sie mich an, Hilde, ich bin Ihnen noch das Märchen schuldig!" Und behutsam und ohne Hast begann ich zu erzählen: „Es war einmal ein kleiner Bub. Nichts hatte er zu eigen, als das, was auch das ärmste Kind besitzt — eine junge Seele, die weit offen stand, und ungetrübte Augen, die erwartungsvoll in die Welt sahen. Der Knabe fühlte sich eins mit allem, was da um ihn her lebte, und er war sehr glücklich."

Ich berichtete eine traurige Geschichte von dem einst fröhlichen Knaben, der dann ruhelos durch die Welt zog, nachdem er mit dem Tod einen Vertrag abgeschlossen hatte, den warmen Lebensatem an einem bestimmten Tag zurückzugeben: „ . . . Der Vertrag lief nun bald ab. Schon rüstete der Wanaderer, der in fremdem Lande weilte, zur Fahrt in die Heimat, um sein Versprechen einzulösen. Aber an diesem Tage begegnete ihm ein Mädchen, das den Traum seines Herzens beschwor, den er doch nie träumen durfte. Da wurde sein Herz krank vor Sehnsucht nach Erfüllung. Er verschob seine Abreise von einem Tag zum andern.

„Dann kam die Stunde, zu der er aber doch scheiden mußte, denn er durfte den Vertrag nicht brechen. Mit Gewalt riß er sich los und er wußte, daß dies Scheiden der erste Teil seines Sterbens war. Einmal traf er mit dem Mädchen noch zusammen. Still saßen sie nebeneinander. Und als die Stunde gekommen war, die zur Entscheidung drängte, legte der Mann seine Arme um das Mädchen, drückte es fest an sich und erzählte ihm ein Märchen. Dann ging er fort, um dem Tod die Hand zu reichen."

Tief ging Hildes Atem. „Christoph?"

Da handelte ich wie im Traume: behutsam nahm ich des Mädchens Kopf zwischen meine Hände. Langsam näherten sich meine Lippen ihrem Munde, der mir süß und schmerzlich entgegenblühte. Ich küßte ihn zart und innig.

Sie hielt still. Ganz still. Nur ihre Hände bebten.

Ich gab ihren Kopf frei. Scheu strich ich über ihr Haar, über das schmale, herbe Gesichtlein, über die zitternden Finger.

„Das war das Märchen," sagte ich schweratmend.

Sie machte eine hilflose Bewegung.

„Hilde?"

„Ach, Christoph!"

Aufschluchzend legte sie die Arme um meinen Hals und weinte sich leise Verwirrung, Schmerz und Sehnsucht vom Herzen.

Als sie ruhig geworden war, nahm sie mir das Versprechen ab, nicht heimlich fortzugehen.

Ich versprach alles, was sie wollte. Versprach auch, ihr in wenigen Tagen mein dunkles Schicksal zu erzählen.

Armes Mädchen! Morgen um die gleiche Zeit würde ich trotz aller Versprechungen schon weit im Norden sein!

Wir schritten schweigend den Weg zum Haus, auf der Terrasse gab sie mir zum Abschied die Hand. „Sagen Sie meinen Eltern, ich hätte mich schlafen gelegt. Ich kann heute niemand mehr sehen. Leben Sie wohl, Christoph, und vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!"

Rasch wandte sie sich ab und eilte die Treppen hinauf. Ich sah ihr nach. Ein kurzer Traum war vorbei. In riesengroßen flammenden Zeichen kündete sich ein naher Tag.

XII.

Auf der südlichen, glasbedeckten Terrasse des Hauses saßen noch Hildes Eltern. Als ich draußen vorbeiging, wurde der Mann aufmerksam. Er legte die Zeitung beiseite, stand auf und trat mit fragendem Blick zu mir heraus.

Ein prächtiger Mensch! Daß er sich im fünfzigsten Lebensjahr befand, sah man ihm keineswegs an. Sein volles Haupthaar wies noch starkes sommerliches Blond und die braunen Augen blickten voll Frische und Geistigkeit. Der Schritt war lebendig und federnd. In der kurzen Weile meines Aufenthaltes auf Musa merkte ich wie hier Sitte und Ordnung herrschten. Die Dienstleute lauschten fast ehrfürchtig den Anordnungen des Mannes. Er verstand die Landwirtschaft wie selten einer.

„Wo haben Sie Hilde gelassen?"

„Sie ist schon zur Ruhe gegangen, weil sie müde war!" Zögernd stand ich nach diesen Worten einen Augenblick still. Nun sollte ich mich verabschieden.

„Wollen Sie uns nicht eine Weile Gesellschaft leisten?"

„Gern, wenn ich nicht störe!"

Wir saßen im Halbkreis um den Tisch. Das

Licht der Lampe fiel so, daß ich im Schatten blieb, Hildes Mutter dagegen von Helle überflossen war. Sie paßte äußerlich vortrefflich zu ihrem Gatten. Das brünette Haar lag fest zurückgekämmt um den Kopf, bläulichgraue Augen blickten lebendig aus dem frischen Gesicht, das warme Mütterlichkeit übersonnte.

In ihrer lebhaften Art erzählte sie vom Kauf des Strandhauses. „Im Herbst übersiedeln wir!" fügte sie hinzu. „Für ein junges Mädchen ist das Leben hier zu einsam. Selten kommen Gäste zu uns heraus. Hilde aber soll unter mehr Menschen sein. So bleibt nur übrig, in die Nähe der Stadt zu ziehen. Auch wir Alten haben genug von der Einsamkeit. Aber morgen werden wir noch einen zweiten Besuch bekommen. Da wird Hilde sich freuen!"

„Besuch?" entfuhr es mir unwillkürlich. Im gleichen Atemzug schämte ich mich meiner taktlosen Frage.

Sie nickte. „Gewiß! Ive schickte heute abends sein Motorboot herüber und ließ sagen, er würde morgen kommen und einige Tage hierbleiben."

Verständnislos sah ich die beiden Menschen an. Was für ein Ive war das?

Die Frau bemerkte meine Ueberraschung: „Ive ist der Sohn unseres Nachbarn auf Makorska. Das ist die Insel, die man von Musa aus im Nordosten sieht. Sein Vater wurde uns in den vielen Jahren, die wir hier leben, zum guten Freund. Ive und unsere Hilde kennen einander seit frühester Jugend."

„Ein heißblütiger Bursche!" fiel der Mann ein. „Immer in die politischen Händel verwikkelt, die es hier durch Tag und Jahr gibt. Schade, daß er kein Deutscher ist!"

Da sah die Frau jäh auf: „Hauptsache bleibt, daß der Mensch, mit dem man es zu tun hat, anständig ist." In ihrer Stimme lag der Eifer, mit dem Frauen geheimste Gedanken verteidigen und — verraten.

„Aber Mutter! Das hat noch reichlich Zeit!" begütigte Hildes Vater und begann von anderen Dingen zu reden.

In dieser Minute verwarf ich den Entschluß, abzureisen. In dieser Minute lernte ich die Eifersucht kennen. Von dieser Minute an haßte ich den Mann, der Hildes Jugendgefährte war. Ich haßte ihn mit tiefer Leidenschaft, ohne den Menschen jemals gesehen zu haben, ohne zu wissen, wie das Verhältnis zwischen ihm und Hilde war.

Ich sah mich verraten, enttäuscht, verhöhnt. In mir brannten Schmerz und Wut.

Nun wollte ich bleiben. Bleiben, bis ich Zeit und Stunde zur Rache fände!

Ja, Rache! Rache dafür, daß er mir das Mädchen nahm. Rache dafür, daß er leben durfte, während hinter mir schon der Tod lauerte. Rache dafür, daß er das Mädchen, vor dem sich meine Wünsche scheu verkrochen, heiß umwarb, daß er es sich nehmen würde, indes ich verzichten mußte.

Ich besann mich nicht, ob Recht oder Unrecht mein Denken beherrschte.

All das Feindliche meines Schicksales, das mir das Ausschöpfen eines vollen Lebens verwehrte, empfand ich mit einem Male in diesem mir unbekannten Menschen verkörpert. Wollte ich mich auflehnen gegen die fremden, mir bösen Gewalten, dann mußte ich mich — so zwang mich mein Haß zu denken — gegen ihn auflehnen, mit Leidenschaft und voll Vernichtungswillen.

Wie durch Wände hindurch vernahm ich meine eigene Stimme, als ich den beiden Menschen gute Nacht sagte.

Dann stand ich in dem kleinen, freundlichen Gemache, das man mir als Heim gewiesen hatte.

Am Morgen erhob ich mich mit müden, zerschlagenen Gliedern vom Lager.

Als wir beim Frühstück saßen, mied Hilde in rührend scheuer Verwirrung meinen Blick. Sie war blaß, aber ihre Augen glänzten warm und rätselhaft. Wir sprachen wenig.

Allein strich ich durch die Haine der Insel. In der ernüchternden klaren Morgenluft sah ich die Sache mit Ive anders an, als in der Schwüle der Nacht. Ich schämte mich jetzt. Doch den Vorsatz zu bleiben, hielt ich aufrecht. Ich wollte jenen Mann kennenlernen.

Ruhiger geworden, schlug ich mein Lebensbüchlein auf und begann zu rechnen.

Jetzt schrieb man Ende April. Noch waren zehn Monate bis zum ersten März nächsten Jahres.

Reichlich Zeit! Erst wenn es sein müßte, wollte ich gehen. So lautete mein neuer Entschluß.

Obwohl bessere Einsicht und Scham dagegen kämpften — ich begann Ive von neuem zu hassen. Mit jenem blindwütigem Haß, der durchtränkt ist von unbarmherzigem Vernichtungswillen.

In früher Nachmittagsstunde schnitt, schmal und schlank, ein zierliches weißes Motorboot in rascher Fahrt durch die Bläue des Meeres auf Musa zu.

Hilde und ich standen am Molo. Hilde erwartungsvoll, ich in seltsamer Ruhe. Mit kaltem Hohn sah ich die Lebhaftigkeit des Mädchens.

„Freuen Sie sich?"

„Gewiß!" sagte sie lächelnd, „Ive war mir immer ein guter Kamerad." Sie begann mit ihrem Taschentuch zu winken.

Im Nu flatterte auch drüben ein Tuch im Winde auf.

Wenige Minuten später legte das Boot mit sicherer Wendung am Molo an. Leichtfüßig sprang ein junger Mann an Land, indes der alte dalmatinische Bootsführer, der mit ihm gekom-

men war, die Manilaleine um die Belegpöller schlang.

Nun schritt der junge Mensch uns entgegen. Hilde ging ihm zu und reichte ihm die Hand.

Dann standen wir einander gegenüber.

Hilde stellte vor. Wir reichten einer dem anderen die Hand. Der Blick seiner schwarzen Augen rastete auf mir, forschend und ergründend. Ueber der Nasenwurzel stand ihm eine tiefe, senkrechte Falte, die Backenknochen traten hart hervor. Ich versuchte, so gleichmütig wie möglich zu erscheinen und heuchelte etwas von Ueberraschung über seine gute deutsche Aussprache. Er antwortete ausweichend.

Hilde sah uns abwechselnd an. Sie merkte wohl die Kälte, die zwischen uns Männern lag. Wir mühten uns, gleichgültige Gespräche in Gang zu bringen. Hilde warf oft muntere Worte darein. Sie war sichtlich bestrebt, auszugleichen und zu unterhalten.

Wir streiften durch die Waldbestände der Insel und lagerten später unter einer riesigen Korkeiche. Es schien ein fröhliches Trio zu sein, das da im Grünen rastete. Doch ab und an fühlte ich forschende Blicke Ives auf mir. Drohend blitzte es daraus. Schnell zuckten seine Augen weg, sah ich auf, im Gefühl, angestarrt zu werden. Ich selbst verfolgte jede seiner Bewegungen, jeden seiner Blicke auf das genaueste, und auch meine Augen flohen von ihm weg, ertappte er mich, wie ich bestrebt war, ihn zu durchforschen. Sein Benehmen blieb aber völlig untadelig.

An einem der ersten Tage, als Ive und ich zufällig eine Weile hindurch allein saßen, brach er das Schweigen, das beklemmend zwischen uns gelegen hatte, mit einer Frage nach meiner Dienstzeit auf der „Zagreb".

Ich bestätigte ihm, was er aus vorhergegangenen Erzählungen schon wußte, ich sei als Gehilfe des Schiffszahlmeisters angestellt gewesen.

„Hatten Sie viel mit der Mannschaft zu tun?"

„Gewiß, jeder Mann bekam durch mich die Heuer ausbezahlt."

Er überlegte einen Augenblick lang, dann sagte er mit mühsam verhaltener Heftigkeit: „Ich kenne auch einen von der ‚Zagreb' — von dem wäre mir aber lieber, es hätte ihn schon der Teufel geholt!"

Ich blickte erstaunt auf. „Wen meinen Sie?"

Er funkelte mich bitterböse an. Dann aber stieß er aus fast geschlossenem Munde zwischen den Zähnen hervor: „Dieser Verräter! Zuerst machte er sich lieb Kind bei uns, dann, als er genug wußte, schlug er sich zu den anderen. Nicht wenige hat er dadurch um Brot und Lohn gebracht! Könnte ich, wie ich wollte, ich möchte ihn unserem höchsten Maulbeerbaum in den Wipfel hängen, mit dem Kopf nach unten!"

„Aber Ive! Sei nicht so häßlich! Immer wieder diese politischen Feindschaften!"

Hilde war, unbemerkt von uns, eingetreten.

Er sprang auf. „Nein! Solche Lumpen kann man nur hassen! Ich könnte sie —".

„Ive!"

Ich fühlte, wie es von neuem aufwallend aus ihm losbrechen wollte — dann aber bemeisterte er seine Erregung mit einer heftig, wegwerfenden Handbewegung. Noch zuckte es in seinem Gesicht von mühsam verhaltener Erregung, aber er sagte zu Hilde doch ein Wort der Entschuldigung und setzte sich wieder an seinen Platz.

Hilde suchte auf ihre freundliche Art, die Heftigkeit Ives schnell vergessen zu machen, und es gelang ihr vortrefflich. Ich hatte dadurch nicht Zeit, über des Mannes Feindschaft nachzudenken. Was auch sollte mich das schließlich kümmern? Hierzulande gab es nur zu häufig politische Streitigkeiten. Aber ich war betroffen von seinem jähen, naturhaften Wutausbruch. Dankbar empfand ich Hildes Dazwischentreten.

Vier Wochen blieb Ive auf Musa. Viermal sieben Tage gab es keine Stunde, in der ich mich mit Hilde allein fand. Stand doch immer der eine zwischen uns. Jedes Lächeln Hildes, jedes ihrer Worte mußte ich mit ihm teilen.

Ich wurde fahrig, selbstquälerisch und launenhaft. Manch lieben, sorgenden Blick dankte ich ihr mit höhnendem Achselzucken.

Langsam erlosch auch in Hildes Antlitz die Freude. Sie wurde still. Streng und schmal lagen ihre Lippen aufeinandergepreßt. Doch fühlte sie sich unbeobachtet, neigte sie leise das sonst so freie Haupt, als drücke es ein Schmerz nieder.

Alle drei halfen wir in der Landwirtschaft. Verwundert sah Hildes Vater meine Fertigkeit und er staunte über meine landwirtschaftlichen Kenntnisse.

Nach vier Wochen verabschiedete sich Ive. In einigen Tagen wollte er wiederkommen. Mit kurzem, lauerndem Blick hatte er mich dabei gestreift. Ich tat gleichgültig.

Hilde blieb noch lange am Molokopf und sah dem Fahrzeug nach. Ich stand abseits. Mit keinem Blick schaute ich nach dem Motorboot, wohl aber sah ich mit brennenden Augen auf das Mädchen, das einem anderen so zärtliche Grüße nachsandte.

Dem anderen! Ive stand ihr vielleicht noch näher, als ich glauben wollte? Sie war sehr herzlich zu ihm gewesen. Zu mir allerdings auch. Nur wenn ich sie mit höhnenden Blicken quälte, dann sah sie fremd an mir vorbei, als wollte sie mich nicht mehr sehen. Ive besaß auch etwas voraus: das Du-Wort! Und sie hatte in diesen vier Wochen das Du oft so vertraut gesprochen, daß

mir das Sie, das für mich übrig blieb, armselig und kalt schien.

Nun aber war er fort. Wie Erlösung dünkte es mich.

Als sich das Mädchen wieder mir zuwandte, lag Befangenheit zwischen uns. Um ihren Mund zuckte es heimlich. In mir bohrte der Stachel der Eifersucht.

Die späten Stunden dieses Tages waren düfteschwer. Wir saßen auf den großen Ufersteinen und wußten nichts zu reden.

„Wie wohl die Ruhe tut!“ klang es endlich, wie nach einem Gespräch suchend, von Hildes Mund.

Ich schwieg.

Leise berührte sie meinen Arm: „Christoph, Sie sind so seltsam seit einiger Zeit.“

„Ich?“ Verloren fragte ich es.

„Ja, Sie! Es ist doch sonst niemand hier!“

„Nein, er ist nicht mehr hier!“

Sie sah im Mondlicht scharf zu mir herüber. „Sagen Sie, Christoph, sind sie krank?“

„Nein, krank nicht, aber —.“ Jäh brach ich ab und preßte unmutig die Zähne aufeinander.

Hilde faßte mich an beiden Händen und zog mich zu sich heran. „Christoph, ich glaube, Sie sind eifersüchtig!“

„Ja!“ sagte ich kurz und hart.

„Und das alles wegen Ive?“

„Dazu braucht es keine Frage!“

„Sie sind ungerecht,“ wehrte sie sich, „und Sie haben kein Recht, eifersüchtig zu sein!“

„Nein, ich habe kein Recht!“ wiederholte ich bitter.

„Aber, Christoph! Was quälen Sie sich und mich? Ich wollte sagen, Sie haben keine Ursache zur Eifersucht!“

„Nein, wirklich nicht!“ höhnte ich.

Nun war sie verletzt. Und ich kam mir vor wie ein kleiner Schulbub, der sich abscheulich benommen hat.

„Verzeihen Sie!“ bat ich. „Vielleicht bin ich wirklich krank“. Ich vergrub meinen Kopf in die Hände. „Wüßten Sie, wie ich ihn hasse, diesen Menschen!“

„Christoph!“

Böse klang mein Lachen auf. „Ja, ich hasse ihn und neide ihm jedes Wort oder Lächeln, das Sie ihm schenken. Ich hasse alles Schöne, Junge, Blühende, Lebensfrohe, weil ich ein Ausgestoßener bin, der vergeblich die leeren Hände ausstreckt. Alle, die das gesunde, starke Leben nicht lieben dürfen, hassen oder schmähen es, das spüre ich nun in mir selber. Aber werden Sie Ives Frau! Ich brauche Sie nicht und schon gar nicht Ihr Mitleid!“ So schrie ich ihr meinen Schmerz und meinen Ingrimm ins Gesicht.

Doch sie nahm meine Hand und sprach leise und unsäglich gut ein Wort: „Christoph! — Du törichter, großer Junge! Weißt du wirklich nicht, wie lieb du mir bist?“

Erblühte ein Wunder für mich? Ja — ein Wunder! Ich dachte plötzlich nicht mehr an das Sterben, nicht an das Ende, das so nahe war, ich küßte Hildes Augen, ihren Mund, ihre Hände, ich fühlte ihr warmes, liebendes Herz an meinem schlagen und ich wußte nur noch ein einziges Wort: „Hilde!“

Ueber uns glänzte Stern an Stern in dem blauschwarzen Sammet des Himmels, und dieser Himmel lächelte auf uns herab.

Hilde strich zärtlich über mein Haar. „Christoph! Törichter Christoph! Sieh, ich liebe dich und werde dich immer lieben! Du sollst nie mehr an das Böse und Finstere denken!“

Da sah ich doch wieder den gähnenden Abgrund, aus dem der Tod winkte.

„Hilde, ich muß dir nun alles sagen!“

In stummer Frage sah sie mich aus glücklich glänzenden Augen an. Ihr Blick bedrängte mich. Darum drückte ich ihren Kopf an meine Brust und hielt sie, wie man ein Kind hält, das man trösten und einschläfern will.

Und so versuchte ich nochmals, ihr den Weg meines Lebens zu zeigen, nicht im Märchen, sondern so, wie ich ihn gegangen war und nun nur noch kurz vor mir liegen sah. Das einsame Waldhaus ließ ich wieder erstehen, den Waldteich, das alte Kloster, dessen graue Mauern düster in fruchtbares Land schauen. Ich erzählte von Abt Demeter, der den weißen, geknoteten Strick so oft über unsere Köpfe pfeifen ließ, auf daß wir das Rauhe kennenlernten, das Leid, das unseren Blick nach dem Jenseits richten sollte, da das Diesseits nur das Tal der Sünden und der Schmerzen sei. Auch von den anderen Patres erzählte ich, die mich auszeichnend dazu ausersehen hatten, daß ich wie sie Gott mein Leben zum Opfer bringen sollte: von dem gutmütig freundlichen Pater Marian, dem einzigen, dem solches Opfer nicht schwer geworden zu sein schien, von dem gestrengen Pater Norbert, dem jungen, blassen Pater Seraphin, dessen Augen wir kaum kannten, weil er den Blick immer demütig zu Boden gesenkt hielt, von Pater Gerhardus, der, mit trockenen schmalen Lippen Gebete lispelnd, unsere Freiheit überwachte und sie dämpfte, wollte sie zu laut werden. Kinderfreuden, Knabenstreiche, Andachtsübungen, erste Offenbarung der Liebe, die allzu jungen Menschen mehr Schmerz als Glückseligkeit bringt und die auch mich in tiefe Schuld stürzte, alles — alles ließ ich vorüberziehen, so wie es in bunter Folge mein Leben geformt hatte. Ich sprach auch von dem verhängnisvollen Pergament, das mein Dasein von einem Schwur oder Gelübde aus längst vergangener Zeit abhängig machte und mir ein

frühes Ende bestimmte. Und ich kam schließlich wieder darauf zurück: „. . . vielleicht wollte mich dieser Schicksalsspruch auch dorthin weisen, wohin mich meine Lehrer verwiesen haben — zur Abkehr von dem Sein. Jedoch ich habe mich widersetzt, denn ich war hungrig geworden. Hungrig nicht nach dem jenseitigen Reich, sondern nach dem, worauf ich verzichten sollte — ich jagte dem Leben nach. Aber es hat mich bald gestraft. Und da ich noch immer nach ihm verlangt, ließ es mich nochmals schuldig werden — nun habe ich dich, Hilde, elend gemacht."

Da hob sie mir in staunendem Ernst ihr Gesicht entgegen. „Christoph, wie kannst du so fest an dieses alte Pergament glauben?"

Die Frage überraschte mich wenig. Ich hatte sie mir in all den Jahren selbst oft vorgelegt. Aber es war doch alles so eindeutig und unabänderlich! Das Datum, der Name, die Umstände, der Schuß, der durch die letzte eingezeichnete Stunde in meinem Lebensbüchlein ging — für mich gab es längst keinen Zweifel mehr!

Hilde löste sich sachte aus meiner Umarmung und sagte mit wunderbar ruhiger, fester Stimme: „Ich glaube nicht an solche Bestimmung und an die Erfüllung toter Worte. Und ich glaube auch nicht an einen Gott, der dieses Leben schenkt und dabei kündet, es sei Sünde, sich seines Geschenkes zu erfreuen. Nein. Christoph. Gott will nicht zerbrochene Seelen zu seinem Triumph. Sieh doch, blickt er uns nicht im Leben selbst entgegen, nichts fordernd, als daß wir wahr, als daß wir ganz wir selber sind? Sei das, und Gott ist mit dir zufrieden! Es ist so einfach, was er als höchstes Gesetz uns gab: Uebe Treue gegen die natürlichen Pflichten! Glaube mir, du hast das Leben nicht zuviel geliebt, wohl aber hast du seinen Ruf zu wenig verstanden. Er meint es besser mit uns, als wir es oft verdienen und es ist so schön und so reich und tief, wie sollte es einer messen und ergründen können? Das Leben will weder hungrig genossen noch verachtet werden — es will auf eine gute und ihm getreue Art seine Erfüllung finden."

„Was soll ich nun, Hilde?" fragte ich ablenkend, denn sie konnte mich nicht überzeugen.

Sie sah mich mit warmem Blick an und lächelte: „Nichts, Christoph! Wir wollen treue Gefährten bleiben!"

Da küßte ich sie. „Hilde, wir werden niemandem etwas sagen von unserem — Glück!" Ich sprach dieses Wort nur mit Ueberwindung.

„Gut, Christoph, es soll kein Mensch davon erfahren. Nur das Du-Wort, von dem mögen die Eltern wissen. Aber einmal, hörst Du, einmal werden wir doch alles sagen müssen!"

In jener Nacht lag ich schlaflos. Im ersten Morgendämmern ging ich an den Strand und warf mich in die salzige Flut. Weit schwamm ich hinaus. Als ich zum gemeinsamen Frühstück kam, drückte mir Hilde verstohlen die Hand.

Ueberrascht hörten die Eltern unser Du.

„Es geht leichter so!" sagte Hilde.

„Nun ja!" meinte der Vater heiter und nickte uns zu. Doch die Mutter machte ernstere Augen. Ich beobachtete es wohl. Ihr war das Du-Wort sichtlich nicht recht. Schließlich kleidete sie ihre Besorgnis in eine Bemerkung. „Da wird Ive aber schauen! Meinst du nicht, Hilde?"

Das Mädchen blickte abweisend auf.

„Warum sollte er?"

„Nun, ich glaube nur!" Die Mutter brach das Gespräch rasch ab. Es schien ihr, da es in meiner Anwesenheit geführt wurde, zu gefährlich.

Am Abend, als ich mein Zimmer betrat, lag auf dem Tisch ein Brief mit den bekannten Schriftzeichen Pater Marians. Die Barkasse, die nachmittags an Land gefahren war, hatte ihn mitgebracht.

„Du verlorener Sohn! Ein arbeitsgebeugter Mann mit schwieligen Händen und müdem Körper fragt nach dem einen, der ihm Stab und Stütze sein sollte. Eine grauhaarige Frau härmt sich und wartet durch Jahr und Tag. Und du, der du heimlich von hier gingst, denkst nicht an die Heimkehr? Du hast wirklich alles vergessen und verraten, hast nicht nur uns . . ."

Das waren vorwurfsvolle, verurteilende Worte. Und wehrte ich mich auch gegen manches, so wußte ich mich doch schuldig. Aber dennoch: ich wollte nicht zurückkehren. Ich zog ein Blatt aus der Mappe und schrieb Zeile um Zeile, wie im Traum: „— was gelten Vater, Mutter, Heimat? Alles und nichts! Schickt die Gedanken an sie nicht als Mahner und Warner, als Sturmboten in mein Herz, die ungestüme Sehnsucht in mir aufreißen sollen. Ihr weckt nur Zwiespalt. Laßt mir das Glück, das mir gewährt ist. Wenn es Zeit wird, kehre ich zurück. Die rauhen, vernarbten Hände des Mannes, der mir Vater ist, möchte ich noch einmal drücken, noch einmal in die stillgütigen Augen der Frau sehen, die mir das Leben schenkte. Durch die Wälder will ich gehen, begrüßend und abschiednehmend. Sobald der Schnee über der Heimat liegt, bin ich daheim. Dies Versprechen werde ich halten . . . !"

★

Musa galt auf weit hinaus als fruchtbarste Insel. Ueberall sonst, besonders auf dem Festlande, fand man mehr Steine als Erde; kahlen, trockenen Karst.

In der Arbeit vergaß ich Grübeln und Sorge. Sah ich Hilde, die jetzt immer blanke, frohe Augen hatte, und mit sonnbraunen Armen fleißig mitschaffte, ward ich des Tätigseins doppelt froh. Manchmal aber beschlich mich in solchen Augen-

blicken Wehmut: „Dürfte ich doch für sie, für uns so arbeiten! Ein langes Leben hindurch! Wie schön müßte das sein!"

Ive war im Verlauf des Sommers einige Male mit seinem weißen Motorboot nach Musa gekommen. Er blieb nie lange. Einmal zwei Tage. Das war sein längster Aufenthalt. Sie hatten ja auch drüben auf Makorska alle Hände voll zu tun; da durfte er nicht fehlen.

Als er zum erstenmal das Du zwischen Hilde und mir hörte, ging ein Zucken über sein tiefbraunes Gesicht. Er zog die Augenlider zusammen und in der Stirne stand ihm wieder die tiefe senkrechte Falte. Die Zähne gruben sich in die Unterlippe. Ein dunkler, zorniger Blick traf mich. Sein Benehmen zu mir war von da an noch kühler und gemessener. Aber ich sah, daß er seine Augen eigentümlich lauernd und verstohlen über Hilde gleiten ließ. So, als wollte ein Raubtier seine Beute schätzen, als wollte er es abwägen, ob sie sein werde oder nicht. Meine Abneigung gegen Ive nahm zu, aber ich verbarg sie hinter einer Wand von Gleichgültigkeit und Höflichkeit.

Kam er, dann saßen wir oft draußen auf der Terrassee. Er bereitete eigenhändig sein Leibgericht: Paradeisäpfel, roh zerschnitten, mit Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Essig und Oel angerichtet. Es war nicht nur sein Leibgericht, sondern das aller Dalmatier. Hilde bot uns harten, würzigen Schafkäse dazu und wir wären ein recht fröhliches Trio gewesen, hätte nicht so viel zwischen Ive und mir gestanden.

Die Weinlese war fast vorbei. Auf Makorska mußte man damit bereits fertig geworden sein, denn schon zur Mittagsstunde knatterte Ives Motorboot in den kleinen Hafen.

Er sprang an Land, grüßte fröhlich mit dem Schwenken seiner Mütze und ging gleich mit uns allen, Knechten, Mägden, Hilde und mir zur Lese.

Die Reben auf der Lehne des Hügels Sustina sollten als letzte geerntet werden. Bis zum Abend hofften wir die köstlichen Früchte eingebracht zu haben.

Bald war alles eifrig an der Arbeit. Um so eifriger, als nach Feierabend frohe Stunden winkten.

Hilde, Ive und ich standen ursprünglich nahe beisammen. Im Fortschreiten der Arbeit wurde die Entfernung unversehens größer.

Ich war eifersüchtig und darum mürrisch und unwillig. Da ging Hilde schweigend noch weiter von mir weg und arbeitete einige Zeilen höher in der Lehne, gedeckt durch einen Zaun niederer Feigenbäume, der sich quer durch den Weinberg zog. Ive hatte mich wieder eigentümlich angesehen. Hohn und Haß lagen versteckt in seinem Blick. Wollte er mir das Mädchen streitig machen? Er war jung, heißblütig und lebensstark. Welch ein Kümmerling war ich in meiner Todesbereitschaft neben ihm! Hildes Bild trat vor meine Augen. Ob sie mein Ende schwer ertragen oder ob sie im Erkennen des Unabänderlichen bald einem anderen die Hand reichen würde? Und wenn! Sie sollte glücklich werden. Aber nicht mit Ive, sie paßte nicht zu ihm. Genug Gegensätze gab es zwischen dem offenen, heiteren Gemüt des Mädchens und dem harten, aufbrausenden, wenn auch tüchtigen Charakter Ives. Er gehörte einem fremden Stamme zu. Aus solcher Verbindung konnte nichts Gutes werden. Und — ich gönnte sie ihm nicht. Meine Abneigung gegen Ive verstärkte sich.

Plötzlich sah ich beunruhigt auf. Wo war er? Nun war er verschwunden.

Ich kroch durch das dichte Blattgewirre der Reben. Ive entdeckte ich nicht.

Warum kümmere ich mich um ihn? Was geht er mich an? fragte ich mich.

O, ich wußte Antwort darauf.

War Hilde nicht vorhin mit fremdem, kühlem Blick von mir fortgegangen, um eines unwirschen Wortes willen? Eifersucht und Argwohn fraßen sich noch mehr fest in mir. Ich fühlte mich klein und verächtlich.

Vorsichtig schob ich mich durch die Rebenreihen bergwärts. Glutheiße Sonne brannte auf mich nieder.

Zeile um Zeile stieg ich höher. Ive sah ich nirgends.

Keuchend schöpfte ich Atem.

Da, hinter der Hecke, mußte Hilde sein. Leise bog ich den Ast zurück, um Durchblick zu gewinnen. Mit brennenden Augen starrte ich durch die Oeffnung.

Vor Hilde kniete Ive und hielt sie inbrünstig umklammert. Ihre Hand strich unablässig durch das dichte, schwarze Haar des Mannes. Den Kopf hielt Hilde leicht gebeugt, sie sah auf den jungen Menschen nieder und sprach leise Worte auf ihn ein.

Mir wurde der Sinn wirr und schwer. Ich glaubte, ich müsse die beiden auseinanderreißen und Ive vor den Augen des Mädchens, das mich nun doch verriet, erwürgen.

Aber ich besann mich. Hatte ich ein Recht dazu? Vielleicht ja. Und doch nein — nein! Ich mußte ihr aus dem Wege gehen, zurücktreten, verzichten.

Nein, ich wollte kein Hindernis sein und ich wollte auch nicht aus Mitleid geliebt werden. Das war mir plötzlich klar, und ich fühlte Kälte in mir.

Ich ließ den Ast zurückgleiten, stand noch kurze Weile stumm, mit gesenktem Kopf. Dann wendete ich mich langsam um und stieg wie zerschlagen talwärts.

Im Gutshause rief ich nach Stipe, dem einzigen Knecht, der daheimgeblieben war.

Ob die Barkasse klar sei?

„Wir fahren zur Stadt!"

Des alten Mannes Augen glotzten mich verständnislos an. „Ja, ja, mach schnell! Wir müssen fahren!"

Da eilte er zum Bootshause.

Eilig packte ich mein weniges Gut.

Nur weg von hier! Schnell ändert sich des Menschen Sinn!

Ich brachte es nicht fertig, zu gehen, ohne Hilde eine Zeile zurückzulassen. Aufklärung mußte ich ihr geben. Wenige Worte waren es, die ich hinterließ, hingeworfen in hastender Schrift:

„Hilde! Ich sah Dich mit Ive heute im Weingarten auf Sustina. Ich kann Dir nicht böse sein, aber es schmerzt, daß es nur Mitleid war, was Du mir geschenkt hast und nicht Liebe. Du hättest mich nicht täuschen sollen! Ich gehe von Dir für immer. Leb wohl! Bevor Du Ive Dein Ja gibst, denke daran: er ist fremden Volkes Sohn. Vergiß es nie! Vermagst Du dennoch, Dich ihm zu schenken, dann wird Deine Liebe echt sein. Das Glück und das Leben: beides sei mit Dir! Mit mir ist der Tod! Christoph."

Einige Minuten später lief die weißgelbe Barkasse in leichtem Bogen nach Steuerbord aus der kleinen Bucht und nahm Kurs auf die Berge des Festlandes.

Ich saß in der Achterkammer und warf keinen Blick zurück.

Nach einer Stunde etwa setzte der Motor aus. Wir waren am Ziel. Stipe fuhr sofort zurück. Er hatte nichts gefragt, nichts gesagt. Die Hundertdinarnote, die ich ihm an Bord hinüberreichte, nahm er mit freundlichem Grinsen. Er besah sie zärtlich, faltete sie behutsam und vergrub den Schatz tief in einer Tasche.

Mit dem Gefühl unsäglicher Erleichterung schritt ich durch die engen, schmutzigen Gassen der Stadt, in denen prall die aufgespeicherte Wärme des Tages lag, obgleich die Sonne schon weit im Westen stand. Zum Bahnhof wollte ich.

Aber dort erfuhr ich, daß der nächste Fernzug erst am Morgen des kommenden Tages die Stadt verlassen werde.

Doch um Mitternacht geht das Postschiff nach Fiume. Mit dem konnte ich fahren.

Eine halbe Stunde später befand sich mein Gepäck auf der „Dubrovnik", eine Kabine wurde mir reserviert. Sollte ich in der quälenden Unrast, die mich durchfieberte, nun einsam in der Kabine sitzen? Etwa die Minuten zählen, bis um Mitternacht die Taue fallen und die Maschinen der „Dubrovnik" zu stampfen beginnen?

Nein! Ich ging an Land. Mandolinenspiel schmeichelte sich in meine Ohren. Begierig haschte ich nach den Tönen und meine Sinne spielten mit ihnen; mein Ich wich gewaltsam den peinigenden Gedanken aus.

Ich sah das kitschige Schild einer Schenke. Aus der Tür darunter kam das Spiel. Es bedurfte keiner Ueberlegung: in der nächsten Minute saß ich vor einem kleinen, runden Tisch. Der schmierige, fette Wirt dienerte, die Hemdsärmel aufgestülpt, um mich herum.

Wein wollte ich. Ich bekam eine große, bauchige Flasche in einem Korb von Binsen. Funkelndes Rot floß daraus. Langsam und bedächtig trank ich. Dabei hatte ich tausend Gedanken und keinen. Nichts dachte ich zu Ende.

Der ersten Flasche folgte eine zweite. So saß ich und hatte nicht acht, daß das Mandolinenspiel schon längst verstummt war. Nur vereinzelt noch saßen Gäste in dem hallenartigen, weinmuffigen Raum, den zwei Petroleumlampen notdürftig erhellten. Die Stimmen der Leute, die sich, meist zu zweit, halblaut unterhielten, klangen wie Murmeln eines unterirdischen Baches. Es war alles so beruhigend eintönig, daß man hätte einschlafen können.

Wachen Auges träumte ich, bis ein scharfer Luftzug plötzlich lebhaftere Schatten tanzen ließ, der Wirt hinter dem mit Gläsern bestandenen Schanktisch aufsprang, und stolpernden Schrittes zur Türe eilte. Er rieb sich dabei die Hände an der schmierigen Schürze.

„Dobro vecer, gospodine Ive!"

Ich zuckte überrascht und erregt zusammen. Ive? Sollte der —? Aber wahrhaftig, da war er schon!

Mißmutig befahl er Opolo, während er sich durch die Tischreihen schob.

Ich hielt mich mit Mühe ruhig und beobachtete ihn. Mein Platz war etwas abseits, in einer nischeähnlichen Mauervertiefung.

Ive sah mich nicht. Er schritt auf den Tisch zu, an dem die Mandolinenspielerin, ein junges, und wie ich im Dämmerlicht der schwachen, ölrauchigen Lampen noch ausnehmen konnte, nicht unhübsches Mädchen in Gesellschaft zweier Burschen saß. Er begrüßte die drei überaus nachlässig, nahm hart neben der Dalmatierin Platz und legte seine Linke vertraulich um ihre Schultern. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Ich sah sie lachen. Sie sprach auch etwas, doch verstand ich es nicht.

Die Gesellschaft unterhielt sich jetzt lebhafter. Ive und die anderen Burschen neckten anscheinend das Mädchen, dessen Lachen bis zu mir herüberhallte. Immer, wenn es lachte, verstummte ein paar Herzschläge das Murmeln im Raume, und die Gäste sahen sich neugierig um. Ich wollte mich ungesehen entfernen. Doch so sehr ich dem Wirt auch winkte, er bemerkte mich nicht. Ich fieberte.

Zehn Glockenschläge ertranken im Stimmengewirr und funkelnden Wein. Zehn Uhr nachts! In zwei Stunden fährt mein Schiff! Warum sendet mir das Schicksal im Augenblick des Scheidens nochmals jenen Mann in den Weg, der mir mein Glück stahl? Warum? Kann ich nicht Ruhe und Frieden haben? Die heimliche Wut, die in mir fraß und erneut hervorzubrechen drohte, trieb mir das Blut in den Kopf. Ich erschrak vor mir selbst, weil ich mich von bösen Gedanken besessen wußte, die in finsterer Leidenschaft um den Menschen dort drüben kreisten.

So sehr ich mich zwang, wegzusehen, gelang es mir doch nur für kurze Weile. Das quietschende Lachen des Mädchens jagte meinen Blick wieder auf die Gruppe. Ive hatte seine Hand in den Blusenausschnitt der Jungen gezwängt, die sich lachend und offensichtlich nur zum Schein wehrte. Ihren Oberkörper bog er zu sich zurück, mit der Rechten hielt er sie beim Kinn umfaßt und küßte gierig ihre Lippen. Die beiden Tischgesellen lachten wiehernd und roh. Ein Teil der Gäste stimmte ein, die übrigen wandten der Gesellschaft verärgert den Rücken. Meine Pulse klopften zum Zerspringen. Ich sah den dunkelhäutigen Burschen, wie er wenige Stunden früher vor Hilde kniete und sie umfing. Nun vergnügte er sich hier mit einer Dirne. Heiße Empörung erfaßte mich um so heftiger, als ich in dem Gedanken Erleichterung gesucht hatte, Ive würde Hilde aufrichtig lieben und sie vielleicht doch glücklich machen. Nun aber konnte ich nicht mehr daran glauben, und mir graute vor seinen beschmutzten Händen, mit denen er nach meinem lichten, schönen Mädchen greifen würde.

Mit schnellen Schritten war ich bei dem Paar. Fest griff ich mit der linken Hand in Ives dichtes, schwarzes Haar und riß seinen Kopf hoch. Mit jähem Schmerzenslaut fuhr er auf. Im gleichen Augenblick klatschte meine Rechte mit Wucht in sein Gesicht und nochmals und wieder, wieder — — und — nein. Gäste waren mir in den Arm gefallen und rissen mich zurück.

Ive richtete sich wankend auf, seine zornwütigen Blicke stachen auf mich ein: „Du verfluchter Hund!" hörte ich ihn murmeln. Seine Hand fuhr nach hinten, aber da hatte ihn schon der Wirt gepackt: „Laßt das Messer, Herr! Schafft nicht Unheil!"

Er drängte Ive, dessen Blicke noch immer haßvoll in mir bohrten, weiter zurück. In drei Sprachen schrien die Gäste auf mich ein. Einer holte meinen Hut und stülpte ihn mir auf den Kopf. „Gehen Sie, Herr!" raunte er mir zu.

Das wollte ich auch. Ich hatte hier nichts mehr zu suchen.

Ich warf dem Wirt das Geld hin und entfernte mich. Fürsorglich geleiteten mich zwei Gäste bis zur Türe. Sie wollten sehen, ob ich wahrhaftig gehe und nicht etwa auf Vorpaß bleibe.

Nein, das hatte ich nicht im Sinn. Ich ging wirklich. Den Kopf voll zermarternder, peinigender Gedanken, nahm ich einen Weg landeinwärts. Noch wollte ich nicht auf das Schiff; ich war zu erregt. Durch die nächtlichen Gassen stapfte ich bergwärts. Erst nach einiger Zeit nahm ich die Richtung, die zurück zum Hafen führte. Obwohl sich die tiefe Finsternis der Neumondnacht als dichter Mantel über die Stadt breitete und nur wenige Lampen den Weg wiesen, achtete ich nicht sonderlich der Umgebung. Kannte ich doch fast jeden Stein in diesen Häuservierteln, so wie ich daheim um meinen Wald wußte. Ob ich ihn wirklich noch so genau kenne wie einst? Ich fand mich plötzlich wieder in Gedanken mit der Heimat beschäftigt, die ich nun bald schauen sollte. Nach mehr denn zwölf Jahren!

Schneller setzte ich Fuß vor Fuß. Es ging knapp an Mitternacht. Niemand war mir auf meinem Weg begegnet.

Eben bog ich vom Hauptplatz, auf dem vier elektrische Lampen einige Helle verbreiteten, in eine schmale Gasse ein, die sich dafür um so düsterer und geheimnisvoller vor mir auftat. Da schien es mir, als stehe an der Mauer eine Gestalt, die nun in das Dunkel eines Hauseinganges zurückwich. Ein Liebhaber vielleicht, der auf Einlaß wartete und nicht gesehen werden wollte. Ich dachte weiter nichts und schritt eilends dahin. Plötzlich klangen vor mir auf dem kugeligen Pflaster hastige Schritte und beim nächsten Atemzug stieß ich mit voller Wucht an einen Menschen, der mir entgegengekommen war.

„Pardon, gospodine!" murmelte der Fremde.

Sofort hatte ich die Stimme erkannt, mein Gegenüber war Ive. Aber auch er wußte zu gleicher Sekunde, wer vor ihm stand. Fluchend trat er einen Schritt zurück. Ich drückte mich hart an die Mauer, um einen Angriff besser abwehren zu können.

Da sprang er schon auf mich zu. Nur einen Schatten sah ich aufschnellen und einen hocherhobenen Arm.

Ich schleuderte meinen Fuß vor. Mit Wucht traf er den anspringenden Körper. Der dunkeldrohende Arm fiel kraftlos nieder. Ive stürzte. Ein Metall, ein Messer, vielleicht ein Dolch, klirrte auf das Pflaster.

In jäh erwachtem Zorn wollte nun ich mich auf Ive werfen, aber er hatte sich bereits aufgerafft und entwich in die Richtung, aus der ich gekommen war.

Ich wollte ihm nachsetzen.

Plötzlich zerrissen zwei Schüsse scharfklatschend die Stille der Nacht. Aus der Finsternis vom Ende der Gasse klang ein wilder Schrei.

Ich stand wie angewurzelt still. Was war das? Dann klirrten Fenster. Erschrockene Stimmen fragten in das Dunkel hinaus. Da bog ich in eine andere Gasse ein und eilte, so schnell mich die Füße trugen, zum Molo. Die „Dubrovnik" lag schon klar zur Abfahrt.

Eine Viertelstunde spätetr hatte ich die Hafenlichter im Rücken, die nachtschwarze See vor mir.

Sonderbar genug: ich schlief bald ein, obgleich so viele Gedanken in mir nach Klarheit rangen. Vielleicht war Uebermüdung, vielleicht auch das Wiegen des Schiffes die Ursache. Ich ruhte fest und gut. Am Morgen aber wachte ich mit schwerem Kopfe auf.

Um den peinigenden Gedanken, die mir nun wieder auf der Seele lasteten, zu entgehen, wollte ich unter Deck, unter Menschen.

Ich trat aus der Kabine; mein Blick fiel auf einen Matrosen, der anscheinend auf mich wartete.

„Was wollen Sie?" fragte ich.

„Der Kapitän läßt Sie bitten, die Kabine bis zur Ankunft nicht zu verlassen!"

„Was soll das heißen?"

Der Mann zuckte die Achseln.

„Rufen Sie mir den Kapitän!"

Er winkte einem in der Nähe arbeitenden Putzmann und gab ihm flüsternd einen Auftrag.

Wenige Augenblicke später stand der Kapitän vor mir. Wir kannten einander seit Jahren. „Ich muß Sie sehr bitten, bis zur Ankunft in der Kabine zu bleiben. Funkspruch vom Hafenamt. Mehr weiß ich nicht." Damit schnitt er mir im voraus jede Einwendung ab.

So erklären Sie mir doch!" forderte ich betroffen.

„Mehr weiß ich nicht! Ich bitte Sie, meinem Ersuchen nachzukommen!" Höflich, aber bestimmt schob er mich in die Kabine zurück und schloß von außen die Türe.

Eine Beute widerstreitender Empfindungen, sank ich in die Koje. Was ich auch dachte, in welch tollem Wirbel meine Gedanken kreisten, immer wieder tauchte daraus ein Gedanke hervor: „Dich erwartet die Polizei, sie wird dich dorthin bringen, wo die Schüsse gefallen sind."

Viel Zeit zum Grübeln hatte ich nicht. Durch das Bullauge sah ich schon den Hafen. Noch lag die „Dubrovnik" in Fahrt, als ich ein Motorboot heranjagen sah. War es das der Polizei?"

Bald erhielt ich Antwort: zwei Männer in Zivil betraten meine Kabine. Nach kurzem Woher und Wohin erklärten sie mich für verhaftet.

Ich protestierte und wollte den Grund wissen.

„Wegen Mordverdacht an Ive Stipanovic."

„Ich bin unschuldig!"

Beide zuckten gleichgültig die Schultern.

Da neigte ich ergeben den Kopf und ging mit den Männern, die mich in die Mitte nahmen.

Wieder war es Mitternacht. Vor vierundzwanzig Stunden hatte ich den Hafen verlassen und jetzt war ich neuerlich hier. Als Gefangener.

Doch ein Gleichmut hatte mich nun erfaßt, über den ich mich selbst wunderte. Ruhig folgte ich den Polizisten, ruhig trat ich durch ein unheimliches Tor in den Raum, den man mir wies: in eine kahle, dumpfe Zelle. Auf schmalem Holzladen lag ein dünner Strohsack. Durch eine Oeffnung vom Gang drang mattes Licht. Man ließ mich allein. Minutenlang stand ich und starrte versunken auf die schmutzigweiße Mauer. „Das ist ein Kerker!" sagte ich mir vor. Meine Hand strich über das rauhe Gewebe des Strohsackes. Dann ließ ich mich darauf nieder. Ich zwang mich, nichts zu denken. Ich wollte nichts denken. Mir war alles unsäglich gleichgültig geworden.

Nein, nicht alles!

In den Stunden, die ich in jener ersten Nacht in stumpfer Ergebenheit im Kerker verbrachte, rang sich immer wieder ein Ruf aus meiner Brust: „Hilde!"

Er verhallte und fand keine Antwort.

★

Eingeschlossen in die vier kahlen Wände, lag ich tatenlos auf der Pritsche und starrte stundenlang stumpfsinnig zu dem einzigen winzigen Fen-

ster empor, das sich hoch oben, nahe der Decke, befand. Schwere, unbezwingliche Eisenstäbe legten sich davor. Erst am späten Nachmittag kam die Sonne und sah auf kurze Augenblicke in meine Zelle. Dann zeichneten sich an der dem Fenster gegenüberliegenden weißkalkigen, sonnbeschiedenen Wand dicke, schwere Striche; drei senkrechte, zwei waagrechte: die Schatten der Gitterstäbe, plump vergröbert. Ich fühlte mich krank. So wie damals vor langen Jahren nach dem Brande von Ujfaly.

Täglich in den Vormittagsstunden wurde ich zum Verhör geführt. Das erstemal las man mir ein Protokoll vor. Wort für Wort hämmerte es sich mit grausamer Deutlichkeit in mein Hirn:

„Am 10. September 1925, kurz vor Mitternacht, wurden in der Altstadt zwei Revolverschüsse gehört. Herbeieilende Leute fanden einen Mann auf der Straße liegen. Sie trugen ihn zur Polizeiwache, wo er nach wenigen Minuten verschied. Man erkannte in ihm sogleich den Gutsbesitzersohn Ive Stipanovic von Makorska, der unmittelbar vor der Haustür seines Absteigquartiers ermordet worden war. Polizisten fanden auf dem Platz, wo die Tat geschah, eine Pistole. Da der Ueberfallene dem Barbier Ante Perdic, der ihn als erster fand, auf dessen Frage, was geschehen sei, antwortete: ‚Der Deutsche!', waren die ersten Spuren gegeben. Der Besitzer der Schenke in der Duga ulica, Paolo Urbic, sagte aus, daß Ive Stipanovic mit einem Deutschen am gleichen Abend eine Rauferei gehabt hätte. Rundfragen ergaben noch in den Nachtstunden, daß der mutmaßliche Mörder mit dem Dampfer ‚Dubrovnik' abgereist sei. Seine Verhaftung wurde durch Funkspruch angeordnet."

„Und da sind Sie jetzt!" setzte der schwarzhaarige Untersuchungsrichter hinzu. Seine unsteten graugrünen Augen hielt er nun forschend auf mich gerichtet.

„Was haben Sie zu sagen? Schildern Sie den Hergang!"

Ja, gewiß, ich mußte sprechen. Also fing ich an zu erzählen, daß ich Ive ohrfeigte, da ich zornig war, weil Ive obwohl er eine Braut hatte, mit der Dirne in der Schenke unwürdiges Spiel trieb.

„Was weiter?"

„Ich ging durch die Stadt. In der ulica nova stieß ich mit einem Manne zusammen. Es war Ive. Er wollte mich niederstechen. Da schlug ich ihm mit dem Fuß vor den Magen."

„Und?" Die Augen des Fragers hingen mit Spannung an mir.

„Da entfiel ihm das Messer. Er stürzte, erhob sich aber gleich wieder und flüchtete."

„Was taten Sie?"

„Ich lief ihm ein paar Schritte nach, sah ihn aber in der Finsternis nicht mehr, hörte nur noch seine Füße auf dem Pflaster. Plötzlich knallten zwei Schüsse!"

„Sie haben ihm nachgeschossen?"

„Nein, ich schoß nicht!"

Der Untersuchungsrichter kniff die Augen ein. „Sie haben nicht geschossen? Wer tat es denn?"

„Ich weiß es nicht!"

Der Mann mochte begriffen haben, daß er auf diese Art nicht weiterkommen werde.

Geschmeidig setzte er eine andere Miene auf. Etwa so wie ein gütiger Arzt, der einen störrischen Kranken behandelt.

„Was taten Sie, als die Schüsse fielen?"

„Ich stand überrascht, ein oder zwei Sekunden. Dann ging ich zum Hafen."

„Sie gingen nicht, Sie liefen! Warum?" Wieder trat der lauernde Blick in seine Augen. „Und warum brachten Sie nicht Hilfe?"

„Weil ich Eile hatte, zum Dampfer zu kommen. Ueberdies meldeten sich genug Menschen auf die beiden Schüsse und —"

„Und?"

„Weil ich sicherlich als Täter betrachtet worden wäre, hätte man mich neben dem Verwundeten gesehen, mit dem ich kurz vorher Streit hatte."

„Man betrachtet Sie auch jetzt als Täter!"

„Das kann ich nicht hindern!"

„Wollen Sie nicht klug sein? Ersparen Sie sich und mir die Strapazen. Gestehen Sie endlich, daß Sie der Mörder sind! Das Geständnis ist ein bedeutender Strafmilderungsgrund!"

„Ich habe wirklich nichts zu gestehen!" erklärte ich fest.

‚Sie leugnen?"

„Ich leugne nicht, ich habe es nicht notwendig!"

„Also sind Sie der Mörder?"

„Nein!" Ich schrie es wild heraus. Der Justizsoldat, der bei der Türe stand, trat einen Schritt näher. Der Untersuchungsrichter aber blieb gelassen.

„Und die Beweise?" fragte er langsam und nachdrücklich.

„Sie haben keine Beweise!"

„O doch! Einen einzigen Beweis nur, aber der wird Sie überführen!"

Langsam griff er in die Tischlade und zog daraus eine Pistole.

Er legte sie vor mich hin.

„Was sagen Sie jetzt? Die Waffe hat man unweit des Sterbenden gefunden!"

„Daß ich schon viele solcher Pistolen gesehen habe!" entgegnete ich ruhig.

„So? Sehr gut! Aber, da — sehen Sie her!" Er drehte die Waffe um und zeigte auf eine Stelle im Kolben. „Sehen Sie, was steht da?"

Ich schaute auf die Stelle, die mir der dürre blasse Finger wies. **Das Blut stieg mir zu Kopf,**

alles um mich her verschwamm, drehte sich mit mir im Kreise. Nur wenige Sekunden dauerte es, dann wurde ich wieder Herr meines Willens. Gewaltsam zwang ich mich zur Ruhe.

Was steht da? Geben Sie Antwort!" wiederholte der Richter seine Aufforderung.

Ich war verloren. Das wußte ich nun. Um so fester klang meine Stimme: „Kristof!"

Ja, in deutlicher Schrift stand der Name in den Kolben geschnitzt. Es war unzweifelhaft die Pistole, die ich in Batavia bei der Balgerei mit den Australiern verloren hatte, das Geschenk Ethels!

Die Zähne gruben sich mir schmerzhaft und tief in die Lippen.

„Und wie ist Ihr Taufname?"

„Christoph!"

„Gehört die Pistole Ihnen?"

„Sie gehörte mir!"

„Wollen Sie noch immer leugnen?"

„Ich leugne nicht!"

„Sie gestehen also?"

„Ich habe nichts zu gestehen!"

„Zum Teufel!" Er warf zornig die Akten auf die blanke Fläche des Tisches. „Geben Sie nicht so alberne Antworten. Sie sind der Täter. Es ist doch alles klar!"

Meine Gegenrede war klar und bestimmt: „Ich bin nicht der Täter!"

Zornbebend sah er mich an.

„Gewiß! Ein Anderer wird ausgerechnet mit Ihrer eigenen Pistole geschossen haben und Sie sind ruhig dabeigestanden!" höhnte er.

„Die Waffe ging mir vor mehr als einem Jahr in Batavia verloren!" Ich erzählte den damaligen Vorfall. „Einer der Australier wird die Pistole aufgehoben und an sich genommen haben!"

Und ich trug leises Hoffen in mir, als ich bat, man möge nachforschen, ob in letzter Zeit ein australisches Schiff angekommen sei.

Er warf mir einen verächtlichen Blick zu: „Im alten Oesterreich sagte man: eine gute Ausrede ist einen Gulden wert! Ihre Ausrede ist nicht einmal gut, sie ist geradezu lächerlich! Aber dennoch: wir werden nachforschen!"

Ich schwieg.

„Abführen!" Er winkte kurz dem Justizsoldaten.

Willig folgte ich.

So war es das erstemal. Und dann verhörte man mich alle Tage. Niemals sagte ich anders aus als im ersten Verhör. Und nichts war aufgeklärt worden, was auf einen anderen Täter gedeutet hätte. Ich wußte nicht einmal den Namen des Schiffes, zu dem die Burschen gehörten, mit welchen ich in Batavia die Balgerei gehabt hatte, und wenn auch! Matrosen solcher Art wechseln oft das Schiff.

So sprach alles gegen mich.

Schwer waren die Tage der Haft zu ertragen, am schwersten aber wurde die Stunde, als Hilde kam.

Vier Tage nach meiner Gefangennahme geschah es. Ich schnellte auf von meiner Pritsche.

„Hilde!"

Aber stumm und bleich und ernst blieb sie nahe der Türe stehen. Und als ich auf sie zuging und wir einander gegenüberstanden, da fand auch ich kein Wort mehr. Ich streckte ihr die Hand entgegen, doch sie nahm diese Hand nicht.

Endlich löste sich die Frage, die ihr so viel Qual bereitete: „Christoph, wenn du mich jemals im Leben geliebt hast, sage mir die Wahrheit: hat Ive durch dich sterben müssen?"

Sie trat nahe an mich heran und sah mir so schmerzlich wahrheitssuchend in die Augen, daß ich ihren Blick kaum ertragen konnte. Dennoch wurde es mir hart, auf diese Frage zu antworten.

„Nein, Hilde! Ive ist nicht durch mich gefallen! Ich habe ihn gehaßt, aus Eifersucht, weil er dich begehrte, und ich habe ihn gehaßt und geschlagen, weil er dich verriet. Getötet habe ich ihn nicht. In Gedanken, ja, in Gedanken hatte ich ihn wahl auch gemordet. Soweit bin ich schuldig."

Da legte Hilde ihre Hände in meine. Sie waren kalt und rührend matt und zitterten ein wenig. Ich erwärmte ihre Finger an meinen Lippen.

Sie schauerte leise. „Die Zweifel haben mich fast erdrückt! Ich hätte nicht zweifeln sollen, nein, ich tue es nimmer!" Bittend sah sie zu mir auf. „Glaube auch du mir, Christoph! Ich habe Ive nie geliebt! Er wär mir nur ein lieber Kamerad. An dem Tage, da du von mir gingst, begehrte er mich zur Frau. Ich habe ihm gesagt, daß ich dir gehöre. Es tat mir weh, ihn kränken zu müssen. Und da er mich wie ein Verzweifelter umklammerte, gab ich meinem Jugendkameraden gute Worte, die ihm helfen sollten, zu sich selbst zurückzufinden. Meine Hand strich über sein Haar. Das war alles, Christoph."

Die einfachen Worte waren voll tiefer Wirkung auf mich. Klarer und unerbittlicher denn je verspürte ich in jenen Augenblicken meine eigene Haltlosigkeit und Unzulänglichkeit.

Der Abschied wurde uns beiden schwer. Der Gefangenenwärter und der Justizsoldat, die Hilde begleitet hatten, drängten.

Noch konnte mir Hilde sagen, daß sie den Verteidiger für mich besorge, und daß sie alles tun werde, mich aus der Haft zu befreien.

„Habe Mut und Geduld!" mahnte sie. Dabei las ich in ihren Augen fiebernde Angst um mich. Begütigend strich ich ihr über den blonden Scheitel und stimmte ihren tröstenden Worten bei. „Es wird sich alles klären!"

Sie hob mir ihr blasses Gesicht entgegen und küßte mich. „Ich werde immer zu dir stehen!" sagte sie. Dann schloß sich die schwere Zellentüre.

XIV.

Hilde kam nicht wieder. Man verwehrte ihr, mich zu besuchen. Nur dem Verteidiger war der Zutritt zu mir gestattet. Er überbrachte mir ihre Grüße, und auch ich gab ihm manch liebes Wort an das Mädchen mit. So vergingen die Wochen in qualvoller Ungewißheit.

In der langen Zeit der Untersuchungshaft überdachte ich immer wieder mein bisheriges Leben. Verschollene Kindertage stiegen auf, fröhliches Wandern führte mich fort, weit fort. Die Schrecknisse des Krieges peitschten über mich hin, bis ich mich plötzlich verwundert unter dem Streicheln einer weichen Mädchenhand aufrichtete. Aber meine Hände griffen ins Leere. Und von neuem begannen die Gedanken zu kreisen, bis sie sich endlich ermüdet mit der trostlosen Wirklichkeit trafen. Dann stierte ich stumpf in die erdrükkende Leere und Eintönigkeit der Zelle, die nur mein unruhiger Herzschlag belebte.

Wie war es gekommen, daß ich unter solch grauenvoller Mordanschuldigung stand? Einen Ausweg oder eine Lösung fand ich nicht.

Ja, es war meine Waffe, aus der man auf Ive Stipanovic geschossen hatte. Das konnte aber nur einer von den Leuten des australischen Schiffes getan haben, der sie damals aufgelesen und gestohlen hatte. Und jener eine mußte nun hier in dieser dalmatinischen Stadt weilen oder geweilt haben.

Der Untersuchungsrichter hielt meine Verteidigung für eine plumpe Ausrede. Er würdigte mich kaum einer Antwort, kam ich bei den Verhören immer wieder darauf zurück. Aber er ließ dennoch umfangreiche Nachforschungen anstellen.

Nach einiger Zeit, als ich ihm wieder vorgeführt wurde, verwies er mich mit ätzend scharfen Worten. Seine Erkundigungen waren ergebnislos geblieben.

„Seit einem halben Jahr ist kein australisches Schiff im Hafen gewesen! Mit welchen Ausreden und Lügen werden Sie jetzt kommen?" fragte er grob.

Ach, es war noch vieles möglich! Der sich die Pistole angeeignet hatte, mußte nicht Ives Mörder sein. Er konnte die Waffe verkauft haben, weiß Gott, an irgendeinen Matrosen oder Händler, und jener Käufer konnte sie wieder verschachert haben. Durch manche Hände war vielleicht die Waffe gewandert, bis sie in dieser dalmatinischen Stadt ihr Opfer gefunden und gerade den Mann vernichtet hatte, dem ich in so tödlichem Haß gegenübergestanden war. Das Schicksal blieb unerbittlich und ohne Gnade. Es hatte mich ja schon frühe durch meinen Lebenshunger in schwere Schuld gebracht, und nun zeichnete es mich auch noch als Mörder. Welche Gesetze walteten über meinem Sinn?

So wurde ich immer unsicherer und schwächer in meiner Gegenwehr. Ich glaubte wieder, Gottes Willen schwer und drohend über mir zu fühlen. Nur die Gedanken an Hilde rissen mich immer wieder hoch aus dieser unnatürlichen Schicksalsergebenheit.

Ich wunderte mich manchmal, daß mir Hilde glaubte. Ein paar Worte hatten allen Zweifel von ihr genommen, und tausend und abertausend Wörter waren nicht imstande, auch nur ein wenig Vertrauen bei meinen Anklägern zu finden?

Hilde hatte jeder Kleinigkeit nachgefragt, die mir helfen könnte, sie hatte die letzte Möglichkeit erfahren wollen, die einen Fingerzeig gab. Aber ich konnte ihr damals nicht viel sagen und ich hätte es auch später nicht können, so sehr ich mein Gehirn quälte. Meine Gedanken stießen sich müde. Es blieb ihr und mir nur die Hoffnung, es werde sich vielleicht noch etwas Entscheidendes ereignen bevor die Hauptverhandlung beginnt.

Ich wußte, daß ich an ein Freiwerden vorläufig nicht denken konnte. Mit Ungeduld wartete ich, vor die Geschworenen zu kommen. Mein Schicksalstag, der erste März, nahte.

Jetzt, im Gefängnis, packte mich ungestüme Sehnsucht nach der alten Heimat, jetzt erst spürte ich, wie sehr ich mit ihr verwachsen war, wie es mich nach den Menschen und Wäldern dort oben im Norden verlangte. In der Heimat wollte ich sterben, aber nicht hier im Kerker.

Im Kerker? Ein häßlicher Gedanke stieg in mir empor. Wer sagte, daß es im Kerker geschehen müsse? Ich könnte ja auch an einem Galgen enden!

Wie Erlösung empfand ich es, als für den 15. Dezember endlich der Verhandlungstag angesetzt wurde. Nun sollte ich vor die Richter treten und mich vor breiter Oeffentlichkeit verteidigen.

Ich wog die Aussichten und fühlte: alles war gegen mich.

Schon früh war ich aufgestanden. In seltsamem Gegensatz zu der Eintönigkeit, die mir aus den Winkeln des Kerkers entgegenkroch, befand sich mein eigenes Ich. Es war erfüllt von Hunger nach dem Kommenden, von Spannung, die den Augenblick übersprang und nach den nächsten Stunden fieberte. Nach den nächsten Stunden, welche die Entscheidung bringen mußten.

Doch als ich um neun Uhr abgeholt wurde, wich alles Fiebern, Bangen und Hoffen von mir. Gleichmäßig pulste das Blut durch die Adern. Es war die große Ruhe in mir, wie in jenen Augenblicken, da ich mich in der Schlacht oder auf

Fairview Produkte sind unbedingt zuverläßig — und gestützt auf einen 33-jährigen Dienst in der Versorgung Westcanadas mit chemischen Artikeln

D.D.T. Zerstäubungsmittel

D.D.T., das geheimnisvoll arbeitende Insekten-Vertilgungsmittel, geprüft und für gut befunden von Farmern, Gärtnern, Viehzüchtern und Hausfrauen. Fairview Chemical Co. bietet Ihnen eine komplette Auswahl von garantierten D.D.T. Produkten an. Fragen Sie nach Fairview D.D.T. Produkten beim Namen — dem „Guaranteed Brand". Zum Verkauf bei Ihrem lokalen Händler oder direkt von der Fairview Chemical Co.

Fairview 5% D.D.T. Household Surface Spray

Ein D.D.T. Zerstäubungsmittel für Fenster, feinen Maschendraht, Türen, Wollwaren, Schränke, Polstermöbel, Matratzen, Teppiche. Fairview 5% D.D.T. Zerstäubungsmittel fürs Haus ist leicht zu gebrauchen und hält lange an — es ist geruchlos, schmutzt nicht, läßt keine Flecken zurück — aber tötet Fliegen, Moskitos, Motten, Wanzen, Flöhe und andere Insekten. Ist zu haben in 16 Unz. und 160 Unz. Behälter.

Fairview D.D.T. Garden Spray

Höre auf, auf Kartoffelkäfer, Raupen, Blattläuse und andere Käfer zu schimpfen. Sprühe die Gartenfrucht mit Fairview D.D.T. Garden Spray und habe einen pest-freien Sommer. 8 Unz., 16 Unz., 40 Unz., 160 Unz. Behälter.



DUSTY DEATH LOUSE KILLER

Ein erprobtes wirtschaftliches Puder für allgemeinen Farmgebrauch, für Geflügel, Vieh, Pferde, Schafe, Schweine, Hunde, ebenso Fuchs und Mink.

Fairview D.D.T. Barn Spray

Spritze den Stall mit Fairview 5% D.D.T. Stall-Zerstäubungsmittel und mache Schluß mit den Fliegen, die ansteckende Krankheiten herumtragen und das Vieh ärgern. Jede Zerstäubung dauert lange an. (2 oder 3 Zerstäubungen in jeder Saison). 40 Unz. und 60 Unz. Behälter.



Fairview FLY-COP mit D.D.T.

Fairview LIVESTOCK SPRAY 50% D.D.T. konzentriert



Fairview WEED-COP 2,4-D

Neu!

Fertig-Zum-Gebrauch

Fairview Warfarin Rattengift

Es ist fertig zum Gebrauch! Es ist mit der Maschine gemischt; mit einer besonderen Lockspeise die nicht ranzig wird. Fragen Sie nach dem neuen Fertig-zum-Gebrauch Fairview Warfarin, und werden Sie die Ratten auf leichte Art los. Sollten Sie vorziehen, es mit Ihrer eigenen Lockspeise zu mengen, fragen Sie nach Fairview Warfarin Concentrate.

Kayo Waterless Soap

Schnell — rein — handlich! Reinigt Hände voll Fett, frischer Farbe, Teer, Ruß, Schmutz, Druckerschwärze usw. Läßt keine Haut springen, da es Lanolin enthält. Ebenso gut zum reinigen von gestrichenen Wänden, Holzarbeiten, Porzellan, Kacheln, Linoleum usw.

WARBLE-COP



Die Stechfliege (Warble fly) kostet dem canadischen Viehzüchter zehn Millionen Dollars jedes Jahr, allein an beschädigten Häuten. Es kostet aber nur ein paar Cents diese Pest mit Fairview Warble-Cop zu zerstören. Ein Viertel-Pfund-Behälter reicht für 15 bis 30 Kopf Vieh.

Schreiben Sie wegen kostenlosen Beschreibungen an:

FAIRVIEW CHEMICAL CO. LTD.

1355 St. John Street, Regina.
Tel. 91 709.

See wider den Tod gestellt hatte. Kalt, nüchtern, wägend sah ich dem Kommenden entgegen.

So schritt ich zwischen zwei Wächtern. Sie schoben mich in einen mäßig großen Saal, der erfüllt war von dem schweren, warmstickigen Geruch vieler Menschen. Neugierige Augen sahen zu mir herüber. In drei oder vier Sprachen tauschten die Leute Bemerkungen aus.

Ich suchte in der Masse der Zuhörer nach Hilde. Ich fand sie nicht. Das war mir bald erklärlich. Das Gericht führte sie als Zeugin, daher durfte sie vor der Einvernahme nicht in den Saal. Ihre guten Worte, die sie zuletzt zu mir gesprochen hatte, gingen mir durch den Sinn: „Ich werde immer zu dir stehen! Habe Mut!“

Vom Zuhörerraum kam Scharren und Poltern: die zwei- oder dreihundert Menschen hatten sich zur Begrüßung des Gerichtshofes erhoben, der eben den Verhandlungssaal betrat. Auch ich stand aufrecht. Mein Blick wanderte von einem der Richter zum anderen, von Geschworenem zu Geschworenem. Umständlich nahmen sie Platz. Die Zuhörer quetschten sich wieder in die Bänke.

Der Vorsitzende blickte über seine Brille hinweg scharf auf mich. Er schielte ein wenig. Ich hielt seinem Blick stand.

Schließlich verlangte er die Personalien, fragte aber dazwischen unvermittelt, ob ich mich schuldig bekenne und die Tat eingestehe.

Ich sagte nur ein Wort: „Niemals!“

Es klang laut durch den Saal.

In des Richters Gesicht zuckte es. „ ‚Niemals‘ ist ein Ausdruck, den wir Menschen nicht gebrauchen sollten. Also?“

„Nein!“

Im nachfolgenden Verhör, das drei Stunden dauerte, wiederholte ich, was ich schon immer dem Untersuchungsrichter gesagt hatte.

Ich versäumte auch nicht zu erwähnen, daß mir die Waffe in Batavia gestohlen worden war und welche Folgerungen ich daraus gezogen hatte. Aber das eisige Lächeln, das der Vorsitzende nun zeigte, war fast noch leichter zu ertragen, als jenes kaum verhaltene Lachen der Geschworenen und jenes Pusten und Unruhigsein der Massen hinter mir im Saale, die sich über mich vergnügten, als hätte ich einen Scherz gemacht.

Bald nach dem Mittagläuten unterbrach der Vorsitzende, sichtlich ermüdet, die Verhandlung. In südländisch lebhafter Art räumten die Zuhörer den Saal, um rasch nach Hause zu eilen und Mahlzeit zu halten. In zwei Stunden schon würde die Verhandlung weitergeführt werden, da mußten sie doch wieder mit dabeisein!

Ich wurde in meine Zelle abgeführt und erhielt Polenta und Stockfisch, wie fast jeden Tag. Ich würgte das Essen hinunter.

Sinnend saß ich dann auf der Pritsche. Meine Gedanken zersplitterten sich in tausend Nebensächlichkeiten. So verbrachte ich die beiden Stunden.

Als ich zwischen den Wächtern wieder den Saal betrat, war alles wie vordem.

Nun begann das Verhör der Zeugen. Gar viele waren nicht vorgeladen. Ich horchte kaum hin, was der Wirt und einige Gäste aus der Schenke sagten. Niemand von ihnen wußte Wesentliches.

Ich wartete auf Hilde. Sie wurde als letzte vorgerufen.

Ihr krankhaft blaß gewordenes Gesicht färbte sich, als sie mich sah. Sie wollte auf mich zugehen, aber dann besann sie sich und trat, mir nur stumm zunickend, gleich vor die Richter.

Viele nebensächliche Dinge wurde Hilde gefragt. Sie antwortete ruhig und sicher, mit vernehmlicher Stimme. Ueber die Tat wußte sie nichts zu sagen. „Ive ist von mir geschieden, zur selben Stunde, in der ich ihm sagte, daß ich niemals seine Frau werden könne. Was weiter geschah, habe ich erst durch die Zeitungen und durch die Leute erfahren.“

Der Vorsitzende begnügte sich nicht mit diesen kargen Aussagen. Er wollte mehr wissen.

Zunächst fragte er sie umständlich über ihre Bekanntschaft mit Ive aus. Hilde erzählte, daß sie einander schon als Kinder gekannt hatten, da zwischen ihren Eltern starke Freundschaftsbande bestanden.

„War jemals die Rede davon, daß Sie ihn heiraten sollten?“

„Kaum! Meine Mutter spielte wohl zuweilen mit dem Gedanken. Sie ließ manchmal durchblicken, daß es ihr nicht unangenehm wäre. Aber irgendwelchen Einfluß machte sie auf mich nicht geltend.“

„Hat Ihre Mutter vielleicht der Familie des Toten oder dem Toten selbst gegenüber solche Heiratspläne entwickelt?“

„Nein, gewiß nicht! Mutter ist in solchen Dingen sehr zurückhaltend.“

„Und Ihr Vater?“

„Er konnte Ive gut leiden. Aber als Schwiegersohn wäre er ihm wahrscheinlich nicht willkommen gewesen!“

„Was aber hielten Sie von Ive Stipanovic? Dachten Sie selbst an eine Heirat mit ihm?“

„Wir waren befreundet, doch ich trug mich niemals mit dem Gedanken, seine Frau zu werden.“

„Wann haben Sie den Angeklagten kennengelernt und unter welchen Umständen?“

Hilde erzählte den Tatbestand wahrheitsgemäß in knappen Worten.

„Wie war das Verhalten des Angeklagten während seines Aufenthaltes bei Ihnen?“

Auch darüber gab sie Auskunft.

Plötzlich aber, mitten im Sprechen, unterbrach

der Vorsitzende das Mädchen. Er beugte sich lauernd vor. Sein Bleistift, den er in der auf dem Tisch aufgestützten Rechten hielt, zuckte wie eine Lanze gegen Hilde: „Sie lieben den Angeklagten?"

Ich wollte empört aufspringen. Was brauchte der Mensch vor den lüsternen Zuhörern —?

Aber da klang Hildes Stimme ohne Schwanken durch den Saal: „Ja!"

„Und auch der Ermordete warb um Ihre Liebe?"

„Er hat nie von Liebe zu mir gesprochen — erst in jener Nachmittagsstunde."

„Wußte der Angeklagte um diese Werbung?"

Hilde warf unwillkürlich einen Blick auf mich, fragend und sorgend.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie mit leiser Erregung in der Stimme.

„Angeklagter, sprechen Sie!"

„Ja, ich wußte darum!" erwiderte ich.

Der Richter wandte sich wieder zur Zeugin: „Vermuten oder wissen Sie, daß zwischen den beiden Männern Feindschaft bestand?"

Abwehrend wich sie seiner Frage aus. „Es fiel auf Musa nie ein feindseliges Wort zwischen ihnen!"

„Dennoch hat der Angeklagte aus Eifersucht die Tat begangen!"

Da streckte sich ihr schmaler Körper. Fast ungebührlich heftig kam es aus ihrem Munde. „Nein, er ist unschuldig!" Es war ein gequälter Aufschrei.

Unter den Zuhörern entstand Bewegung.

Der Vorsitzende hob, Einhalt gebietend, die Hand. Er neigte sich ein wenig zu Hilde vor und sagte scharf: „Sie waren nicht immer davon überzeugt! Der Aufseher gab an, daß Sie selbst bei Ihrem Besuch im Gefängnis dem Angeklagten die Frage nach seiner Schuld vorgelegt haben!"

Sie wandte sich nach mir um. Ihr Blick war voll Abbitte und Selbstanklage. Begütigend nickte ich ihr leise zu.

„Haben Sie Beweise für Ihre jetzige Ueberzeugung?" fuhr der Mann fort.

Sie hob wieder ihr Gesicht zu ihm auf und sagte einfach: „Nur meinen Glauben! Christoph liebt mich so sehr, daß er mir auch das schwerste Unrecht bekennen würde. Er ist schuldlos an dem Mord. Ive Stipanovic hatte viele politische Feindschaften. Ich bitte Sie, forschen Sie diesen nach!"

Der Vorsitzende winkte ab. Es sei alles geklärt worden. Sie möge auf die ihr vorgelegten Fragen antworten und es unterlassen, dem Gerichtshof Vorschläge zu unterbreiten.

Wie hilfesuchend ging ihr Blick von einem Richter zum anderen. Sie sah in strenge, unbewegte Gesichter. Nein, Hilde, hier ist kein Verstehen zu finden! Was kämpfst du so hartnäckig um meine Freiheit? Das Schicksal will vollenden, was sich vollenden muß!

In meine hoffnungslose Ergebenheit klang Hildes feste Stimme: „Ich bitte Sie dennoch, weiter nachzuforschen. Sie klagen einen Schuldlosen an!"

In staunender Ergriffenheit ließ ich ihre Worte in mir nachklingen. Ihre Zuversicht übertrug sich noch einmal auf mich.

„Für uns sind das keine Beweise!" Damit schloß der Richter unwillig das Verhör und bedeute Hilde, auf der Zeugenbank Platz zu nehmen.

Endlos schien mir — und wohl auch der Zuhörerschaft — die Verlesung der verschiedenen Protokolle, Anzeigen, Zeugnisse und anderer Aktbeilagen. Die Stimme des Vorsitzenden paßte sich der Umgebung und den Vorgängen in der Natur draußen an: einförmiger und einschläfernder wurde sie, je länger er sprach. Wie die Tropfen des Regens in stetem Einerlei an die Fenster klopften und an den Scheiben zerfließend abrannen, wie der Saal in der späten Nachmittagsstunde düster und grau in grau lag, wie sich dieses schale, kraftlose Licht über die müden Gesichter der Menschen breitete und die Augen schwer machte, so welkte auch meine letzte Hoffnung hin.

Manchmal konnte ich einen Blick Hildes erhaschen. Ernst und Trauer lagen auf ihrem nun wächsern bleichen Gesicht. Sie sank mehr und mehr in sich zusammen.

Immer trüber, dämmeriger wurde es im Saal. Der Vorsitzende las andauernd aus den Akten vor. Die Geschworenen mußten Interesse heucheln. Es machte ihnen Mühe genug. Unter den Zwölfen war keiner, der dieser Verlesung mit Aufmerksamkeit folgte.

Endlich verstummte die Stimme. Ein Aktenbündel klappte klatschend zu. Durch die Reihen der Geschworenen und Zuhörer ging ein Aufatmen.

„Das Beweisverfahren ist geschlossen, ich erteile dem Herrn Staatsanwalt das Wort!"

Der Angesprochene griff mit dürren Beamtenfingern nach seinem Barett, erhob sich aus tiefem Sessel und begann eine Rede, die erst nach etwa einer Stunde zu Ende war. Er häufte Beweis auf Beweis, zergliederte den Fall bis in kleinste Einzelheiten, leuchtete mit der Spitzfindigkeit seines Geistes scharf in jedes Dunkel, holte alles hervor, was ihm irgendwie zur Verurteilung tauglich schien. Und nichts ließ er unversucht, mich als Mörder zu kennzeichnen. Er machte seine Sache gut. Im Zuhörerraum stießen die Leute einander an und gaben durch Blicke und

Gebärden ihre Zustimmung zu den Worten des Staatsanwaltes zu erkennen.

Bitter wallte es in mir auf. Das böse Tier im Menschen will Blut und immer wieder Blut. Es sieht sich verraten, darf es seine Zähne nicht in das Fleisch eines Opfers graben, das ihm schon sicher schien. Die Menge dort wollte mich am Galgen sehen!

Nach dem Staatsanwalt sprach der Verteidiger. Er wußte manches abzuschwächen, zu verwischen. Als er aber davon zu sprechen begann, daß die Pistole, mit der die Tat ausgeführt wurde, mir vor mehr als Jahresfrist gestohlen worden war, erhob sich im Saale Räuspern. An den Gesichtern konnte ich Spott ablesen. Und die Geschworenen trugen verächtliches, manche auch nachsichtiges Lächeln um die Lippen, als wollten sie sagen: „Mit solchen Mätzchen machst du den Mond nicht zur Sonne!"

Mein Anwalt gab sich redlich Mühe. Aber als er endete, hatte ich das Gefühl, es sei alles vergebens gewesen.

★

Im Saale brannten längst die Lampen und es war wie im Theater vor dem Beginn des letzten Aktes. Die Zuhörer hielten unter Getuschel und Geflüster ihre Spannung mühsam nieder.

Endlich traten die Geschworenen wieder ein. Sie hatten über die Schuldfrage beraten, die ihnen vom Vorsitzenden vorgelegt worden war. Ein einfaches Ja- oder Neinsagen — für mich aber bedeutete es Leben oder Tod.

Ich wußte es. Die Geschworenen wußten es. Jeder Mensch im Saale war erfüllt vom gleichen Wissen.

Ich sah zu Hilde. Sie war leichenfahl.

Lautlose Stille ringsum. Die Menschen verhielten fast den Atem.

Ein Papier raschelte auf. Das Dokument, auf dem der Wahrspruch stand. Eine Stimme hub zu lesen an. Aller Augen hingen an des einen Mund: „— wurde mit zwölf Stimmen ‚Ja' des vorsätzlichen Mordes an Ive Stipanovic schuldig gesprochen!"

Ich stand aufrecht. Die Finger verkrampften sich, die Nägel schnitten in die Handballen, die Zähne knirschten, alles um mich war in graue Schleier gehüllt.

Wie von ferne her tönte ein Schrei an meine Ohren. Ich sah, wie sich Menschen um eine Frau bemühten, wie sie eine leblose Gestalt in dunkler Kleidung zur Saaltüre hinaustrugen. War es Hilde? Ich wußte es nicht.

Der Justizsoldat wies mich zu meinem Platze. Wie ein Trunkener ging ich die wenigen Schritte.

Um mich her war Rauschen und Stimmengewirr: der Gerichtshof hatte sich nach den knappen Schlußanträgen zur Urteilsfassung zurückgezogen, die Zuhörer konnten ihre Meinungen austauschen.

Was gab es da noch Meinungen auszutauschen? Die Geschworenen hatten mein Todesurteil bereits gefällt, die Richter brauchten es nur noch zu verkünden. Meine Gedanken hasteten voraus: Ich sah einen düsteren, mauerumgürteten Gefängnishof. In seiner Mitte stand ein Gerüst, hölzerne Balken und Streben — aber weshalb diese Umschreibungen? Ein Galgen war es! Ja, ein Galgen, an den man Verbrecher hängt. Unwillkürlich griff ich nach meinem Halse.

Zehn Uhr abends war es, als der Gerichtshof wieder im Saale erschien. Ernst und würdevoll, das Barett auf dem Kopfe, die Akten und Gesetzbücher unter dem Arm, schritten der Vorsitzende, die Beisitzer und der Schriftführer, einer hinter dem anderen, zur Türe herein.

Wieder lag, wie bei der Verlesung des Wahrspruches, unheimlich spannungsvolle Ruhe im Saal. Die Menschen standen jetzt, um das Urteil zu hören.

Jetzt, da ich nach dem Wahrspruch der Geschworenen wußte, was mir bevorstand, war mein Denken wieder klar. Aber schmerzvoller Hohn brannte in mir und Ekel erfüllte mich. Tiefer, würgender Ekel. Die Lippen zusammengekniffen, stand ich ungebeugt vor den Richtern und hörte auf die Worte des Vorsitzenden, in dessen brüchiger Stimme verhaltene Erregung lag. Sie endeten nach langer Litanei also: „. . . . wird demgemäß zum Tode durch den Strang verurteilt!"

Die Spannung im Saale löste sich. Die Menschen, die in Neugierde bis zu dieser späten Stunde ausgeharrt hatten, waren befriedigt.

Mit kraftvollem Klingelzeichen verschaffte sich der Vorsitzende Ruhe. Ausführlich und umständlich begründete er das Urteil.

Ich horchte nicht mehr auf seine Worte. Meine Augen suchten die Bankreihen ab. Wo war Hilde? Ich sah sie nicht. Aber nun wußte ich es —vorhin der Schrei, die Leute, die eine dunkle Gestalt zur Tür hinaustrugen — das war sie! O Hilde, dein Glaube an die Gerechtigkeit des Lebens ist grausam betrogen worden! Ach, es ist gut, daß sie nicht mehr hier im Saale ist, dachte ich weiter. Aber wie wird sie mein gewaltiges, häßliches Ende ertragen können? Die Stimme des Vorsitzenden riß mich aus dem qualvollen Sinnen. „Haben Sie noch etwas zu sagen? Nehmen Sie das Urteil an?"

Mein Verteidiger wollte sprechen, aber ich fiel ihm in die Rede. „Ich erkenne dieses Urteil niemals an! Ich habe keinen Mord begangen!"

Man hörte mich nicht länger an. Der Gerichtssoldat zerrte mich zur Türe hinaus.

Man brachte mich in eine andere Zelle. Ueber lange Gänge, über Stiegen und Höfe wurde ich

geführt. Das Gefängnis war ein seltsamer, vielräumiger Bau aus venezianischer Zeit.

Man wies mir einen niederen Raum. Beim Durchblicken durch das eng vergitterte Fenster konnte ich erkennen, daß seine Mauern an die zwei Meter stark waren. Müdes Lächeln trat mir in das Gesicht. Warum gab man mich hierher? Glaubte man, die frühere Zelle wäre nicht fest genug, um mich in unentrinnbarer Gefangenschaft zu halten?

Der Aufseher fragte mich, ob ich Wünsche habe.

Ich bat, man möge mir meine Dokumente und Briefe lassen. Der Mann schnitt eine Grimasse. Dann ging er fort. Er verständigte den Gefängnisverwalter. Dem wiederholte ich am nächsten Tag meine Bitte.

Bald darauf wurde mir ein Paket gebracht: es enthielt die Briefe von daheim, das Bild vom Pußtafriedhof, das Pergament, die Geschichte des Abtes und mein Lebensbüchlein. Fast dankbar war ich meinen Peinigern, daß sie mir diese Dinge nicht vorenthielten. In stiller Kerkereinsamkeit durchstrich ich die Feldchen der inzwischen verflossenen Wochen. Dabei war mir, als löste sich das Leben schon langsam von mir. Ich las in den Briefen, in Abt Demeters Geschichte und sann meinem so seltsam vorbestimmten Dasein nach. Mein frühes Sterben schien schicksalbedingte und von Gott verhängte Notwendigkeit, in die ich mich nun ganz ergeben wollte. Aber große, bange Ungewißheit erfüllte mich Hildes wegen.

Der Verteidiger, der mich am Tage nach dem Urteil besuchte, hatte mir gesagt, nur er dürfe zu mir kommen. Das bedrückte mich tief. Von dem Oberaufseher Stanic erfuhr ich, daß Hildes Eltern mit mir sprechen wollten, aber nicht vorgelassen worden waren. Mehr wußte er nicht. Seine Mitteilung brachte mir keine Erleichterung.

Aber Hilde durfte mir schreiben. Was sie schrieb in ihren langen Briefen, es kam immer auf den einen großen Trost hinaus: „Halte aus! So hoffnungslos es auch um Dich sein mag, gib Dich nicht verloren! Nimm den Kampf um Deine Rechtfertigung noch einmal auf. Das wird auch mir Kraft geben in meinem Kampfe. Vertraue und glaube an das Leben! Es läßt keinen vergehen, der an die sinnvolle Erfüllung seines Daseins glaubt!"

Ach, so sehr ich anfangs ihre Briefe ersehnt und lieb hatte, ich begann sie nun allmählich zu fürchten. Es war zum Verzweifeln — sie glaubte nicht, daß es für mich keine Hilfe mehr gab, sie ließ mich nicht zur Ruhe kommen, sie schreckte mich auf, so oft ich mich abfinden wollte. Ich bat sie schließlich, nichts mehr für mich zu tun, denn es müsse doch alles nutzlos bleiben. Ich wollte nur ein paar gute Worte von ihr, nichts sonst. Auch sie würde sich in das Unabwendbare fügen müssen.

Des Nachts suchte ich oft wie ein Blinder nach ihr. Meine Finger stießen sich dabei an der Mauer wund. Erwachte ich dann, lag ich stundenlang mit offenen Augen und zerquälte mich weiter im Denken an das Mädchen. Einmal wollte ich es noch sehen vor meinem Tode. Ja, das war der einzige Wunsch, der noch heftig in mir brannte.

Ihre Hände möchte ich dann in den meinen halten, über ihr zersorges Gesicht möchte ich streichen und sie über meinen Tod hinwegtrösten, bis ein Lächeln um ihren so bitterernst und traurig gewordenen Mund huscht. Dann wollte ich willig sterben. Ja, sterben!

Weihnacht und Neujahr waren unmerklich vorübergegangen. In meinem Lebensbüchlein lag nun das letzte Jahresblatt aufgeschlagen.

Hilde kam nicht. Ließ man sie noch immer nicht vor? Ich erhielt keine Auskunft mehr von den Aufsehern. Und dann blieben auch ihre Briefe aus. Woche um Woche wartete ich nun vergeblich in verzehrender Ungeduld auf ein Lebenszeichen von ihr.

Als ich den alten Stanic bedrängte, ob Hilde nie geschrieben, nie vorgesprochen habe, brüllte er mich an, ich solle ihn in Ruhe lassen. Erst später erfuhr ich, daß man ihre Briefe beschlagnahmt

hatte. Stanic war seit einiger Zeit sehr unfreundlich zu mir. Verstockt und böse überhörte er jedes Wort, das ich zu ihm sprach. Kein Laut drang von der Außenwlt zu mir herein.

Der letzte Zweifel an der Weissagung des Pergamentes war längst in mir eingeschlafen.

Meine Ueberzeugung wurde nicht zuschanden. Mit hohnvoller Genauigkeit traf zwei Tage vor dem ersten März die Bestätigung des Todesurteiles ein.

Der Gefängniswärter überbrachte mir abends die Nachricht. „Bereiten Sie sich vor zu Ihrem letzten Weg!" meinte er mit salbungsvoller Stimme. „Haben Sie noch Wünsche?" Neugierig lastete der Blick des Mannes auf mir.

„Ja, ich möchte meine Braut noch einmal sehen — und einen Brief in meine Heimat schreiben."

„Sonst nichts?"

„Nein!"

„Morgen früh soll alles erfüllt werden!" Mit diesen Worten ging er.

Die folgende Nacht verbrachte ich in jenem ungleichmäßigen unruhigen, traumerfüllten Schlaf, den viele Menschen haben, stehen sie nahe vor einem bedeutungsvollen Ereignis. Ich lag ausgestreckt auf dem rauhgriffigen Lager, in den Schläfen spürte ich das einförmige Pochen des Blutes, die Hände waren heiß, und ich hatte das Gefühl, als seien sie gelähmt, auf die Brust senkte sich entsetzliche Schwere. Wirre Bilder erfüllten meinen Kopf. Erleichtert atmete ich auf, als die Nacht endlich zu weichen begann und der Tag vorsichtig und langsam zu mir in die Zelle rückte.

Mein letzter Tag!

Morgen vor Sonnenaufgang wollten die Menschen das Gericht an mir vollziehen! Morgen war der erste März! Das Schicksal und die Menschen: sie halfen getreulich zusammen!

Mit dem Frühstück brachte mir der Aufseher Schreibzeug.

Ich hatte seit dem Sommer keinen Brief von daheim erhalten. Pater Marian gab nicht mehr Antwort. Wahrscheinlich deshalb, weil ich seinem Ruf, zurückzukehren, nicht gefolgt war.

Nun kauerte ich mich auf die Pritsche und hub an, meinem einstigen Lehrer den letzten Brief zu schreiben. Das Gleichnis vom verlorenen Schäflein fiel mir dabei wieder ein. So schrieb ich: „ . . . Einmal entwich aus der Herde des Hirten ein Schäflein. Als er Umschau hielt und in die Weite ging, das Tier zu suchen, fand er es tot. In dichtem, dornigen Gestrüpp hatte es sich verfangen. Vielleicht versuchte das Tier anfangs sich loszureißen, vielleicht hat es sich dann still und demütig ergeben, als es sah, daß es sich nimmermehr befreien und auch nimmer zu den Gefährten zurückkehren konnte. Trauernd nahm der Hirte das Schäflein aus den Dornen und begrub es. Dann kehrte er zu seiner Herde zurück und gab acht, daß seine anderen Schützlinge nicht auch vom gleichen Schicksal ereilt würden.

„So oder so ähnlich habt Ihr und die anderen Patres diese Geschichte oft erzählt. Von der Schuld Eures Hirten aber spracht Ihr nie. Er mag es wohl gut gemeint haben, als er mit viel Liebe seine Schäflein zähmte und sie auf abseitige Weiden führte. Aber unter jungen Lämmlein sind immer wieder welche, die durch den Zaun lugen und nach Freiheit verlangen. Sie brechen eines Tages aus. Und nun wird Euer Hirte schuldig an ihnen. Denn die Freiheit ist nichts für die dem selbständigen Leben Entwöhnten, die um ihre eigene Kraft nicht mehr wissen. Da bleiben manch ängstlich Gewordene im Dornengestrüpp hängen.

„Es hätte sie der Hirte ihrem eingeborenen Wesen nicht entfremden sollen! Warum ließ er sie nicht frei wachsen? Warum wollte er die Schöpfungswelt Gottes, so wie sie war, nicht gelten lassen! Warum baute er Zäune hinein? Es wurde die Erde dadurch klein und der Himmel darüber weit, so daß die Sehnsucht nach solcher Ewigkeit die Erde schier verächtlich machte.

„Aber der Himmel ist fern! Und die Erde ist stark. Doch sie bleibt ohne Gnade für den, der sich ihr entziehen will — sie läßt ihn verderben und verdorren!

„Wer da und dort nicht zu Hause ist, bleibt überall ein Ausgestoßener.

„Mich hat der Zwiespalt weit in der Welt umhergetrieben und ich bin ihn, in Auflehnung und in Ergebung, bis zur Stunde nicht losgeworden. Aber meine Irrfahrten werden nun ein Ende nehmen.

„Erinnert Ihr Euch des alten gelblichen Pergamentes? Der Worte, die darauf verzeichnet waren: ‚So ihr haben werdet eyn Buebleyn — —.' Erinnert Ihr Euch? Ja? Ihr wolltet diese Verheißung eines frühen Todes nicht ernstnehmen und habt mich damals abergläubisch geheißen und mich trösten wollen.

„Und höret nun! Wenige Stunden nachdem ich diese Epistel an Euch beende, wird es in dem alten Pergament aufrauschen: Mein Schicksal hat sich dann erfüllt. Genau auf den Tag. Aber grausamer, unsäglich grausamer, als ich je gedacht hatte. Morgen wird mein Leib am Galgen baumeln!

„Ja, Pater, es ist kein schlechter Spaß. Ich bin auch nicht von Sinnen. Morgen früh, vor Sonnenaufgang, werde ich gehenkt. Menschen klagten mich eines Verbrechens an. Eines Mordes. Menschen verurteilten mich zum Tode. Menschen werden mir morgen im jungen Licht der aufsteigenden Sonne die Schlinge um den Hals ziehen. Sie glauben damit eine üble Tat

zu sühnen. Das Schicksal meint es böse, mit ihnen und mit mir. Ich habe nicht gemordet — sie töten mich zu Unrecht. Wenn Ihr diesen Brief in die Hände bekommt, dann liege ich schon unter irgendeinem Hügel in irgendeinem Winkel.

„Ich weiß, Ihr habt schon lange keine Freude mehr an mir. Ich habe Euch enttäuscht — verraten, werdet Ihr sagen! —, ich bitte Euch dennoch, mir einen letzten Wunsch zu erfüllen: tröstet die Eltern, so gut Ihr es vermögt. Sagt ihnen, was Ihr glaubt, sagen zu müssen. Aber sagt es auf eine gute Art.

„Die dunkle Drohung, die seit früher Jugend über meinem Leben lastet, will mich nun erdrücken. Christoph."

Ich hatte mich in Fieber geschrieben. Dann saß ich lange still und lauschte dem verlorenen Leben nach.

Als mittags der Maisbrei gebracht wurde und Stanic zu mir hereinsah, bedrängte ich ihn mit ungeduldigen Fragen. Er gab keine Antwort.

Aber später kam ein anderer Wärter. Der übermittelte mir die tröstliche Nachricht, man sei schon nach Musa gefahren, Hilde zu holen. Längstens um sechs Uhr abends würde sie bei mir sein.

Bis dorthin schien es mir eine unheimlich lange Spanne Zeit. Welcher Hohn in diesem Augenblick, da mein ganzes Atmen nur noch wenige Stunden zählen sollte: ich sehnte die sechste Abendstunde voll Ungeduld herbei.

Um die Unruhe zu unterdrücken, nahm ich mein Lebensbüchlein und ging all die Seiten durch, die quergestrichene Felder zeigten. Nun lagen nur noch wenige Stundenfeldchen offen. Und das letzte war durchlöchert.

Wußte das Schicksal schon vor Jahren, als es die Kugel durch das Feldchen sandte, daß ich zu dieser Stunde kaum mehr die Freiheit meiner Hände besitzen würde, den kleinen Strich zu malen? Wollte es mir helfen?

Meine Unruhe wuchs. Ich zeichnete mit den Fingern Hildes Bild unsichtbar auf die grauen Kerkermauern und führte Gespräche mit ihr, bis ich vor meinem Tun erschrak und mißtrauisch in mich hineinhorchte. War ich irre geworden?

Da hörte ich vor der Zelle Geräusche und dann trat der Gefängnisverwalter herein, hinter ihm der Aufseher, und dann — — niemand.

„Der Wunsch, von Ihrer Braut Abschied zu nehmen, kann Ihnen bedauerlicherweise nicht erfüllt werden!" erklärte der Verwalter förmlich.

Mir war, als weiche der Boden unter den Füßen. „Warum?"

„Ihre Braut ist weder auf Musa noch in der Stadt zu finden. Sie ist verreist, es weiß niemand wohin."

Von plötzlicher Schwäche befallen, lehnte ich an der Granitwand der Zelle. Meine Zähne schlugen wie im Frost aneinander.

„Sie müssen sich damit abfinden!" Ein mitleidig verächtlicher Blick begleitete die öligen Worte.

„Wollen Sie noch etwas?"

„Nein!" Es bereitete mir Qual, das eine Wort zu sagen.

Er aber war hartnäckig: „Um Mitternacht erhalten Sie eine gute Mahlzeit. Auch Wein werde ich Ihnen schicken. Vorher wird Ihnen Pater Marko Trost zusprechen. Schlafen Sie jetzt. Es ist das beste, was Sie tun können!"

Wie gut das klang! Ins Gesicht hätte ich ihm schlagen mögen dafür. Ich wollte keinen Trost.

Er ging. Der Aufseher folgte, die Tür knarrte zu. Dann war es wieder ruhig.

Wie eine Zauberformel rief ich einen Namen — ganz laut: „Hilde!" und wieder „Hilde!" Meine Stimme klang fremd und gebrochen.

Mußte sie nicht spüren, daß ich mit all meiner Kraft nach ihr verlangte? Und sie ließ mich dennoch allein?

Verreist? Wohin? Wozu? Nein, nein, das ist nicht wahr! Ich glaube es nicht! Man will sie auch jetzt nicht zu mir kommen lassen! Seit Wochen hat man mir ihre Briefe vorenthalten.

Ich hielt den Atem an und erzitterte vor dem

Gedanken, der von mir Besitz ergreifen wollte. — Sie war nicht anzutreffen gewesen, sagten sie. Und kein Wort, keine Zeile kam seit langem von ihr zu mir. Sie konnte nicht kommen! Ja, gewiß! Man verheimlichte mir etwas: sie liegt wahrscheinlich krank. — Er kann nicht anders sein!

Der wirre Sturm beängstigender Vorstellungen trug mich aus den Kerkermauern hinaus.

XV.

Hundert Pläne ersann ich, hundert Pläne verwarf ich. Schreien wollte ich, daß es durch das ganze Gefängnis gellte, bitten, fordern, erzwingen, was man mir vorenthielt. Torheit! Torheit! Mich krank stellen? Man würde mich als Halbtoten noch an den Galgen knüpfen! Meine Schuldlosigkeit wieder beteuern, eine Neuaufnahme des Prozesses verlangen? Jetzt, in letzter Stunde? Zu spät! Und vergebliche Mühe!

Gutwillig ließe man mich nicht aus diesen Mauern kommen, nicht einmal für ein paar Stunden, das wußte ich. Ich erkannte aber auch, daß mir Geist und Körper nun die letzten Kräfte gewährten! Wie weit sie reichen würden, konnte ich nicht abschätzen.

Innerhalb einer Stunde, es war gegen acht Uhr abends, hatte ich in wahnsinniger Hast vielerlei Fluchtversuche erwogen. Sie mußten alle nutzlos sein. Dennoch riß ich, so lächerlich es war, an den dicken Gitterstäben des Fensters, und dann versuchte ich — welch wahnsinniger Gedanke! — mit einem alten, stumpfen Tischmesser, das zufällig einmal in meiner Zelle geblieben war, das schwere Schloß der Kerkertüre aufzubrechen. Ich arbeitete, daß ich in Schweiß geriet. Wie lange es dauerte, wie lange ich mich so hoffnungslos plagte, ich weiß es nicht.

Es war ein irrsinniges Beginnen. Aber ob ich mich selbst dabei auch verhöhnte, ich bohrte und stammte weiter, von einem unvorstellbaren Fieber der Erregung gepackt. Doch plötzlich zuckte ich zusammen und es riß mich jäh zurück.

Draußen mußte jemand sein!

Ja! In der Zellentüre knarrte ein Schlüssel und schon sprang sie weit auf.

Entdeckt also! Ueberrascht!

Verflucht! Wer wagte es, mir die letzte Hoffnung zu rauben, so armselig sie auch war? Mußte ich ihn nicht anspringen, überwältigen, niederschlagen —?

Mit verzerrtem Gesicht, die Hände nach ihm vorstreckend, stierte ich Stanic entgegen. Und dann —.

Ich weiß nicht, wie es geschah. Hatte der alte Aufseher erst im Augenblick seines Eintretens mein Beginnen wahrgenommen? Hatte er geglaubt, ein zu allem entschlossener Wahnsinniger schaue auf ihn aus verzweifelten Augen und wolle ihn wie ein Raubtier anfallen und mit dem Messer töten?

Sein Gesicht wurde aschfahl! Wie in blinder Abwehr tat er noch einen Schritt gegen mich, dann sank er mit dumpfem Schrei zusammen. Der Schlüsselbund klirrte nieder zur Erde.

Ich stand wie versteinert.

Schließlich wagte ich einen Atemzug.

„Stanic!" sagte ich heiser.

Er murrte und keuchte wie einer, der im Traume spricht. Seine Augen waren glasig und entsetzt auf mich gerichtet. Er lag, mit dem Rücken halb an die Wand gelehnt, quer vor der Zellentüre. Die Hände zuckten. So, als wären sie bestrebt, irgend etwas Sinngemäßes zu unternehmen, ohne es zu vermögen.

„Stanic!" rief ich ein zweites Mal, leise aber eindringlich. Die Starre begann von mir zu weichen. Sie machte einem neuen, blitzartig aufschießenden Gefühl Platz.

Stanic rührte sich schwach und gab unverständliches Lallen von sich.

Ich rüttelte den Mann. Er stöhnte. Da hob ich ihn auf, schleppte ihn durch den Raum und legte ihn auf die Pritsche. Sein Blick war krampfhaft auf mich gerichtet. Zweifellos hatte den alten Mann der Schlag gestreift. War das die Rettung? Konnte sie es sein?

Die Zelle war offen!

Aber draußen harrten Posten, alle Tore und Türen waren bewacht!

Dennoch! Um Hildes willen — ich mußte die Freiheit erlangen! Vielleicht konnte ich hinauskommen, vielleicht würde ich einen unbewachten Weg finden, der aus den weitläufigen Gebäuden ins Freie führt? Vielleicht! So viele „Vielleicht"!

Mit Aufbietung aller Willenskraft zwang ich mich zu ruhigem Handeln. Ich raffte meine Briefschaften und Dokumente an mich. Das Schreiben an Pater Marian ließ ich liegen. Es sollte seinen Weg nehmen, denn sterben mußte ich vor Sonnenaufgang doch, auch wenn die Flucht gelingen sollte.

„Ich wage es, Stanic!" raunte ich dem hilflos vor mir liegenden Wärter zu. Es war, als hätte er mich verstanden. Seine Hände zuckten, versuchten sich zu heben, nach mir zu greifen. Vergebens! Ich sah, mit welch ungeheurer Anstrengung sich der Mann bemühte, einen Schrei auszustoßen. Der Mund stand weit offen, die Augen quollen fast aus den Höhlen —, aber kein Laut verließ die gelähmte Kehle.

Einen Augenblick lang schlug in mir Bedauern für Stanic auf. Aber ich konnte ihm nicht helfen. Fort — nur fort!

Ich raffte die Schlüssel an mich und blickte vorsichtig in den Gang hinaus. Kein Posten war zu sehen. Noch einen Blick zurück in die Zelle — dort lag der Mann, seine glasigen Augen verfolg-

ten mich. Ach was, Türe zu! Mit leisem Knacks klingte sie ein. Ich brauchte sie nicht zu sperren.

Jetzt aber — wohin? Nach links zum Hauptverbindungsgang, der nach dem neuen Teil des Gefängnisses führt? Nein! Dort würden nicht nur schwerverschlossene Türen sein, sondern auch starke Wachen. Gab es eine Möglichkeit freizuwerden, war sie rechts zu suchen. Dieser Weg führte weiter zurück in die Anlagen des alten Kastells, zu Speichern und Höfen, die sicherlich weniger gut unter Obhut standen. Lautlos glitt ich nach rechts in den Gang, der im rötlichen Schein schwacher Glühbirnen lag. Scheu drückte ich mich an anderen Zellentüren vorbei, bis ich an einer Quertüre stand, die den Gang abschloß.

Ich horchte. Es blieb alles still. Nun hob ich den Bund Schlüssel, der trotz aller Vorsicht leise klirrte, und versuchte einen, einen zweiten, einen dritten, jetzt, nein, nein! Doch ja! Der fünfte Schlüssel paßte! Mit bebenden Händen drehte ich ihn im Schloß, horchte, drückte leise die Klinke nieder und öffnete die Türe zu schmalem Spalt. Ich sah — in einen Hof. Hier im Innern des Kastells standen keine Posten.

Schnell schloß ich hinter mir die Türe und huschte in den Hof. Schwer atmend lehnte ich mich an die Mauer, ich klebte im schwarzen Schatten des vorspringenden Daches. Fiebernd suchten meine Augen durch das Dunkel der Nacht in die Runde. Ich war im Freien, ja, aber nicht frei.

Dort drüben das große offene Tor, wohin führt es? Ach, war das ein Wagenschuppen? Verschiedene Fahrzeuge standen regellos in dem gewölbten, uralten Raum. Meine Augen suchten sich an die Finsternis zu gewöhnen. Nein, das war kein Schuppen, sondern eine Werkstätte, die Gefängnisschmiede! Ich tastete mich durch das Dunkel, stieß mich da und dort, achtete es aber nicht, denn mich beherrschte nur ein einziger Gedanke: Wo ist der Schornstein?

Ich fand ihn schnell. Er zeigte sich breit genug, mich durchzulassen. Es schien wie ein Wunder, doch vielleicht war dieser Schornstein einmal vor Jahrhunderten der Kaminschacht, da die Werkstätte damals in dem alten Kastell etwa als Wachstube, als Wohnraum oder ähnliches diente.

Vorsichtig arbeitete ich mich in dem Schacht empor.

Meine Hände fingen an zu schmerzen. Sie waren wund und blutig. Aber mit einem Male tauchte mein Kopf in die freie Luft der Nacht. Ich zog den Körper nach, duckte mich und hielt Ausschau.

Ich befand mich auf dem Dache des alten römischen Kastells, das sich an die Felsen lehnte. Meerwärts war der Neubau des Gefängnisses und Gerichtsgebäudes. Der Mond leuchtete schwach. Am Himmel häuften sich Wolken; dennoch konnte ich alles wahrnehmen. Ich schöpfte tief Atem.

Jetzt wellten zwei Glockentöne mahnend über die Dächer: halb zehn Uhr.

Weiter! Weiter! Nach vorne durfte ich nicht. Dort standen starke Wachen. Ich mußte nach hinten, wo die alten Mauern in einen Trümmerhaufen übergingen, der nur spärliche Bewachung hatte. Was auch sollten die Posten dort behüten? Sie würden gewiß nicht sehr aufmerksam sein!

Während ich mich anschickte, auf dem Wall vorsichtig landeinwärts zu schleichen, begann es zu regnen. Vom Mond war nichts mehr zu sehen. Im Brombeergestrüpp rüttelte in kurzen, heftigen Stößen der Wind.

Vom Dachrand sprang ich auf einen Mauerkranz. Nichts regte sich.

Ich kroch weiter. Regen peitschte mir ins Gesicht. An einer Brüstung wuchsen Feigenbäume herauf. Schon wollte ich mich den schwachen Aesten anvertrauen, um zum Erdboden zu gelangen, da stapfte unten mit langsamen Schritten eine Gestalt vorbei: ein Soldat in Mantel und Kapuze, das Gewehr nachlässig über die Schulter geworfen. Ich zuckte erschrocken zurück. Vorsichtig schlich ich nach der anderen Seite. Dort war die Mauer in fast bequemen Stufen abgebröckelt. Schritt für Schritt ließ ich mich erdwärts, hielt lauschend an, kroch weiter, bis ich auf festem, sandigem Boden stand. Ich war frei! Krampf stieg mir in die Kehle. Ich hätte aufjubeln, aufheulen mögen: „Frei!"

Aber fort! Jede Sekunde war kostbar. Die Kleider klebten am Körper, von Schweiß und Regen durchnäßt. Durch niederes Buschwerk wand ich mich vorwärts, bis ich auf ein schmales Sträßchen kam. Hinter mir lag das Gemäuer der alten Festung. Den Weg, den ich nun eilend lief, kannte ich. Er führte in das kleine Fischerdorf seitlich der Stadt. Einen Zusammenstoß mit Menschen brauchte ich kaum zu fürchten. Bei einiger Vorsicht würde sich das leicht vermeiden lassen.

Wenn nur meine Flucht nicht schon bemerkt worden war!

Bald stand ich am Strand. Heftig gischten breite Wellen heran. Bei solch heftiger See mit einem kleinen Fahrzeug nach Musa zu kommen, war fast unmöglich. Mir blieb keine Zeit zum Ueberlegen. Ich sprang in eines der Fischerboote, machte es los und stieß vom Lande ab.

Schwer kämpfte ich gegen die Wellen an. Sturzsee auf Sturzsee schlug zu mir herein. Mit der Kraft der äußersten Entschlossenheit legte ich mich in die Riemen. In drei oder vier Stunden mochte ich es schaffen. Ich mußte hinauskommen nach Musa!

Mit meinem letzten Atemzug, den ich in Freiheit verhauchen würde, wollte ich Hilde dem Leben

wieder versöhnen. Sie sollte nicht verzweifeln, nicht zugrunde gehen!

Die Lichter des Hafens verblaßten zusehends. Ich spürte nicht Nässe, nicht Kälte, nicht das Schneiden des Sturmes. Mein Blick haftete auf dem Leuchtfeuer von Punta Fiselau, das mir als Peilung diente. Scharf spähte ich hinaus, ob kein Schiff, kein Verfolger sich zeige.

Auf und nieder riß es mein kleines Fahrzeug. Dunkle, schaumgekrönte Wellenmauern stürzten einher, brachen sich an der dünnen Bordwand, schütteten Wasser in das Boot. Viel Mühe, Kraft und Geschicklichkeit mußte ich anwenden, um es immer wieder auszuschöpfen.

Ich schätzte eben, ein Drittel des Weges zurückgelegt zu haben, da blitzte über dem Hafen, von dem ich nur noch das Leuchtfeuer sah, ein grelles Licht auf — groß und plötzlich.

Und noch einmal! Wenige Sekunden später rollte dumpfer Donner über die stürmische See.

Ich konnte mir denken, was dies heiß: die Alarmschüsse des Forts! Sie kündeten von meiner Flucht!

Meine Kräfte, die in dem Kampf mit den Wellen schon nachgelassen hatten, verdoppelten sich. Nun würde die Jagd losbrechen!

Aufmerksam sah ich nach dem Festlande. Noch blickte als sein einziges Auge das Leuchtfeuer von Punta Fisela in die Nacht.

Aber jetzt, wenige Sekunden nach den Alarmschüssen, zuckten große weiße Lichter auf. Suchend jagten ihre ungeheuer grellen Strahlenbündel in die Finsternis, schossen heraus in die Nacht. Hellmilchiger Schein geisterte über der See. Der dichte Regen schwächte die Kraft der Scheinwerfer, aber immerhin sah ich mit Bangen, wie fünf, sechs Lichtbündel auf dem Meere schwammen und suchend hin und her fuhren. Einige Male stand ich mit meinem Boot auf Sekundenweile inmitten des Lichtkegels, aber immer wieder huschten die weißen, geisterhaften Fangarme weiter — sie bemerkten mich nicht. Es mochte auch schwer sein, denn mein Boot lag tief in der See, die mich brausend umschäumte.

Die Zähne zusammengebissen, die Gedanken nur auf mein Ziel gerichtet, ruderte ich fort.

Eine halbe Stunde mochte die Jagd gedauert haben. Mit freudigem Erschrecken bemerkte ich, daß ein Lichtkegel nach dem anderen vom Meere abwanderte und sich landeinwärts drehte. Bald lag die See in gewohnter Finsternis.

Aber drüben, auf dem festen Grund, kletterte das Licht der Scheinwerfer auf und nieder, krallten sich die Geisterhände in die Felsen, tasteten dahin und dorthin. Glaubte man nun, ich sei in die Berge geflohen?

Die See war toll! Schwere Wellen sprangen an, hoben das in allen Spanten knirschende Boot hoch auf, liefen unter ihm weg, ließen es in die Tiefe fallen. Schäumend stürzte sich die nächste Woge auf das Fahrzeug. Salzige Gischt sprühte mir in das Gesicht. Nur mühsam konnte ich die Riemen gebrauchen. Eine richtige Höllenfahrt!

An den Tod hatte ich bisher nicht gedacht. So ungebärdig die See auch tobte, ich war lange genug auf ihr gefahren, um zu wissen, wie man mit ihr kämpft. Und dann: mich hielt der Gedanke an Hilde hoch. Noch war meine Stunde nicht gekommen!

Da — fahle, kleine Lichter tanzten seitwärts des Bootes, hüpften mit den Wellen auf und nieder.

Was war das?

Erschreckt wandte ich mich um.

Riesengroß wuchs einige hundert Meter von mir ein Schatten aus der See, durchglüht von vielen hellen, strahlenden Punkten: ein Schiff!

Ein Verfolger?

Nein, unmöglich! Das Schiff war groß und hatte Gegenkurs.

Angestrengt schaute ich hinüber. Rasch zog der Schatten über das Wasser. Aber den kannte ich doch! Gewiß! Die beiden eigentümlich geformten Schlote, aus denen rotglühende Funken stoben, das Karten- und Steuerhaus so dicht vor dem ersten Schlot — das hatte nur die „Zagreb"! Meine „Zagreb"! Das Schiff, das mich viele Jahre kreuz und quer durch die Meere trug — ich durfte es noch einmal sehen! Es kam jetzt heim von seiner Orientfahrt. War das eine letzte Gnade des Schicksals, sollte ich dankbar sein dafür oder sollte ich ihm grollen?

Ja, dieses Schiff — aber welch Gedanke durchzuckte mich mit einem Male, was stieß da an Plötzlichem und Ueberraschendem in mein Herz?

Auf der „Zagreb" war doch — ja! — ja! — oh, du Schicksal, wie konnte das nur sein?

Ich ließ urplötzlich die Hände ruhen, ich vergaß das Tosen um mich her, ich achtete nicht der Gefahren, die mich umdräuten.

Mein Blick hing an der „Zagreb", er verfing sich so krampfhaft in den vielen Lichtern, als wollte er das Schiff aufhalten und es zu mir her zwingen.

Cesanovic! — Cesanovic! — Cesanovic! arbeitete es in meinem Gehirn. Immer nur dieser eine Name durchraste mich heiß und glühend — ich war zum Bersten erfüllt von ihm, ich glaube, ich schrie diesen Namen laut in das Wüten der Sturmnacht: „Cesanovic!"

Und immer wieder „Cesanovic!"

Ja, er konnte von der Waffe wissen! Ich sprach doch damals zu ihm von dem Verlust! Und nicht nur das, er würde vielleicht sogar der . . .

Und alles dies, dies Unfaßbare, mußte erst zu

dieser Stunde sich aufdrängen? Warum nur hatte ich früher keinen Gedanken an diesen Mann? Lag es nicht nahe, an Cesanovic zu denken?

Aber war es nicht doch nur mein eigenes kleines Ich, das sich plötzlich an eine dürftige Hoffnung klammerte und an ihr aufrichten wollte?

Doch sollte er auch wirklich selbst . . . es ist zu spät — es ist ohnehin alles verloren, da meine Zeit sich neigt und ich vergehen soll! Nur Hilde durfte nicht verloren sein, dies eine mußte ich doch vollbringen, dann wollte ich mich nicht mehr wehren.

Fort darum mit den aufrüttelnden Gedanken an Cesanovic! Keinen Blick mehr nach der entschwindenden „Zagreb", mochte sie auch vielleicht die Lösung des Geheimnisses bergen — jetzt galt nur eines: Hilde!

Fester umklammerten meine Hände die Riemen. Ich mußte noch vor Sonnenaufgang nach Musa kommen!

Doch bald drohte das Boot in der groben See neuerlich vollzulaufen. Mit der Wasserschaufel mühte ich mich, das Boot leer zu bekommen.

Es sollte schnell geschehen, ich mußte mit den Sekunden geizen, aber die Muskeln und Nerven gehorchten nur noch widerwillig.

Schlaff und ermattet hockte ich inmitten des wassergefüllten Bootes und nur langsam tauchte die Schaufel in die gurgelnde Nässe, langsam, mit zuckenden Armen, goß ich das Wasser hinaus in die See.

Im Munde zerfloß süßlicher und salziger Geschmack zu ekler Feuchtigkeit: das süßliche Blut, das aus den Lippen quoll, in die ich die Zähne grub, und das salzige Sprühwasser, das ich in keuchendem Atemschöpfen schluckte.

Heftig krachte eine Sturzwelle nieder, stieß das Boot voraus, riß das Steuer herum. Ein zweiter Stoß und es lag quer vor den anstürmenden Wogen. Gräßliche Starre floß durch meinen Körper. Aufspringen wollte ich, die Riemen herumreißen, das Fahrzeug mußte wieder in den Sturm gelegt werden. Ich wollte, doch ich konnte nicht. Der Körper versagte. Ich war niedergesunken, klammerte mich mit beiden Händen fest, starrte mit weitaufgerissenen Augen den Brechern entgegen, die heulend heranstürmten. Brecher um Brecher ging über das Boot. Es füllte sich, ich lag inmitten der unheimlich gurgelnden, schäumenden Wasser. Höher und höher stiegen sie um mich her. Eine kalte, knöcherne Hand legte sich um meinen Hals, umklammerte meine Kehle. Jetzt war er da, der unerbittliche Tod, so knapp vor dem Ziele wollte er mich fortholen, den finsteren Schicksalsspruch wahrzumachen. Es ist zu früh, hab' noch zu tun! Hör' es auch, du, du ferner Gott!

War es ein letztes, verzweifelt aufbegehrendes Denken? Hatte ich es gestammelt mit ersterbender Stimme, hatte ich es geschrieen, hinausgebrüllt als gellen Laut? Ich weiß es nicht!

Auf einen Augenblick, so nahm ich mit vergehenden Sinnen wahr, setzte das Heulen und Tosen aus. Es hob mich auf, schleuderte mich hinaus in die Finsternis. Tief tauchte mein Körper in die kalten, schwarzen Fluten, die mich heulend umfingen. Ein schmerzzerrissenes Aufzucken ging durch mein Gehirn: Hilde!"

Wie in stillem, friedvolleu Traum zog ich durch die unermeßlichen Weiten. Ausgelöscht war alle Unrast, alles Erinnern und Denken, alles Menschliche. Ich schwebte, und alles schien mir federleicht. Durch grünglasigen, trübhellen Raum ging es. Ich weiß nicht, wie lange. Ich fühlte mich auf einmal wohlig gebettet, ich schwebte nicht mehr. Kühles Fächeln und wundersam feine Musik umgaben mich.

Lange lag ich und hatte die Welt vergessen. Aber da kehrte wie von ungefähr ein Erinnern zurück. Mein Ich, es mußte doch irgendwie vorhanden sein! Leise traten die Gedanken näher.

Es brannte etwas in mir, ich hatte ein Verlangen, wußte aber nicht wonach. Ich sandte die wenigen Sendboten, die meinem Geist zu Willen standen, auf Kundschaft. Einzeln kehrten sie wieder. Staunend, vielleicht verständnislos, vernahm ich ihre Meldungen: „Du hast Arme, du hast Beine, du hast Fleisch, in dir pulst Blut, rot und warm wie vordem — du bist ein Mensch!"

Und auch das Verlangen war ein bewußtes geworden: „Dich dürstet!"

Ja, und da gab es etwas, das sich wohlig in mein Denken schmiegte und die Qual des Durstes milderte. Was konnte es sein?

Ich tastete meinen Körper ab. Dann griff ich nebenhin: meine Finger stießen in kühlfeuchten Sand, auf harte Gebilde.

„Steine!" hellte ein Gedanke auf. Jäh erkannte ich nun meine Lage: ich fand mich auf Sand und Steinen liegend. Das kühle Fächeln ringsum kam von den gischtenden Wellen, die mich umspülten. Krampfhaft sammelte ich die armseligen Keime meines Denkens. Und ergriffen erkannte ich, daß ich lebe.

Um mich gurgelte und plätscherte Wasser. Die kleinen Wellen, die an mir emporleckten, was wollten sie von mir? Ritt nicht der Tod auf ihnen heran, um nach mir zu greifen?

Aber hell schien die Sonne, hell war der Tag. Jener Tag, dessen Sonnenschein ich nicht mehr schauen sollte!

Träumte ich? War ich noch im diesseitigen Leben, war ich wirklich noch Mensch, mit Fleisch und Blut, mit allen menschlichen Empfindungen?

Niemals hatte ich geahnt, daß es ein so tiefes Erschauern gibt:

Ja, ich lebte noch mein Erdenleben, es war die alte Sonne, die über mir schien, und alles war unsäglich einfach, gut und sanft — ich fühlte mich wie zurückgekehrt aus fernem, fremdem Land, und ich wagte kaum zu atmen, ja, ich wagte auch nicht zu denken, in geheimer Furcht, etwas von dem Wunderschönen zu zerstören, das da in mir aufwuchs: der Glaube an dieses Leben! Ein Glaube, der alles Hemmende, Fesselnde, alles Schemenhafte, das ich bisher getragen hatte, mit einem Male löste, der mir die Klarheit der Sinne gab, der alles abfallen ließ, was mir den Blick getrübt, was mich bisher gehindert hatte, mit beiden Füßen in der Wirklichkeit zu stehen und in Ehrfurcht vor dem Leben, und nach den Gesetzen, die es in uns legt, in treuer Selbstverantwortlichkeit das Dasein zu erfüllen.

Da griff es noch einmal wie mit eiskalten Händen nach mir: ich war doch noch immer zum Tode verurteilt! Aber wie seltsam, dieses Erschrecken warf mich nicht nieder, sondern es weckte Kräfte in mir, die ich bisher nicht gekannt hatte — ich gab mich nicht auf, ich wollte nachholen, ich wollte kämpfen um mich selber, um eines höheren Zieles willen, wie noch nie ein Mensch um sie gekämpft hatte! Und ich wußte plötzlich: ich würde mich behaupten!

★

Ich ging und lief, naß, zerbeult und blutend, die Küste entlang.

Auf diesem weiten, einsamen Weg traf ich Hilde.

Unvermittelt und jäh sahen wir einander — auf nur wenige Schritte Entfernung.

Ein kurzer, schriller Schrei stieß von ihren todblassen Lippen, ihr Mund bewegte sich, als forme er Worte. Es wurde ein kindlich, hilfloses Weinen.

Auf meinen Armen trug ich sie fort. Weiche Hände strichen durch mein feuchtes Haar, über mein Gesicht. Ich fühlte zuckende Lippen auf den meinen, goldblonde Haarfülle umspielte mich.

Ich habe vergessen, was mein Mund sprach. Ich habe vergessen, was meine Ohren hörten, was mein Körper fühlte. Ich weiß nur, daß es Glückhafteres nicht geben kann. Denn gäbe es dies, müßte man sterben daran.

Aber das, was Hilde zwischen Lachen und Weinen immer wieder stammelte und rief, nahm mein Ohr nur zu willig auf: „Christoph, du bist frei! Du bleibst frei!"

Noch wußte ich nicht, wie das alles im einzelnen geschehen war. Aber ich nahm es vorerst nicht voll auf, konnte es nicht aufnehmen, denn die schönste Krönung dieser Stunde war, daß ich Hilde selbst wieder besaß. Doch dann, als sie es, da wir ruhiger wurden, nochmals sagte und Einzelheit um Einzelheit erzählte, ward ich ob aller

tiefen Freude still, und ich sah: dieses Mädchen war tapferer gewesen als ich.

Außer Hilde mußten noch die Eltern sprechen, der Verteidiger und auch der Staatsanwalt, die alle um die Mittagsstunde jenes ersten Märztages nach Musa gekommen waren. Hilde hatte wohl von dem vielen geschwiegen, das sie selbst getan hatte für mich.

Hilde hatte erreicht, was weder ich, noch der Verteidiger, noch das Gericht vermochten — sie brachte Klarheit in das verwirrende Dunkel, das um Ives gewaltsamen Tod lag.

Meine Flucht, die mich vor mir selber nun doch besser bestehen ließ, weil ich, um Hilde zu helfen, mich über meine eigene Verzweiflung erhoben hatte — diese Flucht wäre nicht notwendig gewesen! Denn Stanic war zu jener Stunde nur gekommen, um mich dem Staatsanwalt vorzuführen, der mir die Freiheit verkünden wollte, meine Freiheit!

Nun erst erfuhr ich auch, warum man Hilde nicht zu mir gelassen hatte: weil man das junge Mädchen mit dem blassen Gesicht und den fiebrigen Augen scheute und ihm selbst eine verzweifelte Tat zu meiner Befreiung zutraute. Sie hatte in den Tagen nach meiner Verurteilung die Richter besucht, den Staatsanwalt, den Gefängnisverwalter, ja, sie ging sogar zu den Gefängniswärtern, auch zu dem alten Stanic, der ihr grob die Türe wies. Sie forschte, beschwor und bat und forderte, sie trieb hunderttausend Dinge, die alle glaubensstark einem galten: zu überzeugen, daß ich zu Unrecht gefangen saß und mir die Freiheit wiedergegeben werden müsse.

Ihr Wille, mir zu helfen, überwand schließlich auch noch die tiefste Scheu: sie ging dem Leben des Toten nach. Sie erweckte sein leidenschaftliches Herz zu neuem Pochen und lauschte den hellen und dunklen Stimmen nach, die in ihm geklungen hatten. Wer so unruhiges Blut und ein so ungestümes Herz hat, in dem leben Schmähliches und Reines eng nebeneinander.

Am wahrhaftigsten und heftigsten schlug dieses Herz in seiner politischen Gesinnung, und gerade aus dieser heraus erwuchsen ihm die erbittertsten Feindschaften. Hilde ging ihnen allen nach. Und sie litt mit Ive Stipanovic, sie stritt mit ihm, kämpfte mit ihm, war Feind seiner Feinden und spürte sie auf, verdächtigte sie, erforschte sie — und erforschte so auch, daß Ive Stipanovic und Stote Cesanovic einander kannten, daß sie einander haßten, aus tiefen politischen Gegensätzen her. Und — sie fand auch die Zusammenhänge zwischen Cesanovic und mir!

Niemand unterstützte die Nachforschungen Hildes. Von Ives Verwandten und Bekannten war sie zurückgestoßen worden. Erst spät wurde ihr zur Gewißheit, daß es Stote Cesanovic war, den sie suchte. Seine eigene Schwester, die, selbst an ihm zweifelnd, sich hartnäckig verschloß, hatte ihn in ihrer heftig abwehrenden, fast haßvollen Angst verraten. Ihr hätte Hilde gern den Schmerz erspart, aber auch das mußte durchgekämpft werden.

Am letzten Tag des Februar war es, daß Hilde, abgehetzt und fieberglühend, knapp vor der Urteilsvollstreckung, dem Staatsanwalt endlich all das unterbreiten konnte. Erst nach vieler Mühe gelang es ihr, zu dem Manne vorzudringen, der sich ihre Besuche verbeten hatte.

Zuerst zeigte er dem Mädchen nur ein kaltes, ärgerliches Achselzucken — bald aber horchte er auf, prüfte erregt die vorgewiesenen Schriftstücke und Briefschaften, um schließlich hastig nach dem Fernsprecher zu greifen. Er wollte von der Reederei wissen, wann die „Zagreb" zurückkomme.

Das geriet besser als gedacht. Die Reederei hatte Nachricht, daß das Schiff eben Hercegnovi zu einer kurzen Zwischenlandung ansteure. Um Mitternacht würde man es dann im Heimathafen erwarten können. Wie leicht hätte sich die „Zagreb" noch in außerheimischen Gewässern befinden können.

Fernmündlich gab der Staatsanwalt nach Hercegnovi den Auftrag, sofort nach Eintreffen der „Zagreb" den Heizer Stote Cesanovic wegen Mordverdacht zu verhaften. Der Mann solle dann unter starker Bewachung die Reise bis zum Ende mitmachen. Es sei die erfolgte Verhaftung sofort drahtlich zu melden und ebenso, ob sich der Mann schuldig bekenne, den Gutsbesitzersohn Ive Stipanovic ermordet zu haben.

Fiebernd und das Herz voll Furcht und Hoffnung, war Hilde dann stundenlang im Zimmer des Staatsanwaltes gesessen, der selbst seine Unruhe kaum bemeistern konnte.

Als gegen halb acht Uhr abends der Fernsprecher schrillte, griffen sie beide blitzschnell nach dem Hörer. Aber Hildes Hand zuckte wieder nieder, und erblassend ließ sich das Mädchen in den Stuhl fallen — was jetzt kam, mußte die Entscheidung sein.

Ja, es war die Entscheidung!

Der Bezirksrichter von Herzegnovi meldete die durchgeführte Verhaftung und das Geständnis des Mannes. Er habe keinen Atemzug lang geleugnet, bleichen, finsteren Gesichtes, ohne Zeichen der Reue, die Tat gestanden und sich willig fesseln lassen. Er hatte damals in Batavia beim Dreinschlagen geholfen. Er hatte auch meine Pistole an sich genommen, die man mir aus der Hand schlug. Ethels Geschenk hätte mir beinahe den Tod gebracht. — Die „Zagreb" habe bereits abgelegt, in wenigen Stunden könne der Verhaftete übernommen werden.

Der Staatsanwalt wollte Hilde beglückwünschen, aber da sie sich nun am Ziele wußte, brach

sie in fassungsloses Weinen aus. All die langen Monate her hatte sie sich überwunden und durchgehalten, doch in dem Augenblick der Erfüllung war sie dem Zusammenbrechen nahe.

„Lassen Sie es Christoph wissen!“ bat sie mit vergehender Stimme. „Schnell! Schnell!“

In jagender Eile hatte daraufhin der Staatsanwalt den alten Stanic nach mir abgeschickt. Der vielgewohnte, grobe, mürrische Mann erregte sich so sehr, als ginge ihn die Sache besonders an. Doch als er mir das beglückende Wort bringen sollte, fand er mich bereit, auszubrechen, ihn anzuspringen — die Bestürzung und Aufregung hätte ihm beinahe das Leben gekostet.

Als man Stanic fand und meine Flucht bemerkte, war Hilde tief erschrocken. Aber sie wußte, daß es für mich nur ein Ziel geben konnte. Musa!

Das Motorboot der Staatsanwaltschaft brachte sie, nachdem kein Abreden geholfen hatte, noch in der Sturmnacht heim.

Weithin längs des Anlegeplatzes wurde mit Fackeln der Strand nach mir abgesucht. Man fand mich nicht. Nein, mein Boot war noch weiter abgetrieben worden. Dort, an entlegener Küste, fernab vom Hause, hatte mich eine Woge an Land gespült.

Schon in den ersten Morgenstunden trieb es Hilde wieder an den Strand, nach mir zu suchen — weit war dieser Weg um die Klippen, bis sie dann an jener einsamen Stelle auf mich traf.

Das, Freunde, ist der Bericht, ist die nackte Aufzählung des Ablaufes der Ereignisse. Ihr aber wißt, was das alles für mich bedeutete, und ihr wißt auch, daß mir das Leben nun wirklich neu geschenkt war.

In stiller Ergriffenheit betrachtete Hilde die Dinge, die ich an meiner Brust getragen hatte: die Briefe, das Lebensbüchlein, das Bild vom Pußtafriedhof, Abt Demeters unselige Geschichte und das Pergament vom Seewasser zerweicht, zerronnen die Tinte, verschwommen die Bleistiftstriche. Die letzten Stundenfelder im Lebensbuch waren leer geblieben. Da lächelte ich über den törichten Wahn, der mir die Knabenseele vergiftet und mich ruhelos durch die Welt getrieben hatte.

Noch einmal mußte ich an jene Stätte, in der ich, von Mauern umschlossen, hoffnungslos auf den Tod gewartet hatte. Man war freundlich zu mir, zeigte sich aber froh, als ich wieder ging.

In der Kanzlei des Gerichtes folgte man mir mit schönen Worten die verhängnisvolle Pistole aus.

Als mich die Barkasse in schneller Fahrt nach Musa zurücktrug, warf ich die Waffe weit draußen in die tiefe See. Damit brach die letzte Brücke, die mich mit düsterer Vergangenheit verband.

Und noch etwas bekam ich vom Gericht zurück: den Brief, den ich zum Abschied in die Heimat geschrieben hatte. Er war nicht abgeschickt worden. Und das dünkte mich gut. Doch hätte er Pater Marian aus seiner weltabgewandten Friedsamkeit nicht wieder aufschrecken und beunruhigen können, denn zu dieser Zeit drang kein Ruf des Lebens mehr zu ihm. Dies erfuhr ich freilich erst später.

Die alten Eltern, die noch immer im stillen Waldhaus auf mich warteten, bekamen eines Tages ihren Sohn zurück. Und Hilde wurde ihnen eine gute Tochter.

Seither sind viele Jahre vergangen. Wir merkten es kaum.

Schön und reich trägt unser Lebensbaum. Aus dem alten Waldhaus, worin wir zuerst wohnten, zog bald junges frohes Leben in die neue Wohnstatt, die wir uns bauten, draußen vor dem mächtigen Walde, wo die Felder sich bis an den Ort breiten. Es ist unser Land, es ist die Erde der angestammten Heimat, zu der wir nach weiten Wegen zurückgefunden haben und die wir achtsam hegen. Ich weiß, daß ich hierher gehöre, und ich bin glücklich, mich und die Meinen mit diesem Boden verwachsen zu sehen, für jetzt und immerdar!

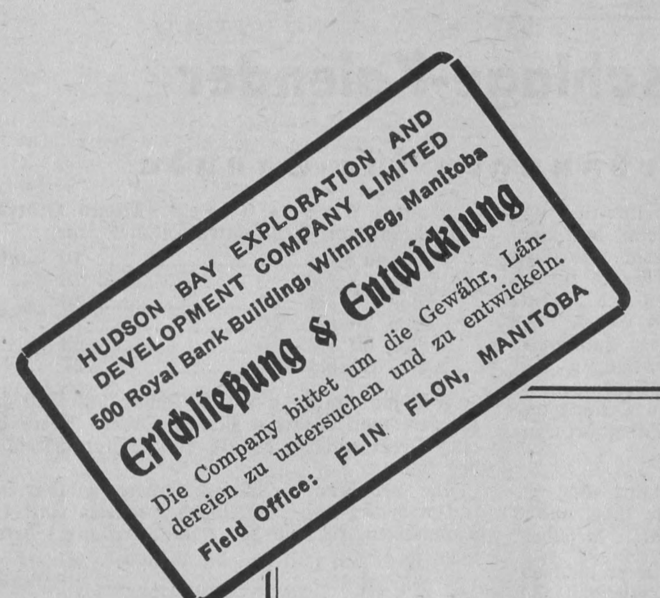
— Ende! —

Es gibt nichts was der Kommunismus tun kann, das der Kapitalismus nicht schon besser tut

Kommunismus verspricht	Kommunismus gibt	Kapitalismus gibt
Sicherheit	Arbeite-oder-sterbe und die schreckliche Sicherheit einer lebenslänglichen Arbeitsstelle in einem Sklaven-Arbeitslager.	Soziale Sicherheit, Löhne, die es einem Mann ermöglichen, für die Zukunft zu sparen; einen Lebensstandard, der in seinen schlechtesten Zeiten höher ist, als ihn der Kommunismus zu seinen besten gibt.
Bessere Lebensverhältnisse	Ein Kommunist muss sieben Wochen arbeiten, um soviel zu verdienen, dass er sich einen Anzug kaufen kann.	Ein canadischer Arbeiter kann sich einen Anzug vom Verdienst einer Woche, oder noch weniger, kaufen.

Ueberlegen Sie es sich einmal, was der Kommunismus nicht alles verspricht? Aber er gibt noch viel mehr — Wahlzettel, auf dem ein Name steht; Gefangenenlager, wenn Sie nicht arbeiten wollen; "Wohnungen" von nur einem Zimmer für die gesamte Familie; von der Regierung diktierte Löhne und Preise, die so festgelegt sind, dass Sie niemals mehr als das Notwendigste für eine nackte und wertlose Existenz erreichen; Reichtümer für ein paar Bürokraten, die an der Macht sind und bleiben, Armut für jeden anderen; ständige Furcht, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit, die nur der Tod enden kann.

Und doch gibt es Menschen, die sich dazu noch Canadier nennen, die Tag und Nacht daran arbeiten, planen und Verschwörungen anzetteln, um diese "Segnungen" des Kommunismus Ihnen und Ihren Kindern aufzuzwingen.


HUDSON BAY EXPLORATION AND
DEVELOPMENT COMPANY LIMITED
500 Royal Bank Building, Winnipeg, Manitoba
Erschließung & Entwicklung
Die Company bittet um die Gewähr, Län-
dereien zu untersuchen und zu entwickeln.
Field Office: FLIN FLON, MANITOBA

Allerlei Wissenswertes aus dem

Nachschlage-Kalender

Postverordnungen für Canada

Briefe für Canada, nach Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reich, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika 4 Cents für die erste Unze oder einen Bruchteil derselben und 3 Cents für jede weitere Unze. Stadtbriefe 3 Cents. Bei nicht genügend frankierten Briefen hat der Empfänger das Doppelte des fehlenden Portos zu entrichten. Ist der Brief ganz unfrankiert auf die Post gegeben, so wird er nach der Dead Letter Office zu Ottawa und dem Aufgeber unter Anrechnung von Strafporto zurück geschickt.

Briefe nach allen im ersten Abschnitt nicht genannten Ländern 5 Cents für die erste Unze und 3 Cents für jede weitere Unze oder Bruchteil derselben.

Wünscht man, daß ein Brief, im Falle er nicht abgeliefert werden kann, an den Absender zurückgeschickt werde, so schreibe oder drucke man auf das Kuvert etwa folgendes: If not delivered within ten days return to .... (hier folgt Name und Adresse des Absenders).

Postkarten nach Canada, den Vereinigten Staaten, nach allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika, Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reiche und nach Frankreich 3 Cents.

Postkarten nach allen anderen Ländern 4 Cents.

Privat-Postkarten kann sich jeder selbst verfertigen, indem er ein steifes Stück Papier, nicht größer als 3½ bei 6 Zoll groß, nimmt und auf die für die Adresse bestimmte Seite die notwendigen Marken klebt.

Zeitungen und Zeitschriften, die von anderen als Herausgebern versandt werden, für Canada, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Mexiko 2 Cent für 4 Unzen, nach allen anderen Ländern 3 Cent für je 2 Unzen oder einen Bruchteil derselben.

Handelspapiere in Canada kosten dasselbe wie Briefe, nach allen anderen Ländern 10 Cents für die ersten 10 Unzen, 2 Cents für jede weiteren 2 Unzen.

Empfangsbescheinigung (nur für registrierte Gegenstände) nach Canada und allen anderen Ländern 10 Cents, falls bei der Aufgabe des Artikels verlangt.

Muster ohne Wert (Warenproben) nach Canada, den Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 2 Unzen; nach allen anderen Ländern 2 Cents für die ersten 4 Unzen; 1 Cent für jede weitere 2 Unzen.

Registrierung irgend einer Postsendung kostet nach dem Inland und Ausland 10 Cents; man kann auch Postpakete innerhalb Canadas, der Ver. Staaten und Englands versichern.

Post-Anweisungen (Money Orders) für Canada und die Vereinigten Staaten kosten:

Bis zu $5	10 Cents
Von $5 bis $10	12 „
Von 10 bis 20	16 „
Von 30 bis 40	18 „
Von 60 bis 80	23 „
Von 80 bis 100	27 „

Will man mehr als 100 Dollar per Post senden, so muß man mehrere Money Orders lösen, da auf eine Order nicht mehr als 100 Dollar geschickt werden können.

Die Gebühren für Money Orders, zahlbar im britischen Reich, und in fremden Ländern (mit einigen Ausnahmen, für die der erste Tarif gilt) betragen:

Diese Raten schließen die besondere Steuer ein.

Bis zu $5	10 Cents
Bis zu 10	15 „
Bis zu 30	23 „
Bis zu 50	33 „

Da die Wechselrate des Geldes der Vereinigten Staaten stets wechselt, können für Postanweisungen nach den Vereinigten Staaten, Cuba, Hawaii, Panama Zone, den Philippinen usw. keine festen Raten angegeben werden. Jede Poststation, die Postanweisungen ausgibt, kann im gegebenen Fall über die jeweilige Rate Auskunft geben.

Eine Person, die **Briefe anderer Leute** öffnet oder zurückhält, oder auch findet und nicht abliefert, macht sich eines schweren Vergehens schuldig, welches mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet wird.

Die **Postal-Noten** eignen sich ganz besonders, um kleinere Beträge durch die Post zu versenden. Sie werden in Beträgen von 1 Cent bis 10 Dollar in jedem Postamte ausgestellt und zwar zu den folgenden Raten:

20 bis 40 Cents	3 Cents
50 Cents bis $1.50	3 Cents
$2.00 bis $4.50	6 Cents
$4.50 bis $6.00	8 Cents
$6.00 bis $10.00	9 Cents

Ungerade Cente können durch aufkleben von Postmarken hinzugefügt werden. Wer eine Postal Note kauft, sollte, ehe er sie aufgibt, den Namen des Empfängers und den des Postamtes, wo der Betrag auszuzahlen ist, sowie seinen Namen als Käufer einfüllen und den Abschnitt lostrennen und aufheben. Diese Postal-Noten gelten nur in Canada und Neufundland.

Spezialablieferung von Briefen an ein canadisches Postamt adressiert, wo man freie Ablieferung durch Briefträger hat, kann man haben, wenn man dem Briefe eine sogenannte Special Delivery-Marke, die 10 Cents kostet, aufklebt, außer dem gewöhnlichen Porto.

Briefe nach Deutschland — 1 Unze 5 Cents und 3 Cents für jede weitere Unze. **Luftpost** — 15 Cents per ¼ Unze.

Paketpost-Versand in Canada

Die Paketpost befördert Postpakete bis zum Höchstgewicht von 25 Pfund durch ganz Canada. Ausgeschlossen von der Beförderung sind feuergefährliche Gegenstände, leicht verderbliche Nahrungs- und Genußmittel sowie Sprengstoffe. Auf den Versand von Sprengstoffen und feuergefährliche Gegenstände durch die Post stehen hohe Strafen.

Nachnahmepakete (C.O.D.) sind jetzt eingeführt. Man kann per Post Pakete mit Nachnahme bis zum Werte von hundert Dollar schicken nach allen Postämtern; abschicken dagegen nur von solchen, die Postanweisungen ausgeben und empfangen. Pakete mit Nachnahme können, nachdem abgeliefert, nicht wieder zurückgegeben werden. Die Kosten belaufen sich auf 15 Cents bis zum Wertbetrage von $50 und 30 Cents bis zum Betrage von $100. Diese Kosten hat der Absender zu tragen außer der Versandgebühr für das Paket selbst.

Für die einzelnen Provinzen gelten für gewöhnliche Pakete die folgenden Tarife:

Paketpost-Tarif für die Provinz Manitoba

Adressiert an eine Post-Office	1 ℔ $ c.	2 ℔ $ c.	3 ℔ $ c.	4 ℔ $ c.	5 ℔ $ c.	6 ℔ $ c.	7 ℔ $ c.	8 ℔ $ c.	9 ℔ $ c.	10 ℔ $ c.	11 ℔ $ c.	12 ℔ $ c.	13 ℔ $ c.	14 ℔ $ c.	15 ℔ $ c.	16–21 ℔ $ c.	21–25 ℔ $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Ontario oder Saskatchewan....	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Quebec oder Alberta..........	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In den See-Provinzen oder Br. Col.	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
Im Yukon	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Saskatchewan

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Manitoba oder Alberta........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Ontario oder Brit. Columbia...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Quebec oder Yukon............	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In den östlichen Seeprovinzen	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Alberta

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Saskatchewan oder Brit. Col. ..	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Manitoba oder Yukon	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Ontario......................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Quebec oder den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Britisch Columbia

Adressiert an eine Post-Office	1 ℔ $ c.	2 ℔ $ c.	3 ℔ $ c.	4 ℔ $ c.	5 ℔ $ c.	6 ℔ $ c.	7 ℔ $ c.	8 ℔ $ c.	9 ℔ $ c.	10 ℔ $ c.	11 ℔ $ c.	12 ℔ $ c.	13 ℔ $ c.	14 ℔ $ c.	15 ℔ $ c.	16–21 ℔ $ c.	21–25 ℔ $ c.
Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Alberta oder Yukon	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Saskatchewan................	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Manitoba....................	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Ont., Que., den östl. Seeprov...	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Ontario

Innerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	0.05	0.07	0.09	0.11	0.13	0.15	0.17	0.18	0.19	0.20	0.21	0.22	0.23	0.24	0.25	0.30	0.35
Außerhalb 20 Meilen v. Aufgabeort	.11	.16	.21	.26	.31	.36	.41	.46	.51	.56	.61	.66	.71	.76	.81	.85	.90
In Quebec oder Manitoba........	.12	.20	.28	.35	.42	.49	.56	.63	.69	.75	.80	.85	.90	.95	1.00	1.15	1.25
In Sask. oder den östl. Seeprov...	.13	.22	.31	.40	.49	.58	.67	.75	.83	.90	.97	1.04	1.11	1.18	1.25	1.50	1.75
In Alberta	.14	.26	.38	.50	.62	.74	.86	.98	1.09	1.20	1.31	1.42	1.53	1.64	1.75	2.00	2.25
In Britisch Columbia oder Yukon..	.15	.28	.41	.54	.67	.80	.92	1.04	1.16	1.28	1.40	1.52	1.63	1.74	1.85	2.20	2.50

Man kann Pakete gegen Verlust versichern. **Die Gebühr beträgt bis zum Werte von $5.00: 3 Cents; Versicherung bis $25.00: 6 Cents; bis $50.00: 12 Cents; bis $100.00: 30 Cents.**

Schreibweise bei mehrstelligen Zahlen

In Canada, den Ver. Staaten und in Frankreich ist es üblich, zehn oder mehrstellige Zahlen wesentlich anders zu bezeichnen als in Deutschland und den übrigen europäischen Staaten. Der Unterschied kommt daher, daß man in den ersteren Staaten bei diesen hohen Summen von 3 zu 3 Ziffernstellen andere Bezeichnungen anwendet, während dies in den letztgenannten Staaten erst bei der Erhöhung um 6 Ziffernstellen der Fall ist. Da auf diese Weise leicht Mißverständnisse entstehen können, haben wir nebenstehend die abweichenden Bezeichnungen nebeneinandergestellt.

	Canada U.S.A. und Frankreich	Deutschland und die übrigen europäischen Staaten
1,000,000	1 Million	1 Million
1,000,000,000	1 Billion	1 Milliarde (1000 Millionen)
1,000,000,000,000	1 Trillion	1 Billion (1000 Milliarden)
1,000,000,000,000,000	1 Quadrillion	1000 Billionen
1,000,000,000,000,000,000	1 Quintillion	1 Trillion

Maße und Gewichte

Maße

Längenmaße

1 Zoll (inch) = 0,0254 m = 2,54 cm.
1 Fuß (foot) = 12 Zoll = 0,3048 m = 30,48 cm.
1 Yard = 3 Fuß = 36 Zoll = 0,9144 m = 91,44 cm.
1 Rod = 1 Perch = 5½ Yard = 16½ Fuß = 5,0292 m.
1 Meile = 1760 Yard = 5280 Fuß = 1609,34 m.
1 Kilometer = 1092,22 Yard = 0.62 Meile.
1 Meter = 39.32 Zoll = 1 Yard × 3.32 Zoll.
1 Dezimeter = 3,932 Zoll, nicht ganz 4 Zoll.
1 Zentimeter = .3932 Zoll = nicht ganz ⅖ Zoll.

Praktisches Längenmaß

Eine Handbreit 4 Zoll, ausgestreckte Hand 7 Zoll, mit Ellbogen 18 Zoll; militärischer Schritt 2 Fuß 6 Zoll, geometrischer Schritt 5 Fuß; ein Klafter 6 Fuß; Kabellänge 120 Klafter; Schiffsknoten 6080 Fuß oder eine Seemeile; 1 Grad 30 Seemeilen.

Flächenmaße

1 Quadrat-Zoll (square inch) = 0,0006452 m. = 6,45 qcm.
1 Quadrat-Fuß = 144 Quadrat-Zoll = 0,0929 qm.
1 Quadrat-Yard = 9 Quadrat Fuß = 1296 Quadrat-Zoll = 0,8361 qm.
1 Quadrat-Yard = 1 Perch = 30¼ Quadrat-Yard = 0,2529 Are.
1 Acker = 160 Perches = 0,4047 Hektar (oder 43,559,99 Quadratfuß; 7⅝ deutscher Morgen).
1 Quadrat-Acker mißt an jeder Seite 208,71 Fuß.
1 Quadrat-Meile = 640 Acker = 1 Sektion = 259 Hektar.
1 Are = 3,953 Quadrat-Rods.
1 Hektar = 2,471 Acker.

Körpermaß

1 cubic foot = 1728 cubic inches.
1 cubic yard = 27 cubic feet.
1 cord = 128 cubic feet.
1 Liter = 61.022 cubic inches.
1 Hektoliter = 3,531 cubic feet.
1 cubic inch = ,01639 Liter.
1 cubic foot = ,2832 Hektoliter.

1 Cord Holz ist 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 8 Fuß lang.
Bauholz wird nach dem Fuß verkauft. Unter einem Fuß Bauholz versteht man ein Stück 1 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1 Zoll dick.

Flüssigkeitsmaße

1 Quart = 2 Pints.
1 Gallone = 4 Quarts.
1 Barrel = 31½ Gallonen.
1 Hogshead = 2 Barrels.
1 Liter = 33,81 fluid ounces.
1 Liter = 1,0567 Quarts.
1 Liter = ,26417 Gallonen.
1 Hektoliter = 2.837 Buschel.
1 Fluid oz. = ,02956 Liter.
1 Quart = ,9465 Liter.
1 Gallone = 3,786 Liter.
1 Buschel = ,3524 Hektoliter.
1 Pint Wasser wiegt etwa 1 Pfd.
1 Keg Bier enthält 8 Gallonen.
1 Peck = 8 Quarts.
1 Buschel = 4 Pecks.

Das Pint des Trockenmaßes ist größer als das des Flüssigkeitsmaßes; dieses enthält 28¾, jenes aber 33⅗ Kubikzoll.

Maschinenkraftmaß

1 Pferdekraft (P.S. oder HP, horse-power) ist gleich 75 Kilogramm-Meter, d. i. 75 Kilogramm in 1 Sekunde 1 Meter hoch gehoben.

Wärmeerzeugungsmaß

1 Kalorie (Wärmeeinheit) erhöht den Wärmegrad von 1 kg. Wasser um 1 Grad Celsius.

Gewichte

Kaufmannsgewicht

1 Unze = 16 Drams.
1 Pfund = 16 Unzen.
1 Hundredweight (cwt.) = 100 Pfund.
1 Ton = 2000 Pfund.
1 Grain = ,0648 Gramm.
1 Unze = ,0283 Kilogramm.
1 Pfund = ,4536 Kilogramm.
1 Ton = ,9071 Tonne.
1 Gramm = 15.432 Grains.
1 Kilogramm = 35.27 Unzen.
1 Kilogramm = 2.2046 Pfund.
1 Tonne = 1,1023 Tons.

Apotheker und Goldschmiede gebrauchen das Troygewicht, dessen Pfund nur 12 Unzen hat.

Hausgewichte etc.

1 Quart Weizenmehl = 1 Pfund.
1 Quart Maismehl = 1 Pfund 2 Unzen
1 Quart Butter = 1 Pfund.
1 Quart Stückzucker = 1 Pfund.
1 Quart weißer Zucker = 1 Pfund 1 Unze.
1 Quart brauner Zucker = 1 Pfd. 2 Unzen.
10 Eier = 1 Pfund.
4 große Eßlöffel = ½ Gill.
1 gewöhnliches Trinkglas = ½ Gill.
1 gewöhnliches Weinglas = ½ Gill.
1 Teetasse = 1 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Unzen.
1 Eßlöffel = ½ Unze.

Gewicht von Getreide und Samen per Buschel

	Pfd.
Weizen	60
Hafer	34
Gerste	48
Roggen	56
Flachssamen	56
Erbsen	60
Bohnen	60
Welschkorn (Mais)	56
Malz	36
Kleesamen	60
Timothy	48
Blaugras	14
Wurzeln, Rüben, Beete, Kartoffeln, Mohrrüben, Rotrüben	60

Heu-Maß

Heu, wenn es sich gesetzt hat, mißt per Tonne (2000 Pfund) im Schober (stack) 7×7×7 Fuß oder 343 Quadratfuß.

Ein Eisenbahn-Frachtwaggon hält 60,000—80,000 Pfund. Die höchste Last, die in eine Car geladen wird, ist wie folgt: Weizen 1470 Buschel, Hafer 2200 Buschel, Gerste 1700 Buschel, Kartoffeln 1350 Buschel, Aepfel 270 Fässer, Zucker 270 Fässer.

Es gibt nur sehr wenige kleine Waggons von 40,000 Pfund und diese werden nur auf besondere Applikation geliefert.

Vergleichende Tabelle der Maße und Gewichte

1 Meter	=	39.37 inches
1 Meter	=	3.28 feet
1 Meter	=	1.0936 yards
1 Kilometer	=	.62137 mile
1 Quadratmeter	=	1.550 sq. inches
1 Quadratmeter	=	10.76 sq. feet
1 Quadratmeter	=	1.196 sq. yards
1 Ar	=	3.953 sq. rods
1 Hektar	=	2.471 acres
1 Hektar	=	.00386 sq. mile
1 Liter	=	33.81 fluid ounces
1 Liter	=	1.0567 quarts
1 Liter	=	.26417 gallon
1 Hektoliter	=	2.837 bushels
1 Hektoliter	=	3.531 cubic feet
1 Liter	=	61.022 cubic inches
1 Ster	=	1.308 cubic yards
1 Ster	=	.2759 cord
1 Gramm	=	15.432 grains
1 Kilogramm	=	35.27 av. ounces
1 Kilogramm	=	2.68 Tr. pounds
1 Kilogramm	=	2.2046 av. pounds
1 Tonne	=	1.1023 tons
1 inch	=	.0254 Meter
1 foot	=	.3048 Meter
1 yard	=	.9144 Meter
1 mile	=	1,609.3 Meter
1 sq. inch	=	.0006452 Quadratmeter
1 sq. foot	=	.0929 Quadratmeter
1 sq. yard	=	.8361 Quadratmeter
1 sq. rod	=	.2529 Ar
1 acre	=	.4047 Hektar
1 sq. mile	=	259 Hektar
1 fluid ounce	=	.02958 Liter
1 quart	=	.9465 Liter
1 gallon	=	3.786 Liter
1 bushel	=	.3524 Hektoliter
1 cubic inch	=	.016939 Liter
1 cubic foot	=	.2832 Hektoliter
1 cubic yard	=	.7646 Ster
1 cord	=	3.625 Ster
1 grain	=	.0648 Gramm
1 av. ounce	=	.0283 Kilogramm
1 ton	=	.373 Kilogramm
1 Tr. pound	=	.4536 Kilogramm
1 av. pound	=	.9071 Tonne

Kilometer in Meilen umgerechnet

Kilometer	Meilen	Kilometer	Meilen
1	0.621	18	11.179
2	1.242	19	11.800
3	1.863	20	12.421
4	2.484	30	18.63
5	3.105	40	24.84
6	3.726	50	31.05
7	4.347	60	37.26
8	4.968	70	43.47
9	5.589	80	49.68
10	6.210	90	55.89
11	6.831	100	62.10
12	7.453	200	124.2
13	8.074	300	186.3
14	8.695	400	248.4
15	9.316	500	310.5
16	9.937	1000	621
17	10.558	2000	1242

Meilenberechnung verschiedener Nationen

Die englische und amerik. Meile enthält	1,700 Yard
Die schottische	1,984 "
Die irische	2,240 "
Die deutsche	8,106 "
Die holländische und preußische	6,480 "
Die italienische	1,766 "
Die schweizerische	9,152 "
Die schwedische und dänische	7,341—5 "
Die arabische	2,143 "
Die römische	1,628 oder 2,025 "
Die Werstmeile	1,167 oder 1,337 "
Die türkische	1,826 "
Die flämische	6,869 "

Rauminhalt-Berechnung

Quadrat: Man multipliziert eine Seite mit sich selbst.

Eine Küche von 6 Fuß im Quadrat soll mit quadratischen Steinplatten von 1 Fuß Seitenlänge belegt werden. Wie viel sind notwendig?

Inhalt der Küche, 6x6=36 Quadratfuß; Inhalt einer Platte, 1x1=1 Quadratfuß.

Also so viel mal eine Platte als 1 Quadratfuß in 36 Quadratfuß enthalten ist, =36x1 Platte=36 Platten.

Rechteck: Man multipliziere die Länge mit der Breite. Ende dazu addiert.

Dreieck: Man findet den Inhalt eines Dreiecks, indem man die Grundlinie mit der Höhe multipliziert und das Ergebnis durch 2 dividiert.

Vielecke können in Dreiecke zerlegt und dann berechnet werden.

Der Kreis: Der Umfang eines Kreises ist 3,1416 mal so groß als der des Durchmessers. Man findet deshalb den Umfang eines Kreises, indem man den Durchmesser mit 3,14 multipliziert. Man findet den Flächeninhalt eines Kreises, indem man das Quadrat seines Durchmessers mit .7854 multipliziert.

Was ist der Flächeninhalt eines Kreises, 6 Fuß im Durchmesser?

Antwort — 6x6=36x.7854=28.2744 Quadratfuß.

Größe und Gehalt eines Silo

Ein Silo 16 Fuß im Durchmesser und 26 Fuß hoch enthält ca. 100 Tonnen Silo-Futter. Es nimmt ca. 8 Acker gutes Futter, um solchen Silo zu füllen, und das füttert 26 Kühe für 6 Monate, mit einem täglichen Quantum von 40 Pfund. Ein Silo 10 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß hoch hält 28 Tonnen Silo-Futter, oder genug, um 8 Kühe 6 Monate zu füttern.

Wagenkästen und ihre Raumgröße

Multipliziert die Länge in Zoll durch die Breite in Zoll, und dieses Ergebnis durch die Höhe in Zoll. Dividiert dieses Resultat durch 2150.42. Dieses ergibt die genaue Anzahl von Buschels.

Ein gewöhnlicher Wagenkasten ist ca. 10 Fuß lang und 3 Fuß breit, und hält ca. 2 Buschel auf jeden Zoll Tiefe.

Um die annähernde Anzahl Buschel zu finden, multipliziert die Tiefe des Wagenkastens in Zoll mit 2, und Ihr habt die Anzahl Buschel.

Ein Buschel zum Zoll ist für Korn am Kolben zuzurechnen.

Praktische Berechnungshinweise für Jedermann

Bemerkungen — Ein Bruch wird dividiert, wenn man die Nummer mit dem Nenner multipliziert und das Produkt mit dem Zähler dividiert; multipliziert, wenn man mit dem Zähler multipliziert, und mit dem Nenner nachher dividiert. Zum Beispiel: Dividiere ½ in 200—2x200=400, 1:400=400, folglich ist ein Halbes in 200 Ganzen 400 mal enthalten. Multipliziere 4 mal ¾—3x4=12, 4:12=3, folglich sind 4 mal Dreiviertel 3 Ganze.

Fußböden und Wände — Will man erfahren, wie viele Quadrat-Yards ein Fußboden oder eine Wand enthält, so multipliziere man die Länge mit der Höhe oder Breite und dividiert das Produkt mit 9. Zum Beispiel:

Wie viele Quadrat-Yards hat ein Fußboden, 18 Fuß lang und 14 breit?

Antwort — 14x18=252 Quadratfuß. 9:252 (28 Quadrat-Yards.

Wie viele Yards Teppich, ¾ Yard breit, nimmt es, um ihn zu bedecken?

Antwort — 4x28=112. 3:112 (37 1/3 Yards Teppich. 12:288=24, folglich 24 Quadratfuß.

Wie viele Quadrat-Yards enthalten die 4 Wände und die Decke eines Zimmers, 18 Fuß lang, 20 breit und 11 hoch?

Antwort — Die Länge der 4 Wände beträgt 2x20 und 2x18=76 Fuß, multipliziert mit der Höhe des Zimmers 11x76=836 Quadratfuß für die 4 Wände, 18x20=360, für die Decke hinzugezählt, macht im Ganzen für das Zimmer mit der Decke 1196 Quadratfuß.

Was kostet das Pflastern dieses Zimmers, per Yard 15 Cents berechnet?

Antwort — 9:1196(132 8-9, multipliziert mit 15 =1963 3-9, folglich das Pflastern $19.93 1-3.

Wie mißt man vierkantiges Holz. Antwort — Man multipliziert die Länge, Breite und Dicke zusammen und dividiert nachher mit 12. Zum Beispiel:

Wie viele Quadratfuß enthält eine Bohle, 2 Zoll dick, 8 Zoll breit und 13 Fuß lang?

Antwort — 2x8x18=288 Zoll, ein Fuß enthält 12 Zoll.

Wie viele Fuß befinden sich in einer Schwelle 8 bei 8 Zoll breit und dick, 22 Fuß lang?

Antwort — 8x8x22=1408, 12: 1408(117 1-3 Fuß. In solcher Weise kann man die Größen aller Ebenen und Flächen finden.

Gehalt eines Brunnen oder runden Wasserbehälters—Multipliziere das Quadrat des Durchmessers des oberen Umfangs mit der Tiefe, drei Sechszehntel (3-16) des Produkts liefern den Gehalt.

Für viereckige Brunnen oder Behälter, multipliziere den Kubikfuß-Inhalt mit .2375 (Zehntel).

Wie viel enthält ein runder Brunnen, 6 Fuß im Durchmesser und 8 Fuß tief?

Antwort — 6x6x8=288x3=864, 16:864(54 Fässer, jedes 31½ Gall. Gehalt.

Wie viele Fässer enthält ein viereckiger Behälter, 10 Fuß lang, 7 Fuß breit und 6 Fuß tief?

Antwort — 6x7x10=420 (Kubikfuß) x .2375= 99¾ Fässer.

Um den Inhalt von Brennholz zu berechnen, multipliziere man die Länge, Breite und Höhe des Haufen zusammen und dividiere das Ergebnis mit 128.

Wie viel Cords enthält ein Haufen Holz, 4 Fuß breit, 5 Fuß hoch und 24 Fuß lang?

Antwort — 4x5x24=480 (Kubikfuß) :128=3¾ Cords.

Um das Gewicht von Metallplatten, Stangen oder anderen Gegenständen zu ermitteln, berechne man zuerst deren Körper-Inhalt in Kubikzoll und multipliziere die Anzahl Kubikzoll

mit .2816 für schmiedeeiserne Gegenstände;
mit .2607 für gußeiserne Gegenstände;
mit .32118 für Kupfer-Gegenstände;
mit .41015 für Blei-Gegenstände;
mit .3112 für Messing-Gegenstände.

Umfang eines Acker

Wenn eine Fläche an den Seiten 12,649 Ruten (Rods), oder 69.57 Yard oder 208.71 Fuß land ist, so enthält sie einen Acker.

Wenn also ein Stück Land 1 Rute breit und 160 Ruten lang ist, so ist es ein Acker. 3 Ruten breit und 53 ein Drittel lang ebenfalls ein Acker usw.

Inhalt von Kästen und Behältern

Länge:	Breite:	Tiefe:	
5 Fuß	3 Fuß	2 Fuß	24 Bush.
5 Fuß	3 Fuß	3 Fuß	36 Bush.
5 Fuß	3 Fuß	4 Fuß	48 Bush.
7 Fuß	5 Fuß	3 Fuß 9 Zoll	100 Bush.
13 Fuß	8 Fuß	6 Fuß	500 Bush.
4 Fuß 8 Zoll	2 Fuß 4 Zoll	2 Fuß 4 Zoll	20 Bush.
24 Zoll	16 Zoll	28 Zoll	1 Bbl.
26 Zoll	15½ Zoll	8 Zoll	1 Bush.
12 Zoll	11½ Zoll	9 Zoll	½ Bush.
8 Zoll	8 Zoll	8 Zoll	1 Pk.
8 Zoll	8 Zoll	4½ Zoll	1 Gal.

Kapazität der Brunnen

Jeder Fuß in Tiefe einer runden Zisterne.

5 Fuß im Durchmesser hält .... 4.66 Bbls.
6 Fuß im Durchmesser hält .... 6.71 Bbls.
7 Fuß im Durchmesser hält .... 9.13 Bbls.
8 Fuß im Durchmesser hält ....11.93 Bbls.
9 Fuß im Durchmesser hält ....15.10 Bbls.
10 Fuß im Durchmesser hält ....18.65 Bbls.

Jeder Fuß in Tiefe einer viereckigen Zisterne.

5 Fuß x 5 Fuß hält .... 5.92 Bbls.
6 Fuß x 6 Fuß hält .... 8.54 Bbls.
7 Fuß x 7 Fuß hält ....11.63 Bbls.
8 Fuß x 8 Fuß hält ....15.19 Bbls.
9 Fuß x 9 Fuß hält ....19.39 Bbls.
10 Fuß x 10 Fuß hält ....23.74 Bbls.

Ein Faß (13 bbl.) enthält 31½ Gallonen.

Umfang einer Farm

Regeln — Um zu erfahren, wie viele Acker ein Gut enthält, multipliziere die Länge mit der Breite in Ruten und dividiere das Produkt mit 160. Sind die Enden ungleich, füge das Mehr des einen Endes hinzu und nimm die Hälfte für die Durchschnittslänge oder Breite.

Aus wie vielen Aeckern besteht ein Raum 96 Ruten lang, 45 Ruten breit an einem Ende und 40 Ruten an dem andern?

Antwort — 40—45—85. 2:85=42½ Durchschnittsbreite x 96 Länge=4080, dividiere mit 160 bringt 25½ Acker.

Landmessungen

Ein Landbezirk (Township) besteht in Canada aus 36 Sektionen oder Abschnitten; jede Sektion ist eine englische Meile lang und breit. Eine Sektion besteht aus 640, eine viertel Sektion also aus 160, eine achtel, nördlich und südlich eine halbe Meile lang und eine viertel Meile breit, aus 80 Acker; ein sechszehntel Abschnitt, eine viertel Meile im Quadrat, aus 40 Acker.

Die Sektionen sind von 1 bis 36 nummeriert und beginnen an der südöstlichen Ecke, nämlich so:

31	32	33	34	35	36
30	29	28	27	26	25
19	20	21	22	23	24
18	17	16	15	14	13
7	8	9	10	11	12
6	5	4	3	2	NW NE SW SE

Obiges Diagram zeigt die Einteilung eines Townships.

Die „Sections" sind alle in Viertel eingeteilt und wie oben in Sektion Nr. 1 nach den vier Punkten des Horizonts benannt. Eine viertel Sektion wird in derselben Weise eingeteilt und bezeichnet.

Jedes Township wird mit einer Township-Nummer und einer Range-Nummer bezeichnet. (Township 24, Range 7).

Da alle Townships quadratförmig und von gleicher Größe sind, liegen dieselben in Reihen und laufen deren Grenzlinien alle parallel.

Die Anzahl Townships in einer Provinz richtet sich selbstverständlich nach deren Flächenraum.

Die Bezeichnungen Township und Range entstehen wie folgt:

Das öffentliche Gebiet Canadas wird durch von Norden nach Süden laufende Linien, sechs Meilen auseinander in Streifen verteilt, welche "Ranges" genannt werden. Diese Streifen werden dann wieder durch Linien, welche von West nach Ost laufen und ebenfalls sechs Meilen auseinander sind, in Quadrate von 36 Quadratmeilen verteilt, welche man Townships nennt.

Als Anfangszahlpunkt für die Ranges wählt die Land Office gewöhnlich einen Haupt-Meridian und nummeriert dann nach Westen wie z.B.: 4w, 3w, 2w, 1w — R1e, 2e, 3e, 4e usw.

Beim Nummerieren der Townships wird irgend eine der Land Office bequeme Basis gewählt. von der aus sie nach Norden und Süden nummeriert, wie T1n T2n, T1s, T2s usw.

Wie viel Stacheldraht wird für die Errichtung eines Zaunes benötigt?

Aus der untenstehenden Tabelle ist zu ersehen, wie viel Pfund Stacheldraht für die Errichtung eines 1- 2- oder 3-reihigen Zaunes notwendig sind. Die Schätzung ist 1 Pfund Stacheldraht für jede Rute (rod= 16½ Fuß).

	1 Reihe	2 Reihen	3 Reihen
1 Quadrat-Acker	50 2-3 lbs.	102 1-3 lbs.	152 lbs.
1 Seite eines Quadrat-Ackers	12 2-3 lbs.	25 1-3 lbs.	38 lbs.
1 Quadrat halben Acker	36 lbs.	72 lbs.	108 lbs.
1 Quadrat-Meile	1,280 lbs.	2,560 lbs.	3,840 lbs.
1 Seite einer Quadrat-Meile	320 lbs.	640 lbs.	960 lbs.
1 Rute Länge	1 lbs.	2 lbs.	3 lbs.
100 Fuß Länge	6 1-16 lbs.	12 1-3 lbs.	18 3-16 lbs.

Vergleichende Tabelle der Bekleidungsmaße in Canada und Europa

Deutsche Schuhgrößen im Vergleich zu amerikanischen

Schuhbreiten — Bei Schuhen spielen auch die Breiten eine Rolle, die in Europa im allgemeinen von 0—5 gehen, was dem hiesigen A—EE entspricht. Eine Dame, die in Europa 38—0 hat, braucht also 6A, gemäß der nachstehenden Tabelle der Breiten:

Amerik.	Europ.	Amerik.	Europ.
A	0	D	3
B	1	E	4
C	2	EE	5

Welches ist die Schuhgröße eines Mannes, der in Europa 41—3 hat? Die Antwort lautet 8D. Ein Kind, dessen Schuhgröße in Europa 28—2 ist, hat demnach hier Kindergröße 10½C.

Schuhe für Erwachsene

Deutsche Schuhgröße (franz. Maß)	Amerikanische Schuhgröße
35	3— 3½
36	4— 4½
37	5— 5½
38	6
39	6½
40	7— 7½
41	8
42	8½
43	9— 9½
44	10—10½
45	11—11½
46	12—12½
47	13

Kinderschuh-Größen

Deutsche Schuhnummer (franz. Maß)	Amerikanische Schuhnummer
16	1
17	1½— 2
18	2½
19	3 — 3½
20	4 — 4½
21	5
22	5½
23	6½
24	7 — 7½
25	8 — 8½
26	9
27	9½—10
28	10½
29	11 —11½
30	12
31	12½
32	13½— 1
Knaben- und Mädchengrößen	
33	1½
34	2—2½
35	3—3½
36	4—4½

Strumpf — im Verhältnis zu Schuhgrößen

Achtung! Das einzige amerikanische Maß, das keine Unterschiede zu einem europäischen Aequivalent aufweist, ist das für Strümpfe und Socken.

Wie gesagt, besteht zwischen den hiesigen und den europäischen Strumpfgrößen für Männer, Frauen und Kinder keinerlei Unterschied. Die Ursache hierfür ist der maßgebende Einfluß der englischen Strumpfindustrie in der ganzen Welt; dieser brachte es mit sich, daß man überall Strümpfe in Zoll (inches) mißt. Kinderstrümpfe werden in der ganzen Welt einfach durch das Alter in ihren Größen bestimmt. Die Tatsache der vollkommenen Identität der englisch-amerikanischen und der kontinental-europäischen Strumpfmaße ergibt nun aber die Möglichkeit, die Schuhgrößen zu errechnen, wenn man die Strumpf- oder Sockengrößen kennt. Wir geben deshalb in der folgenden Tabelle das Verhältnis der wichtigsten Schuhgrößen für Erwachsene zu den Strumpfgrößen wieder.

Schuhe	Strümpfe
5½—6	9½
6½—7	10
7½—8	10½
8½—9	11
9½—10	11½
10½—11	**12**

Ueber das Verhältnis von **Kinder-Schuhen und Strümpfen** gibt die folgende Tabelle Auskunft:

No. 1 Babyschuh	gleich	4	Strumpf
" 2—3 "	"	4½	"
" 4 "	"	5	"
" 5 "	"	5½	"
" 6—7 Kinderschuh	"	6	"
" 8 "	"	6½	"
" 9—10 "	"	7	"
" 11 Knabenschuhe	"	7½	"
" 12 "	"	8	"
" 13, 1 und 2 Knabenschuh	"	8—8½	"

Die Schuhnummern werden in Europa nach dem sogenannten französischen Stichmaß berechnet: 3 Stich sind 2 Zentimeter.

Herrenhemden-Größen

Nachfolgend eine Liste der Herrenhemden-Größen, die gewöhnlich nach der Kragenweite gemessen werden. Bei Sporthemden, die offene Kragen haben, oder bei Jersey-Hemden, die kragenlos sind, kommen meist nur drei Größenmaße in Betracht, nämlich klein, mittelgroß und groß.

Deutsch (cm)	Amerikanisch (Zoll)
32	12½
33	13
34	13½
35—36	14
37	14½
38	15
39	15½
40—41	16
42	16½
43	17
44—45	17½
46	18

Hutgrößen

Deutsch Damen und Herren Umfang (cm)	Amerikanisch Damen Umfang (Zoll)	Amerikanisch Herren Durchm. (Zoll)
51	20	6⅜
52	20½	6½
53	21	6⅝
54	21¼	6¾
55	21½	6⅞
56	22	7
57	22½	7⅛
58	23	7¼
59	23¼	7⅜
60	23½	7½
61	24	7⅝
62	24½	7¾

Deutsche und amerikanische (canadische) Kleidergrößen

Europa:

Oberweite (Zentimeter)	78	82	86	90	96	102	108	112	118	122
Größe	40	42	44	46	48	50	52	54	56	58
	11-12	**13-14**	**15-16**	**I**	**II**	**III**	**IV**	**IVa**	**V**	**VI**

Mädchen- und Damenkleider

Amerika:

Oberweite (Zoll)	30	32	34	36	38	40	42	44	46	**48**
Größe	**12**	**14**	**16**	18	20	(22) 40	42	44	46	**48**

Kinderhemdhosen (Union Suits)

Die richtigen Größen für Kinderhemdhosen lassen sich errechnen, wenn man das Alter und die Statur, bezw. die Größe der Figur der Kinder kennt, und zwar nach dem folgenden Schema:

Alter	Amerik. Größe	Länge in Zoll (deutsche)
3— 4 Jahre	2	29
5— 6 Jahre	2	32
7— 8 Jahre	4	36
9—10 Jahre	5	40
11—12 Jahre	6	48
13—14 Jahre	7	48

Es kann vorkommen, daß ein 14jähriges Kind die Statur eines 16jährigen hat oder umgekehrt. Darauf ist natürlich zu achten.

Kinderhemden und Hosen

Auch hier bietet das Alter der Kinder den sichersten Maßstab dar, und man kann sich dabei der folgenden Tabelle bedienen:

(Die Hemden und Höschen sind in V. S. Kindergrößen angegeben).

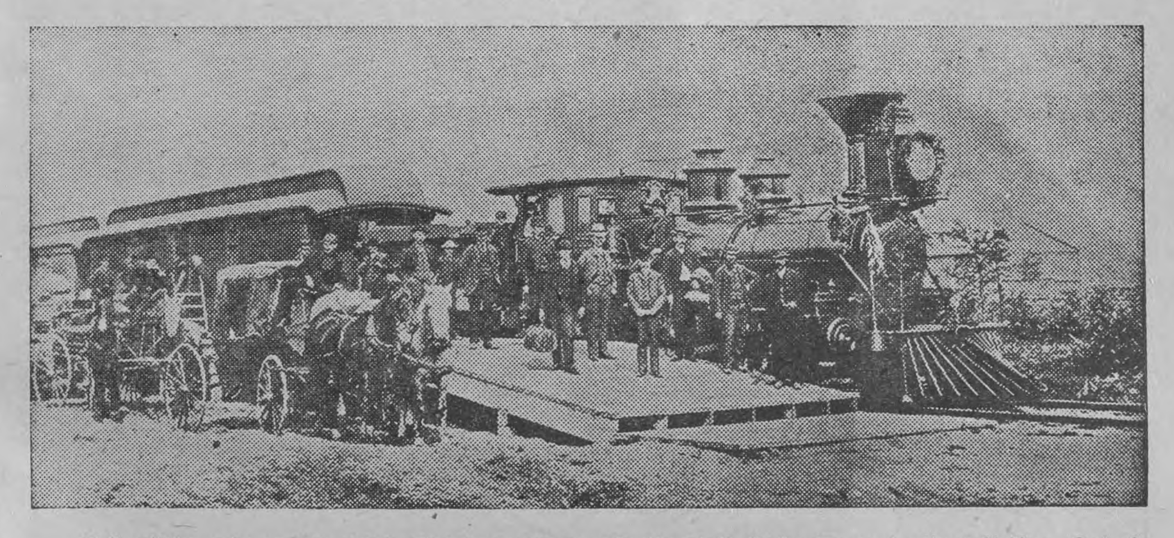
1 Jahr	16	16
1—1½ Jahre	18	16
1½—2 Jahre	20	18
2— 4 Jahre	22	20
4— 6 Jahre	24	22
6— 8 Jahre	26	24
8—10 Jahre	28	26
10—12 Jahre	30	28
12—13 Jahre	32	30
13—14 Jahre	34	32
14—15 Jahre	34	34

Herren- und Jünglingsgrössen

Deutsch (Zentimeter)												
Oberweite	80	86	90	93	96	100	104	108	112	116	120	18
Unterweite	68	72	74	76	79—82	86	90	94	100	107	112	118
Größe	14	15	16	0	I	IA	II	IIA	III	IIIA	IV	V

Amerikanisch (Zoll)												
Oberweite und Größe	32	34	35	36	37=38	39	40	42	44	46	48	50
Unterweite	26	28	29	30	31=32	34	35	37	39	42	44	46

DAS WAR CANADA



Stürmisch wurde am 30. Juni 1886 der erste transkontinentale Passagierzug in Port Arthur, Ontario begrüßt. Ein neues Zeitalter war damit angebrochen. Ungeheure Schwierigkeiten mußten überwunden werden, um die riesige Strecke durch oft unwegsames Gelände zu bauen. Doch der Pioniergeist des 19. Jahrhunderts, an dem unsere Vorfahren Teil hatten, überwand auch die letzten Hindernisse und zum erstenmal konnte man mit der Eisenbahn von Küste zu Küste reisen. Heute ist es für uns eine Selbstverständlichkeit in wenigen Tagen die 3000 Meilenstrecke zu überwinden, und niemals mehr werden wir jenen Stolz darüber empfinden dürfen, wie ihn die hier auf unserer historischen Aufnahme abgebildeten Männer und Frauen hatten.